

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1928)

Artikel: St. Gallen : ein Beitrag zur Städtegeographie der Schweiz
Autor: Schmid, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092125>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ST. GALLEN

Ein Beitrag zur Städtegeographie
der Schweiz

von

Dr. E. Schmid

Einleitung.

Trotzdem die Städte uralte, wichtige Elemente der Kulturlandschaft darstellen, ist die Städtegeographie noch ein junger Zweig der geographischen Forschung. Die ältesten Stadtstudien sind fast ausschliesslich historische Darstellungen. Unter dem Einfluss von Ritter und Ratzel begannen indes Untersuchungen, die insbesondere die Abhängigkeit der menschlichen Ansiedelungen von der geographischen Umwelt ergründeten. Seither haben sich eine Reihe bedeutender Fachleute der geographischen Erforschung der Städte angenommen. Dabei hat sich die Auffassung über das junge Forschungsgebiet stofflich erweitert, umgestaltet und methodisch intensiv auf- und ausgebaut. Es wurde nicht mehr allein der Zusammenhang der Stadtsiedelungen mit der Landesnatur in Betracht gezogen; vielmehr folgte eine analytische Behandlung der physischen Landschaftselemente, der Stadt als Siedelungserscheinung und die räumliche Anordnung als Siedelungs-, Wirtschafts- und Kulturgebiet. Zu dieser Analyse gesellte sich schliesslich die Feststellung der anthropogeographischen Wechselbeziehungen und Wirkungen im Gesamtbilde der Grosssiedelung. Durch solcherlei erklärende Beschreibungen, verbunden mit kartographischen Wiedergaben des Siedelungsgrundrisses wird das Bild einer Stadt körperlich und geistig klarer und dadurch lebensvoller.

In der Schweiz hat Biermann¹⁸ als Erster eine allseitige städtegeographische Studie über Lausanne verfasst. Wirth¹¹⁶ hat ebenso in seiner Anthropogeographie von Schaffhausen eine ausgezeichnete Schilderung der Rheinstadt entworfen. Walther¹⁰⁷ lieferte in einer jüngst erschienenen Arbeit über Zürich einen wertvollen Beitrag zur schweizerischen Städtegeographie. Hotz⁵⁶ nahm die Lage Basels, Girardin⁴² diejenige Freiburgs zum Gegenstand seiner Untersuchungen. Schliesslich behandelte Hassinger⁵³ in trefflicher und vielseitiger Weise neuerdings die Rheinstadt Basel.

Vergleichende Betrachtungen und generelle Behandlung der Schweizerstädte finden wir in den anregenden Studien von Biermann¹⁹, Vosseler¹⁰⁵, Wohlfender¹¹⁷ und Girardin⁴³.

Für den Geographen ist die Arbeit von H. Ammann³ über die Schweizerische Kleinstadt ausserordentlich wertvoll. Die Grosszahl unserer Schweizerstädte entbehrt indes noch der geographischen Untersuchungen, und der Forschung bleibt auf diesem Gebiete noch ein weites Feld der Betätigung übrig.

Die angegebenen Zahlennummern beziehen sich auf das Literaturverzeichnis im Anhang.

Jeder grösseren Siedelung liegt die Idee der Konzentration von Menschen, Häusern und Wirtschaftsbetrieben zu Grunde. Gleichartiger Volksgeist, gleichartige Wirtschafts- und Verkehrsinteressen (Markt, Handel, Gewerbe, Industrie), gemeinsame Gefahr und gemeinsame Verteidigung schufen in der Stadt ein organisches Ganzes: Ein geographisches und völkisches Individuum. Als solches repräsentiert es bereits einen Gegensatz zum Land. Die Stadt ist Markt-, Gewerbe- und Handelsplatz, währenddem sich das Land als Versorgungs- und Absatzgebiet von der Großsiedelung abhebt. Somit tragen die Städte bereits das Kennzeichen einer bestimmten, höhern Kultur in sich. Und wie sie selbst das Bestreben nach einem effektiven und repräsentativen Mittelpunkt der Landschaft darstellen, so sehen wir dasselbe Streben innerhalb der Stadt, in der immer gewisse dominierende Partien sich finden.

Vergleicht man die Städte verschiedener Gebiete miteinander, so gewahrt man selbst über Landesgrenzen hinweg zahlreiche wiederkehrende Erscheinungen, neben allerhand individuellen Eigenschaften. Dies ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, dass gleichartige Naturverhältnisse oder Lebensweise, Erwerb und dergleichen ähnliche Siedelungserscheinungen im Gefolge haben. Wie oft erzeugt vor allem ein gleichartiges Gelände ähnliche Stadtbilder. Unterscheiden wir doch Städte der Ebenen, ferner Hang-, Mulden-, Becken- (Paris, Wien etc.), Nischen-, Kessel-, Kuppenstädte usw. Zeigen von letzterem Typus nicht Romont, Greyerz und Regensberg ein ähnliches Bild? Oder wieder unter sich die Flußschlingenstädte: Bern, Freiburg und Brémgarten. Ferner die See-Endstädte Zürich, Genf, Luzern; dann die Brückenstädte Basel, Schaffhausen usw.

Viele Städte besitzen ausgesprochene Kristallisationspunkte in Kirchen, Klöstern, Rathäusern, Marktplätzen. Wieder andere zeigen mannigfache Uebereinstimmungen in alten Schutzeinrichtungen (Mauern, Türme, Tore, Wälle, rundliche Form usw.), oft auch in den Strassenanlagen (Ringstrassen, Radialstrassen, Längs- oder Querstrassen usw.). Selbst die moderne Stadtentwicklung weist zahlreiche, ähnliche Erscheinungen auf, wie z. B. Neu- und Vorstädte, Zerstörung alter Bollwerke, Bildung von Villen-, Schul-, Fabrik-, Arbeiter- und Verkehrsquartieren. Es ist eine dankbare Aufgabe der vergleichenden Städtegeographie, diese Dinge für weite Gebiete vergleichend zu betrachten.

Für jede Stadt sind geographische Bedingungen von einschneidender Bedeutung. Je günstiger das Zusammenspiel gewisser Faktoren ist, umso sicherer sind Existenz und Gedeihen einer Stadt. Daher das hohe Alter vieler Städte und die Kontinuität im Festhalten des Siedelungsplatzes. Mit Recht sagt P e n c k ⁷¹: „Wo die natürlichen Verhältnisse gut sind, da erhalten sich die städtischen Siedelungen trotz des Wechsels der Zeiten. Sie überdauern Zerstörungen, Kriege und andere verhängnisvolle Erscheinungen und erheben sich immer

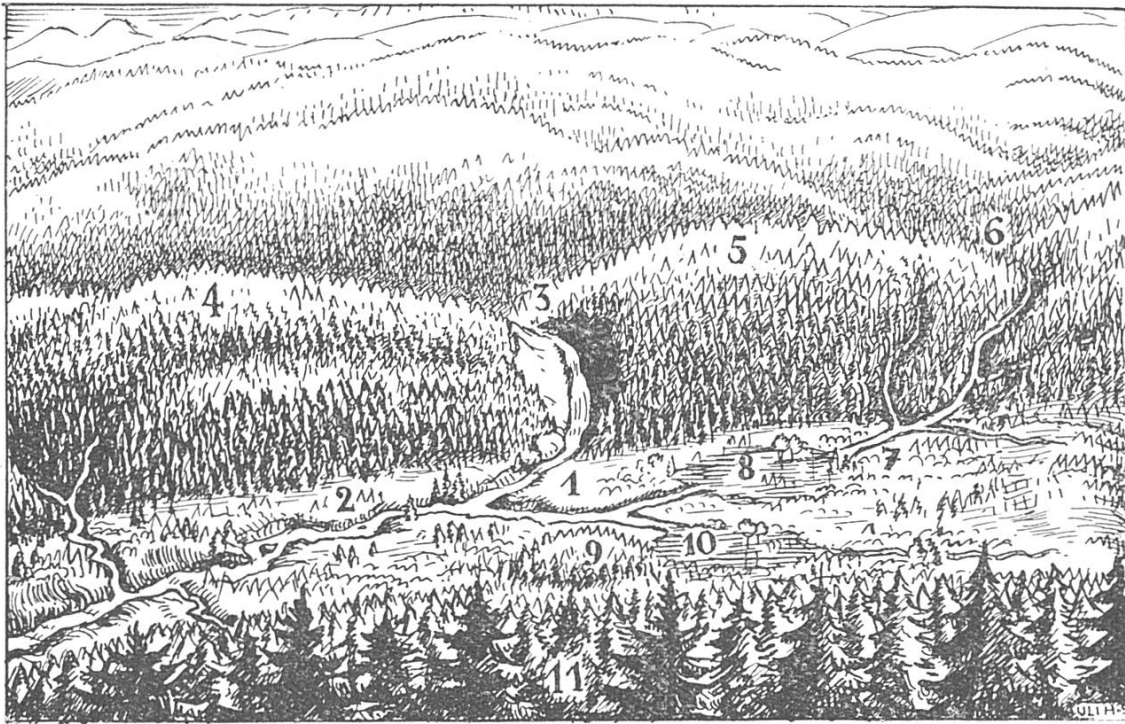
aufs neue wieder aus den Trümmern. Gutgelegene Städte überleben ihre Begründer, überleben Herrschergeschlechter, Staaten, ja ganze Völker.“

Die nachfolgende Abhandlung versucht in knappen Zügen ein geographisches Bild der Stadt St. Gallen und deren äussern und innern Bedingungen ihres Bestehens zu vermitteln. Dabei erfahren die natürlichen Faktoren, weiterhin aber auch, soweit dies nötig war, die geschichtliche Entstehung Berücksichtigung. Neben dieser erklärenden Beschreibung von Stadt und Landschaft werden schliesslich die Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse erörtert. Ausgehend von der Urlandschaft, wollen wir die Ursachen erwähnen, die zur ersten Siedelungsanlage führten. Daran anschliessend soll die Entwicklungsgeschichte der Stadt nach Art, Form, Grösse, Wirtschaft und Bevölkerung erklärt werden. Vielfach werden wir dabei an die Neuzeit anknüpfen. Dem Verfasser kam es vor allem darauf an, die Bedingtheit der Stadt als Siedelung und Wirtschaftszentrum in deren wichtigsten Lebensäusserungen hinlänglich klarzustellen. Das Ganze soll indes keine Untersuchung des modernen Städtewesens mit all den Fragen der Bevölkerungspolitik, Hygiene, städtebaulichen Problemen und dergleichen sein. Nur soweit als diese Dinge zur Erklärung des heutigen Städtebildes beitragen, sollen sie erwähnt werden. Selbst die historische Entwicklung der Stadt und ihrer Bevölkerung findet nur soweit Berücksichtigung, als sie auf geographische Ursachen zurückzuführen ist, geographische Wirkung ausübte, oder sonst irgendwie der Stadt ihren Stempel aufdrückte.

Zahlreiche Quellen, wie Chroniken, alte und neue Stadtpläne, Statistiken usw. wurden verwertet. Viele Exkursionen im Stadtgebiet und deren Umgebung boten weiterhin interessante Einblicke in das Werden unserer Stadt.

Indem unsere Darstellung also eine kurze, zusammenfassende geographische Schilderung der Stadt sein will, ist mit diesem Ziele angedeutet, dass manche Kapitel nicht ausführlicher zur Behandlung gelangen konnten. Es bleibt für Detailarbeiten noch viel zu tun übrig. Wünschenswert hiefür ist freilich, dass unsere Stadt in nicht allzu ferner Zeit ein statistisches Amt einrichte. Die Anfänge dazu bestehen, ein Ausbau lohnt sich gewiss.

Wenn diese Schrift schliesslich zu weitem heimatkundlichen Forschungen anregt, so dient sie gerne diesem fernern Zwecke.



1. Rekonstruiertes Bild der Urlandschaft St. Gallens.

1. Platz der Galluszelle. 2. Steinach. 3. Mühltobel. 4. Freudenberg. 5. Berneckhöhe. 6. Nestsattel. 7. Irabach. 8. Kugelmoos. 9. Irahügel. 10. Hopsgermoos. 11. Rosenberg.



2. Das Kloster St. Gallen
nach dem Plane von Abt Gozbert vom Jahre 820.

A. Der Werdegang der Siedelung.

I. Das Kloster, seine Gründung und Entwicklung.

St. Gallen ist eine eigenartige Siedelung, zumal nach ihrer Entstehung, ihrer Lage und Entwicklung. Wer von Westen oder Osten, von Süden oder Norden unser Stadtgebiet betritt, ist von verschiedenen geographischen Faktoren überrascht. Einmal von der Höhenlage, sodann von den topographischen Verhältnissen, weiter von der Verkehrslage und schliesslich von der ansehnlichen Grösse der Siedelung in dieser Umgebung.

Wieso entstand die eigenartige Stadt in solch erheblicher Meereshöhe? Diese nächstliegende Frage zu beantworten, werfen wir einen Blick in die Vergangenheit. Dabei werden wir erkennen, dass St. Gallen eine wesentlich andere Gründung darstellt und zum Teil auch eine andere Entwicklung nahm, als die meisten übrigen Schweizerstädte. Gerade deswegen ist es angezeigt, die historische Entwicklung der eigentlichen geographischen Behandlung vorausgehen zu lassen. Wir kommen dabei zu folgender Gliederung:

- a) Klostergründung.
- b) Gründung der Stadt und deren Entwicklung bis Ende des 18. Jahrhunderts.

Heute noch tritt im Stadtbild das Kloster, dieser architektonische Mittelpunkt mit dem hohen Turmpaar der Kathedrale mächtig in die Erscheinung. Dieses hehre Wahrzeichen erinnert den Beschauer unwillkürlich an die ursprüngliche Gründung und an den ursprünglichen Zweck der Siedelung. Nicht weniger erinnern zahlreiche Orts- und Flurnamen in der Umgebung der Stadt, wie z. B. St. Fiden, St. Georgen, Heiligkreuz, St. Leonhard, St. Jakob, St. Magniberg, St. Lorenzen, St. Josephen, dann Notkersegg, Bernhardzell, Straubenzell und Appenzell* an eine religiöse Beziehung. All diese Gründungen, seien es Kirchen, Einsiedeleien, Kapellen u. a. m. belegen auch unzweideutig die intensive religiöse, kulturelle und kolonisationsartige Tätigkeit des Stifts.

Von diesem geben die geschichtlichen Forschungen Kunde, dass der irische Glaubensbote Gallus ums Jahr 613, begleitet von dem Arboner Diakon Hiltbold, sich im Gebiete des heutigen Klosters niederliess. Von Arbon aus, der Steinach folgend, liess sich Gallus nach der Sage im obern Arbonerforst, am Fusse des steilen

*Die Aptenzelle wurde 1061 gegründet für die Viehzucht treibenden Leute jener Gegend.

Steinachwasserfalls, auf einer erhöhten Stelle als stiller Siedler nieder. Dieser Urlandschaft der spätern Stadt reihten sich im Süden, Südwesten und Südosten die Steilhänge der *Berneckhöhe* und des *Freudenberges* an, welche damals bis zum Talgrund völlig bewaldet waren. Beide Hangteile sind heute noch durch das wilde *Steinachtobel* getrennt. Im Norden und Nordwesten erstreckte sich zunächst der kleine *Irahügel* mit dem *Hopsgermoos* (Gebiet der Engalgasse), weiter nördlich der Sonnenhang des *Rosenbergs*, der ebenfalls bewaldet und an seinem Fusse streckenweise wohl von einem Bache begleitet war. Im Südwesten lag das *Kugelmooos* (Leonhardquartier), das vom *Irabach* durchflossen wurde. Weiter ab folgten derselben Richtung die *Menzlenhöhe*, das *Sitter-*, *Wattbach-* und das *Urnäschobel*. Nach Nordosten schliesslich zog die Steinach durch das *Galgentobel* dem Bodensee zu und weiter ostwärts die *Goldach* als selbständiges Flüsschen durch ein tiefes Tobel ebenfalls ins „Schwäbische Meer“. Ringsum war diese Landschaft von dem mächtigen *Arbonerforst* eingenommen.

In der wilden, rauhen Abgeschiedenheit des Steinachhochtals lebte der fromme Gallus treu seinem Glauben und dessen Verbreitung. Eine schlichte Zelle, die *Galluszelle*, stellte einen dürftigen niedern Holzbau dar. Später gesellten sich ein *Bethaus*²⁷ und eine Wohnstätte („*Oraculum et habitaculum*“) zum Wirkungsplatz des bescheidenen, gottesfürchtigen Klausners und seiner Jünger. Bald war der Name Gallus im Bodenseegebiet und weit darüber hinaus bekannt und berühmt. Die *Galluszelle* wurde mehr und mehr zum Mittelpunkt der christlichen Mission in diesem Landesteil.

Nachdem Gallus im Jahre 630 (nach andern Berichten um 645) gestorben war, entwickelte sich seine Grabstätte bald zum Wallfahrtsort. Unter Priester *Othmars* Leitung entstand an Stelle der *Galluszelle* ums Jahr 720 ein Kloster. Dieses Stift bezeichnete man zu Ehren des heiligen Gallus als Kloster Sankt Gallen. Leider ist es nicht möglich, aus den vorhandenen, spärlichen Resten und Nachrichten ein völlig klares Bild über die erste Kirche und die Klosterbauten zu bekommen.

Umgrenzt war das relativ eben gelegene Stift im Osten und Süden von der Steinach, sowie den südlichen Höhenzügen, im Norden und Nordosten durch den kleinern, von Westen kommenden *Irabach* und im Westen durch ein Bächlein, das vom spätern Damm her gegen *St. Laurenzen* und von da in den *Irabach* floss. Somit genoss die Gründung eine halbinselartige Schutzlage. Bedenkt man, dass Wasser, Fische, ferner ein holz-, beeren-, kräuter- und wildreicher Wald die nächste Umgebung des einsamen Siedlers bildeten, so bekommt man den Eindruck, dass bewusste, kluge Ueberlegungen und nicht blosse Willkür oder ein Zufall Gallus zur Wahl seines Wohnplatzes bestimmten. Die natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse waren also gut ausgenützt. Gleichzeitig erfüllte

der leidlich geschützte, durch etwelche Ueberhöhung auch gegen Ueberschwemmungen gefeite Platz noch ein besonders wichtiges Erfordernis: Die Stille, Ruhe und Abgeschlossenheit für innerliche und religiöse Sammlung.

Das Kloster St. Gallen, das übrigens anfänglich nach den irischen Regeln Kolumbans, später nach den Regeln des Benediktinerordens lebte und bald zu hoher Berühmtheit gelangte, erregte ebensobald den Neid des Bistums von Konstanz, sowie besonders die Beutesucht benachbarter allemannischer Grafen, die die Besitzungen des Klosters allmählich an sich rissen und sie teilten oder zerstörten. (Warin, Rudhardt usw.) Die fortgesetzten Bedrückungen drängten die Mönche schliesslich königliche Hilfe anzurufen. Diese wurde ihnen schon 817 gewährt und unter der besondern Gunst Ludwigs des Frommen völlige Unabhängigkeit vom Bistum Konstanz, Selbstverwaltung und freie Abtwahl zugesichert, wozu sich noch bedeutende Schenkungen gesellten.

Um diesen Angelpunkt der Bildung und Gelehrsamkeit bildeten sich allmählich das Dorf und später die Stadt St. Gallen. „Für Jahrhunderte ist darum die Entwicklung der Stadt St. Gallen von der Geschichte des Klosters nicht zu trennen und auch für spätere Zeiten, wo von einer gesonderten Stadtentwicklung gesprochen werden kann, erfordern die Beziehungen zu dem von der Stadt umschlossenen Stifte stets Berücksichtigung der gleichzeitigen Klostergeschichte.“⁸⁸

St. Gallen ist somit erst im 8. Jahrhundert im Anschluss an eine rein religiöse Gründung, aus einer Klostersiedelung, hervorgegangen.

Hier gab also im Gegensatz zu den meisten Städtegründungen unseres Landes nicht eine gute Verkehrslage, sondern im Gegenteil die Abkehr von den Menschen Anlass zur Ortsgründung. Diesen Gedanken bringt auch Biermann¹⁹ zum Ausdruck, wenn er sagt: „Saint Gall est le meilleur exemple d'une ville qui n'a pas été créée par une route; car le moine qui lui a donné son nom, a recherché avant tout la solitude.“

Ohne das Kloster könnte man sich die Entstehung der Stadt St. Gallen in dem rauhen, abgeschiedenen Hochtal, umgeben von Tobeln und stotzigen Hängen kaum denken. Dass die entstandene Stadt die Lage-Vorteile, bestehend im Wasser-, Holz- und Wildreichtum, aber auch die Nachteile, wie z. B. die Verkehrsabgeschlossenheit und dergleichen mit dem Kloster teilte, ist selbstverständlich. Die natürliche, räumlich aber eng beschränkte Schutzlage des Klosters erzeugte sich für den offenen und in Entwicklung begriffenen Ort bald als ungenügend. Von einem natürlichen Schutz der Lage der Stadt kann kaum gesprochen werden. Ja die Lage des Ortes auf dem Talboden und die teilweise direkte Anlehnung an den Hang war in strategischer Hinsicht sogar recht bedenklich. Ummauerung, Wall und Graben erwiesen sich deshalb in der Folge als nötig.

Betrachten wir das St. Gallen von heute, so erkennen wir, dass der Charakter der Siedelung im Laufe der Zeiten sich völlig geändert hat. Aus der Klostersiedelung, für die der gewählte Platz durchaus günstig war, wurde im Wandel der Jahrhunderte eine Industriestadt, deren Weltlage sehr zu wünschen übrig lässt. War für die Klosterinsassen und deren religiöse Handlungen die Einöde, die Schwerzugänglichkeit und die stille Abgeschiedenheit günstig, so erwiesen sich dieselben Faktoren für die heutige Erwerbseinstellung der Stadt als grossenteils ungünstig. Das Festhalten am Siedelungsplatz des Klosters brachte besonders der modernen Industriestadt manche unausbleibliche Nachteile. Diese lassen sich teilweise mit der nachteiligen Lage vieler Schutz- und Trutzsiedelungen des Mittelalters vergleichen. (Regensberg, Romont, Greyerz usw.)

In der st. gallischen Klostergeschichte tritt die Zeit des Abtes *Gozbert* (816—37) markant hervor. Unter ihm wurden 830—37 zahlreiche grössere Bauten ausgeführt. Noch ist im Stiftsarchiv der von unbekannter Hand eingelieferte und dem Abt Gozbert gewidmete Plan dieser Klosteranlage erhalten. Nach diesem bildete die Anlage ein Viereck von 140 m Länge und 100 m Breite. Inwieweit der Plan dem wirklichen Bau entsprach, ist nicht genau ermittelt. Im grossen und ganzen aber scheinen Bau und Plan keine wesentlichen Abweichungen voneinander zu zeigen. — 937, 1314 und 1418 brannte die Klosterkirche samt manchen Zugebauten ab, so dass nur die Grundmauern übrig blieben.²³ In der Hauptsache wurde beim Wiederaufbau der alte Grundriss, mindestens für die Kirche, stets bestmöglichst aufrecht erhalten.

Im Plan des Klosters aus Gozberts Zeit sind die baulichen Teile, die Wirtschafts- und sozialen Zwecken dienten, geographisch interessant. Aus ihrem Vorhandensein lassen sich bemerkenswerte Rückschlüsse ziehen. Wir finden da neben den kirchlichen Räumen eine Abts- und Arztwohnung, Mönchsklausen, Schulen, ein Krankenhaus, eine Gärtnerei mit einem Gemüsegarten und einem Garten für Heilkräuter. Dazu Stallungen für Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine und Geflügel, ferner eine Bäckerei, Küferei, Schlächtereie, Drechslerei, ein Handwerkerhaus, eine Stampf- und eine Mahlmühle, mehrere Scheunen usw. Aus allem ersehen wir, dass das Kloster nicht nur ein geistiges Zentrum bildete, sondern auch eine trefflich organisierte, wirtschaftliche und soziale Institution auf kleinem Fleck darstellte, ganz ähnlich wie später die Stadt mit ihrer Umgebung.

Unter den Aebten *Grimald* 841—72, *Hartmut* 872—83 und *Salomon* 890—920 erlebte das Kloster als hochangesehener, geistiger Mittelpunkt eine erste Blütezeit. Treffliche Mönche, wie *Iso*, *Marzellus*, *Ratpert*, *Tutilo*, *Notker*, *Hartmann*, *Wolfram* u. a. m. waren sowohl berühmt als hervorragende Wissenschaftler, Dichter, Musiker, Schreibkünstler, Maler, Baukünstler, Aerzte, wie als glänzende Lehrer.

Kein Wunder, dass nach solchen Heimsuchungen das Kloster und das offene Dorf zur ersten Befestigung ihres Wohnplatzes zwischen Steinach und Irabach schritten. 953—54 wurde mit dem Bau einer Mauer mit Toren und Türmen begonnen und der Doppelsiedelung fortan durch die Umwallung ein Schirm gegeben. Das Dorf gewann durch diesen starken Abschluss (der ungefähr zwanzig Jahre später vollendet wurde), sowie durch den nach und nach sich entwickelnden Markt bald den Charakter einer Stadt.

Das Kloster hatte durch die geschilderten Heimsuchungen, sowie durch den Tod bedeutender Lehrer starke Einbusse erlitten, so dass es äusserlich und innerlich zurückging. Bald erholte es sich aber wieder. Neue Sterne tauchten unter den Mönchen auf. Von ihnen seien aus der zweiten Blütezeit des Klosters genannt: Der Maler und Schreibkünstler Kunibert; die Dichter und Uebersetzer Ekkehard I. und Ekkehard II. (der Held des Romans Ekkehard von Scheffel), Ekkehard III., dann der grosse Grammatiker, Dichter, Musiker, Astronom und Uebersetzer Notker Labeo ¹⁰¹.

Kein Wunder, dass das Kloster, als Angelpunkt solcher Gelehrsamkeit und Kunst, zahlreiche hohe Besuche erhielt, welche Ehre und Ansehen des Stiftes wiederum nicht wenig hoben.

Schon ums Jahr 747 wurde das Kloster von Karelmann, dem Bruder des Majordomus Pipin, besucht. 841 erschien Kaiser Ludwig II. Von 883 an besuchte Kaiser Karl der Dicke das Kloster mehrmals und bereicherte es sehr mit Privilegien und Vergabungen an Häusern, Einkünften und Gütern. Ein selbes tat 912 Kaiser Konrad.

Durch die vielen Schenkungen und durch eigenen Erwerb kam zunächst besonders das Gebiet der alten Landschaft St. Gallen, das „Stifts- oder Fürstenland“, wie es heute noch genannt wird, an die Gotteshausstiftung. Die Angehörigen des Stiftsgebietes waren als Gotteshausleute Untertanen des Klosters. Als solche hatten sie allerlei Lasten zu ertragen, indem sie Zehnten, Grund- und Bodenzinse und an Naturalgaben Eier, Flachs, Korn, Wolle, Käse und Vieh abliefern mussten.

Wie reich das Kloster schon zu Beginn des 10. Jahrhunderts war, geht daraus hervor, dass es an eigenen wie an Zinsgütern 160,000 Jucharten (Juchart zu 34—36 Aren) Boden in zusammen 4000 Huben besass. Zudem erhielt es die Einkünfte von vielen Kirchen, ferner zu den oben erwähnten Naturalgefallen noch viele Tagwen und andere Personalleistungen.² (Näf A., S. 145.)

Mit dem Geisteshelden Notker Labeo verblasste indes der Ruhm der St. Galler Klosterschule. Nur ein überragender Gelehrter ist aus späterer Zeit noch zu nennen: Der Historiker und Lateiner Ekkehard IV.

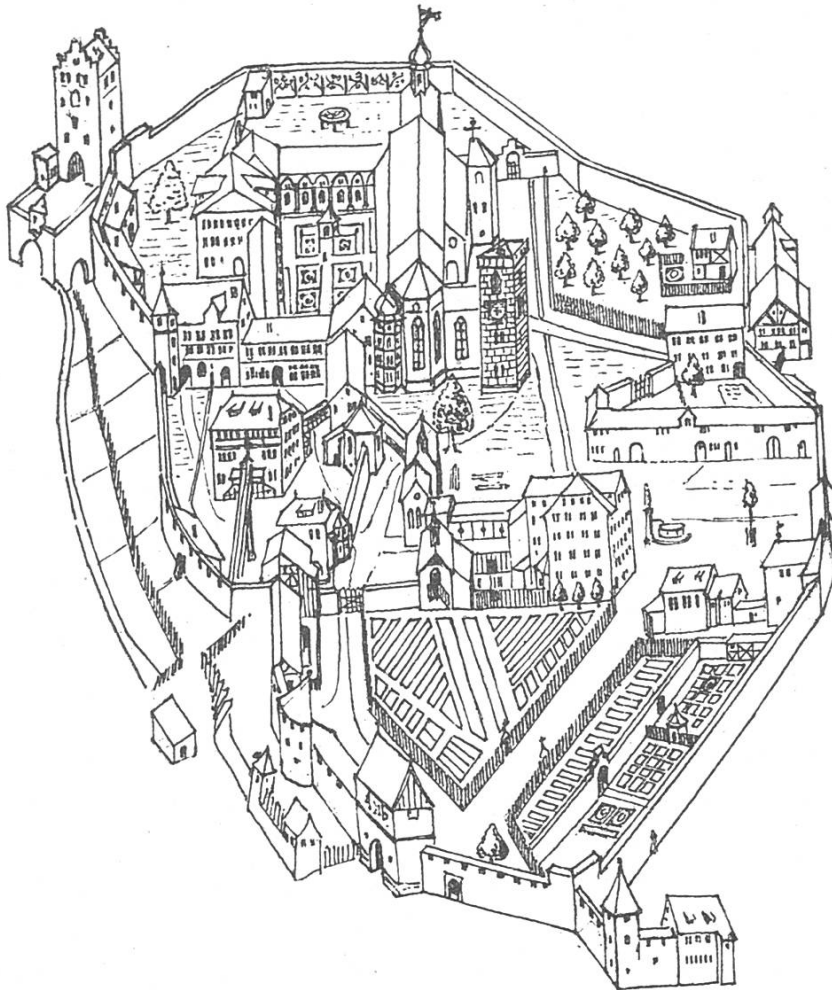
Der zunehmende Reichtum der angesehenen Abtei blieb nicht ohne Schattenseiten. Mehr und mehr trachteten die Aebte nach poli-

tischer Macht. Dies insbesondere seit dem Eindringen freiherrlicher Adelsgeschlechter ins Kloster.²⁹ Mehr noch als früher suchten die Aebte die Gunst der Könige, denen gegenüber man manche Verpflichtungen und Verbindlichkeiten einging. Unsere Abtei wurde auf diesem Wege zur Reichsabtei und zum geistlichen Fürstentum. Es fehlte nicht an einem Hof mit Gefolge, an Hofämtern mit Vasallen und selbst nicht an der Uebung im Kriegshandwerk. Die (vom 10.—13. Jahrhundert) erfolgte Umwandlung des alten Gallusstiftes ins geistliche Fürstentum bildet keine Einzelepisode. Sie vollzog sich im Zusammenhang mit dem allgemeinen Vorgang: der Ausbildung des geistlichen Reichsfürstenstandes.

Zu dieser Zeit lebten in der Umgebung des Klosters St. Gallen viele unfreie Dienstleute. Daneben bildeten aber Freie und etliche Grafengeschlechter auf verschiedenen Burgen keine allzeit angenehmen Nachbarn des Stiftes. (Die Grafen von Toggenburg, Kyburg, Montfort, Werdenberg und Zähringen.) Dazu gesellten sich als Rivalen stetsfort die Abtei von Reichenau und der Bischof von Konstanz. In solcher Umgebung und derart kampflustiger Zeit war Wehr geboten und ein kräftiger Abt mit tüchtigen Kriegern im Vorteil. Freilich, „ein weltliches Getriebe griff Platz und erfüllte das Kloster vielmehr mit dem Zeitgeiste des Rittertums als mit demjenigen des Mönchtums.“ Sich stark zu machen, schuf das Kloster Burgenfestungen an verschiedenen Fronten. (Burg Krätzern beim Sitterübergang, Mammertshofen, Hagenwil usw.) Im Investiturstreit, in welchem das Kloster bis 1122 zu Heinrich IV. und V. hielt, kämpften die Aebte ruhmreich gegen Kyburg, Altoggenburg, Hohentwil und Markdorf.⁸⁸ Mutige Fürstäbte, wie Ulrich III. von Eppenstein, Ulrich IV. von Sax, Conrad von Bussnang und Berchtold von Falkenstein gaben dem Kloster einen ritterfesten Rückhalt, so dass es eine angesehene Macht darstellte. Bis Wangen, Füssen und Kempten reichte der politische Besitz. Dass die vielen inneren und äusseren Kämpfe und Kriegsereignisse dem Stifte viel Not und Bedrängnis brachten, ist einleuchtend, dass weiter die einst so hochgepflegte Bildung nicht mehr zu ihrem Rechte kam, lässt sich aus den Zeitverhältnissen ebenfalls wohl begreifen. Die Entfaltung der äbtischen Ritterschaft zeitigte übrigens bald einen Gegner in der erstarkenden Stadt. Sie nützte Zeiten der Ohnmacht, Schwäche und finanzieller Nöte des Stiftes, um sich der äbtischen Oberhoheit zu entziehen. In der Folge sehen wir ein unablässiges, hartnäckiges Ringen zwischen Stift und Stadt, bis beide im Kanton aufgehen.

Vom 14. Jahrhundert an insbesondere strebte der Ort zielbewusst und zähe der Unabhängigkeit vom Kloster zu. Die nun folgenden Streitigkeiten der Abtei mit der Stadt und verschiedenen andern Nachbarn waren einer gedeihlichen Entwicklung des Stiftes selbstredend in hohem Masse hinderlich. Zum Streit mit der Stadt gesellten sich die Kriege des Abtes Kuno mit den

Appenzellern. 1403 wurde der geistliche Fürst von diesem trotzigem Bergvölklein bei Vögelinsegg (bezw. bei „Loch“) geschlagen. Zwei Jahre später (1405) folgte eine weitere Schlacht am Stoss. Wiederum fiel die Entscheidung zu Ungunsten des Abtes und seiner Verbündeten aus. Und wie anno 1403 fielen die siegreichen Appenzeller plündernd und zerstörend in die Gebiete der Abtei ein, ferner



4 Das Kloster ca. 1660.

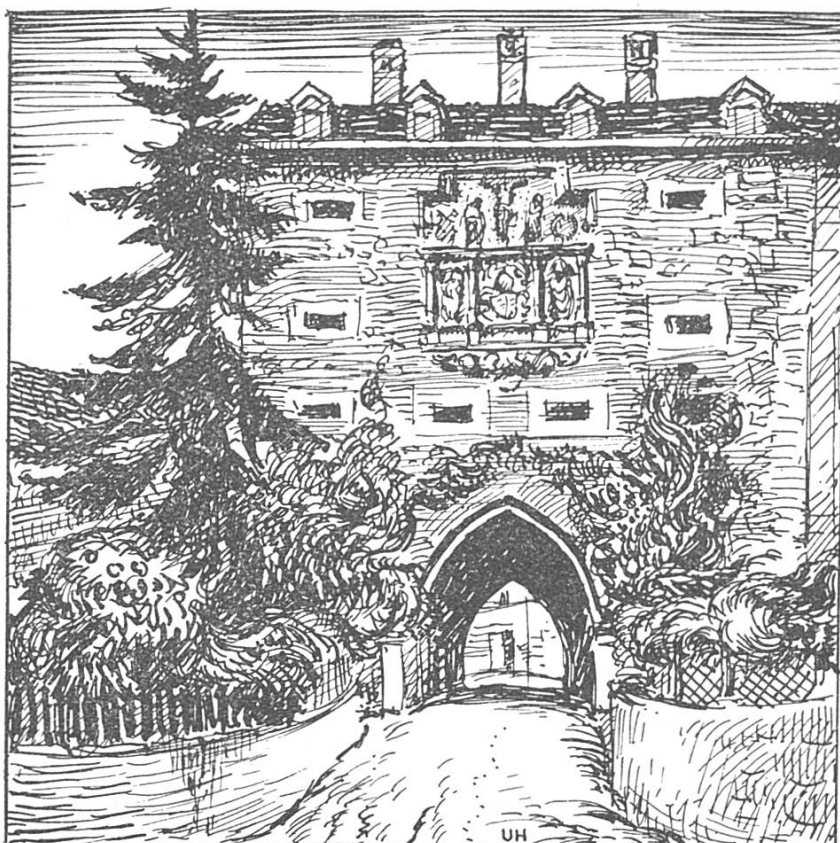
Nach einem Pergamentplan auf der Stadtbibliothek.

in den Thurgau und ins Vorarlberg, bis sie 1408 bei Bregenz entscheidend geschlagen wurden. Zahlreiche Burgen der Nordostschweiz wurden auf den Siegeszügen der Appenzeller zerstört und blieben Ruinen bis zum heutigen Tag.

Stand die Stadt bei Vögelinsegg noch auf Seiten des Abtes, so schloss sie sich am Stoss den Appenzellern an und nahm damit Anteil am gemeinsamen Sieg.

Ueberdies zerstörte 1418, also kurz nach dem Appenzellerkrieg, ein verheerender Brand Stadt und Kloster zum grössten Teil, nachdem früher schon verheerende Feuersbrünste hier gewütet hatten. Beim Wiederaufbau anno 1418 wurde die Ringmauer erneuert und (1422) die Iravorstadt („Unterstadt“) samt der Magnikirche und dem Katharinenklösterchen in den Mauerring und Wallgraben miteinbezogen.

In der Folgezeit erlangte die erstarkte Stadt im Jahre 1457 endlich die Unabhängigkeit vom Kloster. Doch führte gerade dieses Er-



5. Das Karlstor aus dem Jahre 1567, als letzterhaltenes Tor der Stadt.

eignis im selben Jahrhundert zu erneuten Streitigkeiten mit dem wiederaufblühenden und durch Gewinnung der Landeshoheit übers Toggenburg mit Wil (1468) ebenfalls erstarkten Kloster. Dies geschah zur Zeit des Abtes Ulrich Rösch von Wangen, der des ewigen Haders überdrüssig, das Kloster in einen Neubau nach Rorschach zu verlegen beabsichtigte. Dieser Neubau wurde indes in gewalttätiger Weise von den Stadtbewohnern St. Gallens, im Bunde mit den Appenzellern, zerstört. (1489.) Dafür folgte freilich eine Züchtigung der beiden Bundesgenossen durch die Eidgenossen, die 1490 die Stadt belagerten und die Bevölkerung durch Auferlegung eines hohen Schadenersatzes demütigten. Abt Ulrich, der „zweite

Gründer des Klosters“, kehrte hierauf wieder ins st. gallische Stift zurück und die Abtei verblieb hier, trotz des Wiederaufbaus des Klosters in Rorschach ums Jahr 1504.

Unterdessen tauchte die neue Glaubensbewegung der Reformation auf. Die vornehmsten Vertreter dieser neuen Geistesrichtung waren bekanntlich Joachim von Watt (Vadian) 1484 bis 1551 und Johannes Kessler.

Bei dem starken Anhang, den die neue Geistesrichtung gar bald in der Stadt gewann, und bei der weiterwährenden, unfreundlichen Einstellung der Bürgerschaft zum Kloster ist die 1527 erfolgte Uebersiedelung des Abtes nach Wil begreiflich. Der Verbleib daselbst dauerte freilich nicht sehr lange. Fünf Jahre später, nach dem zweiten Kappelerkrieg und nach erfolgter Einigung mit der Stadt, kehrte der Abt ins Stift zurück.

Im Kloster, das von 1566—67 endlich eine Ummauerung gegen die Stadt und im Karlstor einen selbständigen Ausgang erhielt, begann unter den Aebten Gozbert, Salomon und Cölestin Guggler von Staudach (1740—67) nochmals ein Aufblühen. In des letzteren Regierungszeit vollzog sich der Neu- und Umbau der Klosterkirche und Stiftsbibliothek zur heutigen Form, samt der Erweiterung des Kapitelgebäudes. Unter dem hochherzigen und wohlthätigen Abt Beda Angehrn erfolgte eine reiche Innenausstattung der Klosterkirche, sowie der Bau der „Pfalz“. Diese stellt den Bau-Flügel dar, in dem heute die kantonale Regierung ihren Sitz hat. Klosterkirche und Klostergebäude mit der Pfalz und dem Zeughaus umgeben seither den weiten, schönen Klosterhof.

Die vielen Neu- und Umbauten innerhalb des Klosters, die Erstellung von Strassen und Brücken, dann Zeit- und Hungersnöte brachten das Kloster in tiefe Verschuldung. Sie konnte selbst der energische und tüchtige letzte Abt Pankraz Forster trotz eifriger Bestrebungen nicht mehr ausgleichen.

Die Anzeichen einer neuen Zeit mit freiheitlichen Ideen, die aus Frankreich kamen, erschienen auch über unserer Stadt und unserem Land. Schon im November 1795 kam es zwischen Abt Beda und seinen Gotteshausleuten (z. T. gegen Auslösungsgelder) zu erstaunlich neuen und weittragenden Beschlüssen, wie: Aufhebung des Zehntens an Kartoffeln und Rüben, Auslösung des Falles und der Fastnachthühner, Befreiung der Brachfelder und Neugereuts vom Zehnten, Aufhebung der seit 1750 bestehenden Hofstattgelder, Gestattung von Bauten auf eigenem Boden ohne Abgaben, Besteuerung von Frauenklöstern, Weltgeistlichen, herrschaftlichen Beamten, freies Wahlrecht für gewisse Beamte usw. (Näf, S. 308.)

Die französische Revolution bedingte in der Klostergeschichte schliesslich einen letzten Umschwung. Unter dem Machtpruch Napoleons beschloss der Grosse Rat von St. Gallen am 8. Mai 1805 die Aufhebung des Klosters.

„Was von den Rechten und Gefällen des Klosters⁸⁸ in der Mediationsakte als Staatsgut bezeichnet war, ging mit den für die Regierung erforderlichen Gebäuden, einem Teil der Waldungen usw. an den Staat über. Das sonstige Stiftsvermögen wurde teils zur



6. Ansicht des heutigen Klosters (erbaut 1755–67).

Schuldentilgung des Klosters verwendet, anderseits dem katholischen Kantonsteil überwiesen für Armen- und Schulzwecke.“ Heute sind im Klostergebäude eine katholische Knaben- und eine Mädchensekundarschule untergebracht. Ausserdem hat in den Klostergebäuden seit 1847 der Bischof des Bistums St. Gallen seinen Sitz.

II. Die Stadt, ihre Gründung und Entwicklung.

1. Die Entwicklung der Stadt bis zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Wie wir bereits feststellten, war der Kristallisationspunkt der Stadt St. Gallen das Kloster. Um dieses entwickelte sich wohl zunächst ein offener, ungeschützter, höchstens von einem geflochtenen Zaun oder Etter umgebener Weiler. Ausserhalb desselben, auf dem Irahügel, lag lediglich die Magnikirche. Verheiratete Dienstleute der Abtei, Handwerker, Krämer, Kaufleute und Herbergbesitzer waren wohl die ersten Insassen des Ortes, die ihren Verdienst wesentlich dem Kloster verdankten.

Mit der steigenden Bedeutung des Stifts und Wallfahrtsortes, ferner durch den Zuzug von weitem Gewerbetreibenden und Handelsleuten (darunter auch Juden), Hofbediensteten und ritterlichen Dienstleuten, erweiterte sich der Ort mehr und mehr zum Dorf. Dieses gruppierte sich erst eng um die Gegend des Gallusplatzes, der Speiser- und Multergasse, dann auch um die Marktgasse und den Brühl. Ums Jahr 1162 (nach der Zerstörung Mailands) zogen lombardische Weber und Handelsleute in unsern Ort und förderten hier durch ihre Tüchtigkeit Handel und Gewerbe.

Der Markt wird urkundlich⁴ erst im Jahre 1228 ausdrücklich genannt (eine Münzstätte 1240)⁴⁸. Da jedoch Rorschach vom st. gallischen Abt schon 947 Markt- und Münzrecht zugesprochen erhielt, ist anzunehmen, dass in Wirklichkeit dieses Recht wohl ebenfalls um diese Zeit ans Klosterdorf verliehen wurde. Das Marktrecht sicherte den Stadtbewohnern freien Handel und Verkehr zu und machte den Ort zum eigentlichen wirtschaftlichen Mittelpunkt. Die Erlaubnis zur Abhaltung von Jahrmärkten erhielt die Stadt 1117 von Kaiser Heinrich IV. Diese Jahrmärkte wurden auf die Kreuzwoche und auf das Gallusfest angesetzt, und fanden, wie nachher die gewöhnlichen Märkte, auf dem Marktplatz statt (später zum Teil auch auf dem „Bohl“). Allgemein wurden dabei die Produkte des Landes gegen die Gewerbeprodukte der Stadt ausgetauscht. An die vorhandenen Gewerbe der mittelalterlichen Stadt erinnern die Namen Schmied-, Multer- (Bäcker), Weber- und Ledergerbergasse. Sie liegen alle nahe dem Kloster. Einzig die später entstandene Metzgergasse ist etwas weiter abseits.

Städtisches Aussehen mit mehr oder weniger planmässiger Anlage hatte der Ort wohl schon seit dem Aufbau von 953—74. Damals legte sich ja auch die erste Mauerumwallung um die Siedelung. Wahrscheinlich bestand St. Gallen als Stadt schon am Ende des 12. Jahrhunderts, vielleicht schon im 11. Jahrhundert. 1180 wurde übrigens der Ort durch Kaiser Friedrich I. von Hohenstaufen zur Reichsvogtei erhoben. Gleichzeitig erhielt die Stadt als Wap-

pen einen aufrecht stehenden, schwarzen Bären im weissen Felde ⁴⁸ zur Erinnerung an die Legende, dass dem heiligen Gallus beim Bau seiner Zelle ein Bär Dienste geleistet habe.

Die allmähliche Entwicklung St. Gallens ging, ähnlich derjenigen Solothurns, den Weg: Kloster, Weiler, Dorf, Markort, Stadt. Während aber Basel, Konstanz und Chur bereits im 9. Jahrhundert als Bischofssitze, Zürich im 10. Jahrhundert als Abtei wirtschaftlicher und politischer Mittelpunkt, und Schaffhausen im 11. Jahrhundert als Abtei und Handelsort schon wirkliche Stadt war, erfolgte die eigentliche Entwicklung St. Gallens hiez zu erst im 12. Jahrhundert.³ Zur selben Zeit geschah übrigens die planmässige Anlage der Städte Bern und Freiburg, währenddem Luzern sich erst im 13. Jahrhundert zum Städtchen entfaltete.

Mit dem Aufblühen St. Gallens im 12. Jahrhundert entwickelten sich in der heutigen Ostschweiz auch eine Reihe von Kleinstädten und Flecken, denen als lokale Markt- oder Gewerbeorte etwelche Bedeutung zukam. So begegnen wir 1232 Wil, 1271 Rapperswil, 1275 Sargans, 1291 Rheineck, 1298 Altstätten. Arbon, das erst 1255 als Stadt erscheint, war bereits ums Jahr 1000 ein Marktplatz der Bischöfe von Konstanz. Uebrigens bestand der Ort wohl schon in keltischer, sicher in der Römerzeit (Arbor Felix). Ebenfalls im 13. oder zu Beginn des 14. Jahrhunderts entwickelten sich zu Marktplätzen Bischofszell (unter dem Einfluss des Pelagistiftes), Frauenfeld (1255) und Steckborn (1282) als Markort des Reichenauerklosters.

A m m a n n ³ stellte fest, dass von den 88 mittelalterlichen Städten der Deutschschweiz im 12. und 13. Jahrhundert schon deren 64 bestanden. Das 14. Jahrhundert zeitigte wenig Neugründungen und das 15., fehdenreiche Jahrhundert, fast gar keine solchen mehr. So ist die Zahl der Städte unseres Gebietes seit dem 13. und 14. Jahrhundert ziemlich gleich geblieben.

Die 88 mittelalterlichen, deutschschweizerischen Städte verteilen sich auf eine Fläche von rund 25,000 km², was pro Stadt ein Einzugsgebiet von ungefähr 300 km² ergibt. Da nach G r a d m a n n ⁴⁶ in Württemberg schon auf 137 km² und im Elsass auf 120—130 km² eine Stadt kommt, ergibt sich für die Deutschschweiz eine geringe Stadtdichte. Daran sind natürlich die stadtarmer Alpengebiete vor allem Schuld. Schliesst man die Alpen aus, so ergibt sich für das Mittelland eine ähnliche Dichte wie in Württemberg und im Elsass. Im Aargau kommt sogar auf 100 km² ein Städtchen.³

Dem wirtschaftlichen Charakter nach war die Stadt St. Gallen zunächst, wie die alte Dorfsiedelung, vornehmlich Gewerbe- und Marktstadt mit Gastwirtschaften. Frühe schon entwickelte sich indes der Ort zu einem Zentrum für die Leinwandproduktion und den Leinwandhandel. Dieser Erwerbszweig reicht mindestens bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts zurück. (Vergl. Leinwandindustrie.) Zur eigentlichen Grossindustrie von kontinentaler Bedeutung hat sich die Lein-

wandindustrie freilich erst im 15. Jahrhundert emporgeschwungen, nachdem Konstanz vom 14.—15. Jahrhundert als Hauptzentrum der oberdeutschen Leinenindustrie zurückgegangen war. Mit der Pflege einer Industrie hob sich St. Gallen im Mittelalter wesentlich ab von den meisten Schweizerstädten, die dieses Erwerbszweiges im Grössern entbehrten. Eine Ausnahme bildeten lediglich Basel mit seiner Schürlietzfabrikation („Schürlietz“, eine Art Barchent), sowie die allmählich entstandenen Unterzentren der st. gallischen Leinenindustrie.

Die älteste Stadtpartie St. Gallens, die sogen. „Oberstadt“, umfasste lediglich das Gebiet nächst dem Kloster. Sie hatte mit diesem zusammen erst Kreisform, nach Einbezug der Iravorstadt näherte sich der Umriss dem Oval. Beide Formen der Siedelung waren für Schutz und Verteidigung zweifellos sehr geeignet. Wir begegnen ihr in einer Grosszahl mittelalterlicher Städte. Deutschland allein zählt deren rund 200. Mit ihrer engen, geschlossenen Bauweise und ihrer festen, unverschiebbaren Umgrenzung verbanden die alten Städte logischerweise das Prinzip möglicher Raumausnutzung.

Von der ursprünglichen Stadtmauer sind heute nur noch spärliche Reste auf der nordwestlichen Klosterseite und an der Wallstrasse zu sehen. Sind die alten Mauern auch niedergelegt, so können wir deren Umriss im Weichbild der modernen Siedelung noch leicht erkennen aus den enggeschlossenen Häuserreihen und aus dem Verlauf bestimmter Strassen, vor allem der ringförmigen Grabenstrasse. Diese folgt dem alten Stadtgraben, an dessen Stelle heute grossenteils kleine Gärten getreten sind. Die Umgrenzung der Altstadt (Ober- und Unterstadt) ist gegeben durch folgende Strassenzüge: Moosbrückstrasse, Burggraben, Torstrasse, Unterer und Oberer Graben, Wallstrasse. Die Oberstadt für sich allein hatte, abgesehen von der Nordpartie, denselben Verlauf. Hier ging die Grenze jedoch vom Brühl direkt zum „Löchlibad“.

Im Jahre 1215 verzehrte eine Feuersbrunst mit Ausnahme von wenigen Häusern alle Gebäude innerhalb der Ringmauer. Das Kloster konnte dabei nur unter äusserster Anstrengung gerettet werden. Hundert Jahre später (1314) brannte die Stadt abermals samt dem Kloster ab. Nur 6 Häuser im „Loch“ sollen verschont geblieben sein.⁴⁸ 1368 verheerte ein dritter, grosser Brand alles im oberen Teile der Stadt, vom „grünen Turm“ bis zum „Neubad“. Ein letzter verheerender Brand, der die holzgebauten Häuser bis auf 17 im isolierten „Loch“ einäscherte und 26 Menschen das Leben raubte, geschah anno 1418.

Nach diesem Brande kamen der Stein- und Riegelbau und das Ziegeldach auf. Mit dem Wiederaufbau der Stadt wurden die Ringmauern erneuert, und anno 1422 die kleine Iravorstadt (auch „untere“ oder „mindere Stadt“ genannt) in den Mauerring und in die Verteidigungsanlage miteinbezogen. Dadurch kamen der „Bohl“, der Rindermarkt, das Hopsgermoos (Engelgassegebiet), die St. Mangenkirche,

das St. Katharinenklösterchen, die Heiden- oder heutige Schwertgasse und die Metzgergasse* in die nunmehr ovale Form der Ummauerung. Die Erweiterung der Oberstadt durch Einbezug der Iravorstadt erfolgte nicht in der natürlichen Art einer freien, offenen, modernen Stadterweiterung, sondern streng zwangsmässig und wiederum geschlossen. Vollzieht sich die heutige Vergrösserung teils strahlenförmig, teils konzentrisch, so geschah die alte Stadterweiterung in St. Gallen einfach, indem man eine zweite Anlage, die sich ohne Gefährdung der militärischen Sicherheit der Oberstadt einfügen liess, in die Ummauerung miteinbezog. Natürlich bildete auch im neuen Gefüge die „Oberstadt“ den dominierenden Siedelungskomplex.

Aus obiger Darstellung erhellt, dass sich im Rahmen der planvoll angelegten, mittelalterlichen Innenstadt bis und mit der Stadterweiterung von 1422 drei Siedelungskerne bzw. Entwicklungsphasen feststellen lassen: 1. Das Kloster. 2. Die Oberstadt. 3. Die Iravor- oder Unterstadt. Diese drei Zentren bildeten, seit dem Wiederaufbau der Stadt nach 1418, einen geschlossenen Siedelungskomplex, der bis zur Zeit der französischen Revolution annähernd das gleiche Bild bot. Als Wahrzeichen der drei Partien winkten aus der Stadtsilhouette: die beiden Klostertürme aus dem Klosterkern, die St. Laurenzenkirche aus der Ober- und die St. Magnikirche aus der Unterstadt empor.

Die Bürger der grundherrlichen Stadt waren als Gotteshausleute dem Kloster pflichtig. Selbst die Stadtobrigkeit, Ammann, Räte und Amtsleute wurden anfänglich vom Abte gewählt. Mit der Erstarkung der Stadt durch allerhand Bündnisse, Privilegien und ein blühendes Gewerbe wuchs auch das Streben nach Selbständigkeit und Befreiung vom Abte. Die Bürger wollten ähnlich wie in Zürich, Basel und vielen süddeutschen Städten ihren eigenen politischen Willen zum Ausdruck bringen.

Die Loslösung der Stadt von der äbtischen Herrschaft erfolgte indes nicht wie bei den Appenzellern durch einen Freiheitskampf. Vielmehr wusste sich die Stadt ihre Unabhängigkeit Schritt für Schritt unter kluger Ausnützung günstiger Gelegenheiten¹¹⁵ zu erringen.

Der erste Schritt zur Befreiung war die Beseitigung der äbtischen Grundherrschaft, wodurch Grund und Boden, auf dem sich die Stadt erhob, freies Eigentum der Bürger wurden. Diese wichtige Errungenschaft erwirkte sich die Stadt im Jahre 1273 von Abt Ulrich VII. von Güttingen, dem die städtische Bürgerschaft zur Wahl verholfen hatte. In Anerkennung dieses Er-

* Das Auftreten der Metzgergasse ausserhalb der ursprünglichen Stadt ist bezeichnend. Man wollte dieses Gewerbe, wie übrigens auch vielerorts die Gerberei, aus begreiflichen Gründen etwas abseits halten. — Dasselbe Streben kommt heute in den meisten Städten in der Verlegung der Schlachthäuser an die Stadtperipherie zum Ausdruck. (St. Gallen, Zürich etc.) Freilich spielen heute die Bodenpreise für derartige Anlagen ebenfalls eine wesentliche Rolle.

folges stellte der Abt eine Handfeste aus, wonach er der Bürgerschaft allen Boden innerhalb der „vier Kreuze“ als Eigentum überliess. Spätere Aebte freilich versuchten dieses Zugeständnis wieder aufzuheben, jedoch ohne dauernden Erfolg. Die Zone der „vier Kreuze“ wird folgendermassen umschrieben: Das erste lag auf Hofstetten in der Gegend des Nestweihers, am Fussweg nach Teufen und Appenzell. Heute steht dort noch ein Steinkreuz am Eingang zur Altmannstrasse. Das zweite stand im Gebiet des heutigen Lindenhofs, an der Rosenbergstrasse. Die Bezeichnungen Kreuzbleiche und Kreuzacker stehen vielleicht damit im Zusammenhang. Das dritte Kreuz erhob sich am Ahorn an der Strasse gegen Hagenbuch, westlich vom Steingrübli. Das vierte schliesslich befand sich in St. Georgen, am Weg von Gais nach St. Gallen. Schiess²³ weist darauf hin, dass die Kreuze nicht in den Ecken der Stadt, sondern vor allem an Verkehrswegen lagen, ebenso betont er die Merkwürdigkeit, dass der Nordzipfel bei Rotmonten ohne Kreuz zur Abgrenzung geblieben ist.

Die fixierten Grenzen innerhalb der vier Kreuze des Stadtgebietes hatten im grossen und ganzen ihre Gültigkeit bis zur Stadtverschmelzung im Jahr 1918.

Eine weitere, erfolgreiche Etappe für die Stadt bedeutete die Erlangung der Reichsunmittelbarkeit, sowie die Gewinnung verschiedener Privilegien. Von König Rudolf erhielt der Ort 1281 die Versicherung, vom Reiche weder getrennt noch verpfändet zu werden; von König Wenzel erwarb sie sich das Recht, die auf dem Lande sesshaften Gotteshausleute zu Bürgern aufzunehmen, ohne dass diese in die Stadt übersiedeln mussten. König Sigismund endlich gewährte der Stadt anno 1418 die hohe Gerichtsbarkeit und erneute das Recht zur Prägung eigener Münzen.

Aus Schutzgründen und zur politischen und wirtschaftlichen Stärkung schloss sich St. Gallen in vielfachen Bündnissen zusammen mit andern Städten. Schon 1315 kam es zu einer Verbindung mit Lindau und Ueberlingen. 1347 hören wir von Bündnissen mit Zürich, Konstanz und Schaffhausen; 1362 von solchen mit dem Süddeutschen Städtebund, zu dem Lindau, Bregenz, Augsburg, Ueberlingen, Wangen, Buchhorn u. a. m. gehörten. Nach Auflösung dieses Bundes hielt sich die Stadt an den Bund der Bodenseestädte, mit dem man im ersten Appenzellerkrieg zusammen gegen das Bergvolk kämpfte. Nach der Schlacht am Stoss, in welcher die Stadt St. Gallen sich auf Seite der Appenzeller schlug, waren die Beziehungen zu den Bodenseestädten natürlich erschüttert. 1454 ging die Stadt ein „ewiges Bündnis“ ein mit den 6 Orten Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Zug und Glarus. Uri und Unterwalden schlossen sich von diesem Bündnis aus.

Bis zum Untergang der alten Eidgenossenschaft (1798) blieb St. Gallen deren zugewandter Ort.¹⁰⁹ Ähnlich die Abtei, die wenige Jahre vor der Stadt den Anschluss an 4 der alten Orte gefunden hatte.

Die Stadtverfassung war anfänglich demokratisch. Mit der Zeit (etwa ums Jahr 1360) wurde sie aber nach dem Muster Ueberlingens zu einer *Zunftverfassung* umgewandelt. Diese Umwälzung geschah, im Gegensatz zu Zürich, völlig ruhig. Die Verfassung des 14. bzw. 15. Jahrhunderts erhielt sich darauf bis zu Ende des 18. Jahrhunderts. Ihr ist ein Hauptverdienst zuzuschreiben an der hohen Entwicklung der Leinwandindustrie, doch übte die Verfassung auch ihre hemmenden Wirkungen aus.

Seit der Zeit der Zunftverfassung gliederte sich die gewerbetreibende Bürgerschaft unserer Stadt in die 6 Zünfte der Weber, Schmiede, Schneider, Schuster, Müller und Metzger, die alle ihre Zunft Häuser besaßen.

Die Bürger selbst setzten sich anfänglich zusammen aus Klosterbeamten, freien und unfreien Handwerkern und Landleuten. Unter den ältesten Bürgerfamilien spielten die Blarer, Spiser und Kuchi-meister eine führende Rolle. Neben den Bürgern wohnten ausserhalb der Stadt, abgesehen von den Juden, die „Ausburger“. Sie nahmen stets regen Anteil am Aufschwung der Stadt. Verschiedentlich, zumal im 14. und 15. Jahrhundert, wanderten aus anderen Städten Familien²⁵ hier ein, die es zu hohem Ansehen brachten. Aus Konstanz erschienen die Zollikofer und Fels; aus Ueberlingen die Wild; aus Lindau die Gehrung und Hausknecht; aus Ravensburg die Mötteli und Thomann; aus Wangen die Halder und aus Rottweil die Steinlin. Viele der heutigen st. gallischen Bürgergeschlechter stammen demnach aus benachbarten süddeutschen Städten.

Die schrittweise erworbenen Rechte zu stärken und zu wahren und sie gegen den Abt und anderweitig zu verteidigen, war besonders Pflicht des Rates. Ein solcher wird urkundlich erstmals ums Jahr 1312 erwähnt. (Bdm. S. 5.) Er setzte sich zusammen aus dem kleinen Rat mit 24 Mitgliedern (zu denen die 6 Zunftmeister zählten) und dem grossen Rat, der in sich den kleinen Rat samt je 11 Vertretern jeder Zunft einschloss.⁴⁴ Mit grossen Rechten ausgestattet, wachte der Rat über alle öffentlichen, militärischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten. (Lebensmittel und Marktpolizei, Kornbeschaffung, Brotschau, Steuern, Befestigungen, Organisation des seit 1378 bestehenden Bürgerheeres usw.) An der Spitze des Rates stand der *A m m a n n* oder *B ü r g e r m e i s t e r*.

Immer mehr unterschieden sich die Bürger durch ihre gewonnenen Rechte von der Abtei sowohl, als auch von den übrigen Gotteshausleuten. Das erstarkte Gemeinwesen mit seinen Zünften einerseits und die Abtei andererseits bildeten fortan zwei stetige, hartnäckige Gegner. Abgaben und Belastungen aller Art lösten unter den Stadtbürgern, wie unter der Landbevölkerung eine Mißstimmung aus gegen den Abt und seine Ministerialen. 1457 endlich wurde die Stadt als erfolgreiche Kämpferin um ihre Freiheit, durch Schiedspruch von Bern, als vom Kloster unabhängig erklärt. Damit der Abt

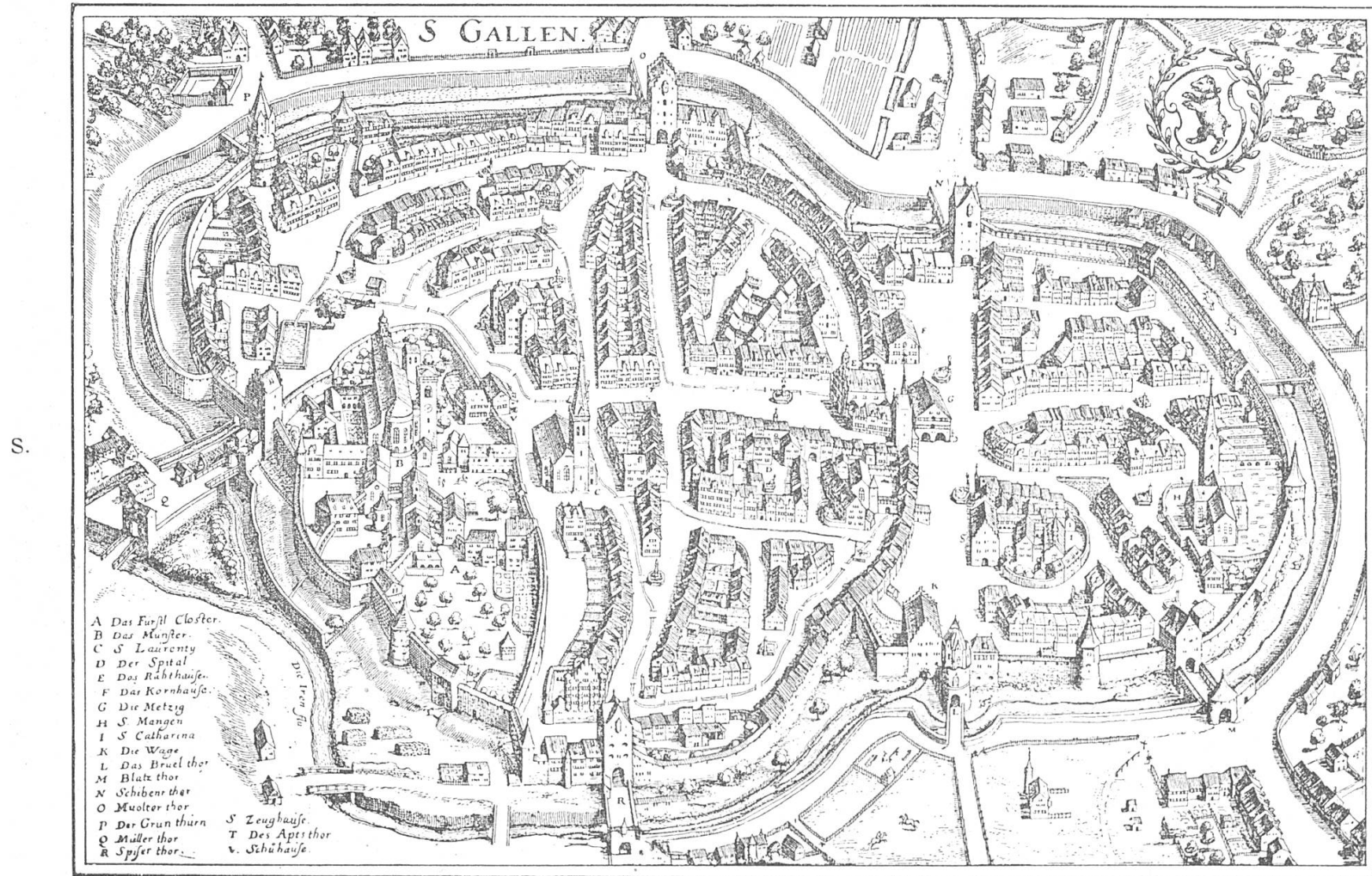
dauernd auf seine Herrschaftsrechte verzichte, zahlte die Stadt eine Abfindung von 7000 Gulden. Damit war die rechtliche Ablösung der Stadt vom Stift vollzogen. Doch bedeutete die Lostrennung keineswegs das Aufhören der gegenseitigen Handel, die zwischen Stadt und Abtei in der Folge munter weiterlebten.

Die markante äussere Scheidung zwischen Stadt und Kloster kam 1567 durch dessen Erstellung einer Mauer mit eigenem Torausgang, dem *Karlstor*, klar zum Ausdruck. So weit ist es also zwischen Mutter- und Tochttersiedelung gekommen. Erst bestand gar keine Abgrenzung. Später trennte ein Graben, der vom Müllertor über den Schmalzmarkt und an der Laurenzenkirche vorbei zur Steinach floss, Stift und Dorf. (Bdm. S. 44.) Schliesslich folgte die 6 m hohe Mauer. — An ihr durfte im Gegensatz zu heute (Zeughausgasse) weder auf der äussern noch auf der innern Seite etwas angebaut werden.

Die erfolgreichen, freiheitlichen Bestrebungen der Stadtbewohner weckten ähnliche Hoffnungen bei den Landbewohnern, die weiter unter dem Drucke von mancherlei Lasten, Gefällen und Abgaben litten. Der Wunsch der Landleute blieb jedoch noch lange unerfüllt.

Unerfüllt blieben aber auch die Wünsche der Stadt hinsichtlich der Vergrösserung des nächst gelegenen Hinterlandes. Je länger, je mehr empfanden die Ortsbewohner die Kleinheit und Enge ihres Gebietes, das völlig von äbtischem Besitz umzingelt blieb. Der beschränkte Besitz innerhalb der vier Kreuze brachte dem Ort manche Unannehmlichkeiten. Oft kam es vor, dass von der Stadt ausgewiesene Bürger sich einfach auf dem äbtischen Gebiet von St. Fiden oder Straubenzell festsetzten, und von hier aus allerhand Treibereien gegen die Stadt in Bewegung setzten. Auch verbot der Abt den städtischen Fuhrleuten gelegentlich die Durchfahrt durch sein Gebiet. Doch wie der äbtische Ring sich um die Stadt legte, so war das Kloster inmitten des Stadtbesitzes in seiner Bewegungsfreiheit ebenfalls gehindert. Waren doch bis zur Erstellung des *Karlstors* die Klosterinsassen gezwungen, durch die Stadt ein- und auszugehen.

Wohl gelangte die Stadt 1452 für ihren Spital in den Besitz der Herrschaft Oberberg. 1459 erhielt sie die Gerichtsbarkeit über Steinach und damit einen Hafenplatz am Bodensee. 1579 kamen Bürglen und Donzhausen im Thurgau an die Stadt. Doch, obschon diese jede schwache Situation des Klosters ausnützte, blieben die Bestrebungen nach grösseren Gebieten und Ausdehnung des politischen Machtbereiches ohne Erfolg. Zumal nach dem tollen Ueberfall der St. Galler und Appenzeller auf den Klosterneubau in Rorschach musste die Gallusstadt ihre Landansprüche preisgeben und sich auf das abgegrenzte Gebiet endgültig beschränken. Dieser Zustand blieb bis zur Aufhebung des Klosters im Jahre 1805. Darum vor allem hat St. Gallen politisch nie eine überragende Rolle gespielt. Für die Bürgerschaft, die 1487 von Kaiser Friedrich III. nebst andern Begünstigungen das Recht erhielt, innerhalb 2 Meilen im Umfang jeglichen



7. St. Gallen ums Jahr 1642 nach Merian.

Markt und jegliche Zölle zu verbieten, bot die Gebietsbeschränkung indes auch einen grossen Vorteil: Die Stadtbewohner konnten sich dadurch umso intensiver dem Gewerbe und der Industrie hingeben und ihre volle Kraft der Hände Arbeit widmen.

An wichtigen Ereignissen im Zeitabschnitt vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts ist die Stadt nicht reich.

Im Jahre 1520 begannen die Stürme der Reformation, die in der Stadt zahlreiche Anhänger fand. Die neue Glaubenslehre brachte eine Scheidung der Bevölkerung in der Weise, dass die Stadt fast ausschliesslich protestantisch wurde, die Vororte dagegen überwiegend katholisch blieben. (Vergl. Bevölkerungsstatistik.) 1610—1611, 1629 und 1635 waren furchtbare Pestjahre. 1680 kam es zur Entstehung der Kaufmännischen Korporation, 1767 zur Vollendung des neuen Klosters in seiner heutigen Gestalt. 1774 begann der Bau der Strasse Wil-Rorschach auf Veranlassung von Abt Beda. — 1798 geschah die Invasion der Franzosen in die Schweiz. St. Gallen wird Regierungssitz des neugebildeten Kantons Säntis und fünf Jahre darauf Hauptstadt des heutigen Kantons.

Nach dem Neubau und der Entwicklung der Stadt im 15. Jahrhundert bot der Ort als wirtschaftliches Zentrum der Leinwandindustrie für ein weites Einzugsgebiet bis zur Revolutionszeit das Bild einer gemütlichen mittelalterlichen Land- und Marktstadt. Mit ihren krummen Gassen, ihren geschlossenen Häuserreihen, ihren Mauern, Toren und Türmen bot sie ein prächtiges, architektonisches Gesamtbild. S. Schlatter hat dieses Bild mit grossem Geschick festgehalten in seinem Relief der Stadt, das im neuen Museum aufbewahrt ist.

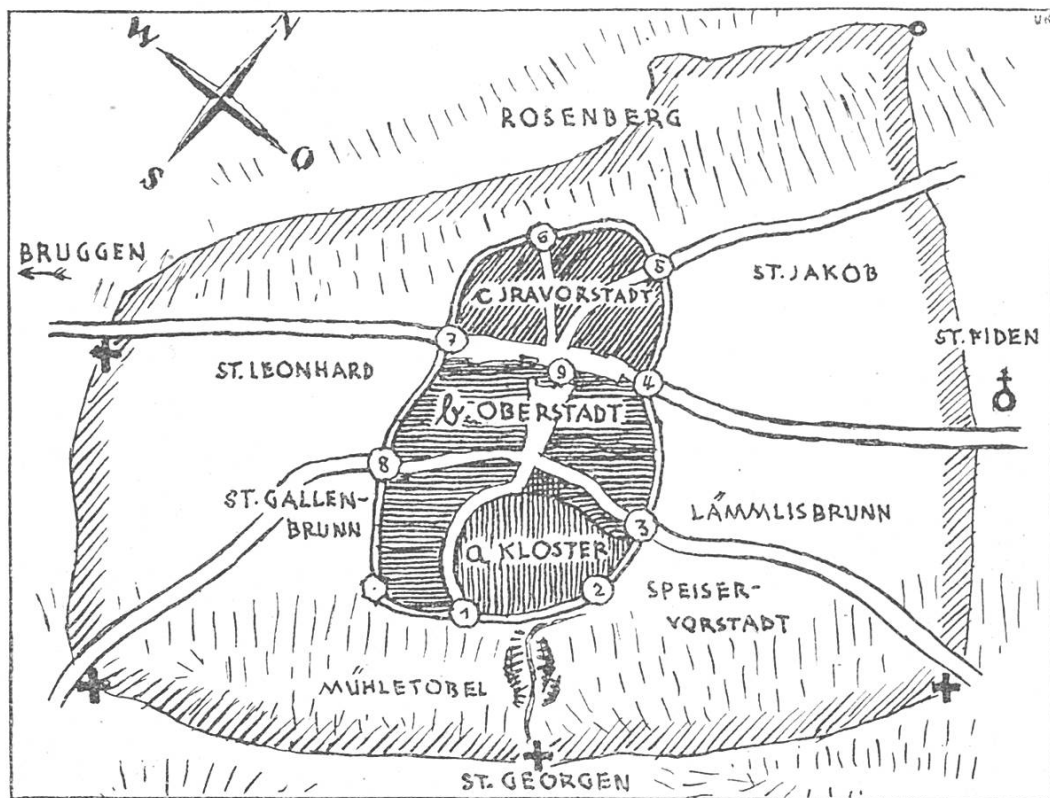
Vor den Toren der Stadt hatten sich im Laufe der Zeiten etliche Vororte entwickelt. Gegen Osten lagen an der Steinach, Speiservorstadt und Lämmli-brunn; weiter östlich folgte auf das Siechenhaus und die Kapelle im Linsebühl (ausserhalb des Stadtgebietes) der äbtische Ort St. Fiden. Nordöstlich dieses Dörfleins befanden sich an der Steinach eine Walche, Sägerei und Schleiferei. Auf Peter und Paul stand eine Kapelle, die jedoch 1525 abgerissen wurde. Dafür bekam Heiligkreuz 1772 ein Kirchlein. Vor dem Platztor gegen Heiligkreuz hin entwickelte sich die St. Jakobsvorstadt mit der kleinen St. Jakobskapelle, gegen Teufen zu St. Gallenbrunn. Weiter westlich folgte das Kirchlein von St. Leonhard; darnach dehnten sich Bruggen und im Süden an der Steinach die kleine Siedlung St. Georgen aus. Zwischen ihr und der Stadt lagen am Steinach-Wasserfall mehrere Mühlen, nachdem hier das Tobel im Jahre 1384 erweitert worden war. Der Rosenberg blieb bis zum 19. Jahrhundert fast unbesiedelt.

Das übrige Gebiet um die Stadt war grösstenteils von Bleicheplätzen, Aeckern, Wiesen und Gärten eingenommen. In diesen wurden oft Sommer- und Lusthäuschen erstellt. Vielfach trugen die Be-

sitzungen den Haus- oder Familiennamen des Stadtbewohners. Zum „Strauss“ gehörte der Straussacker; zum „Greif“ der Greifenacker; zur „Treu“ der Treuacker. Der Näfen- und Höggersacker, der Girtannersberg und der Scheitlinsbüchel sind weitere solche Namen.

Schliesslich sind ausser den Mühlen im Steinachtobel als städtische Besitztümer noch zu erwähnen der Nestweiher und die Weiher auf Dreilinden. Letztere bildeten ehemals Fischteiche des Klosters. Später dienten sie Bleiche- und Löschzwecken und heute bilden sie Badeweiher.

Eine schematische Skizze der Altstadt mit der Umgebung ergibt folgendes Bild:



8. Die Entwicklungsstadien der Stadt:

a) Kloster. b) Oberstadt. c) Iravorstadt d) Grenzen innerhalb der 4 Kreuze.

Zusammenfassend können wir über die Entwicklung der Stadt bis zur Revolutionszeit folgendes feststellen:

St. Gallen entstand im Anschluss an das gleichnamige, berühmte Kloster. Erst ein Weiler, dann ein Dorf, hatte der Ort schon in der Mitte des 10. Jahrhunderts nach seiner ersten Ummauerung den Charakter einer Markt-Siedelung. Als solche bildete sie das Wirtschaftszentrum für ein ansehnliches Gebiet. Landleute brachten hierher ihre Erzeugnisse zum Austausch gegen gewerbliche Produkte. Frühe entwickelte sich der Ort zu einem Zentrum der Leinwandproduktion. Ein reger Handel mit diesem Erzeugnis brachte der Stadt hohes Ansehen und Reichtum, zumal vom 14. und 15. Jahrhundert an. Diese

Entwicklung führte zur Unabhängigkeitsbestrebung vom Kloster, welche Tendenz nach vielen Streitigkeiten und Kämpfen 1457 in Erfüllung ging. Anderseits vermochte die Stadt aber nie zu einem grössern politischen Gebiet zu gelangen. Dieser Grund ist stark mit Schuld, dass sich die Leinenindustrie umso blühender entwickeln konnte. Alle Kräfte und Talente wandten sich ihr mit hohem Eifer zu.

Mehrmals von Bränden heimgesucht, erfolgte der letzte gesamte Stadtaufbau nach 1418. Bei diesem Anlass wurde 1422 die Iravorstadt mit der Oberstadt vereinigt.

Abgesehen von den Kämpfen mit der Abtei, den Stürmen der Reformation und einzelnen epidemischen Krankheiten war die Stadt bis zum Ende des 18. Jahrhunderts vor grossen Heimsuchungen bewahrt. Insbesondere blieb der Ort von den schweren Leiden des 30-jährigen Krieges verschont.

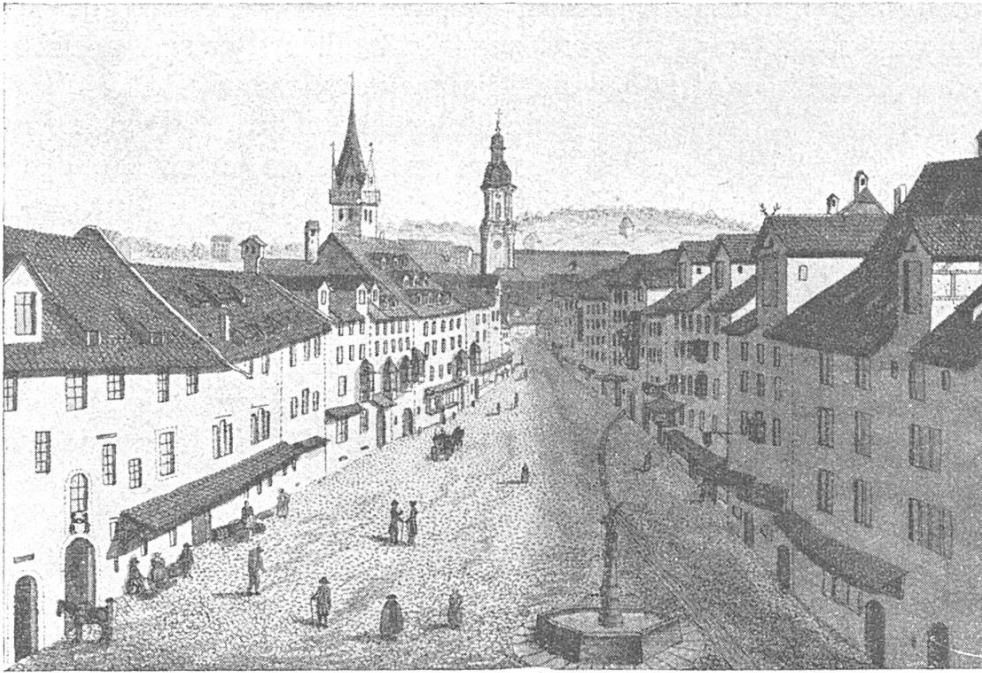
Bis in die Revolutionszeit hinein erhielt sich das Stadtbild des 15. Jahrhunderts ungefähr gleich. Mit der Zeit bildeten sich freilich ansehnliche Vorstädte. Noch heute ist der Verlauf der Altstadt aus Plänen und Fliegerbildern leicht erkenntlich.

2. Der Grundriss der Altstadt.

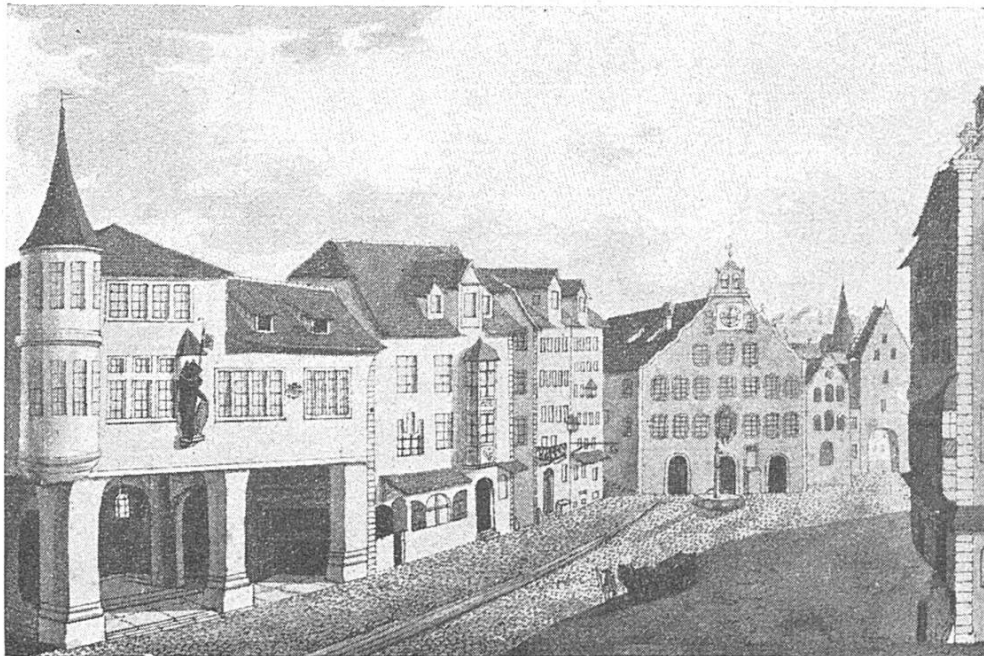
Der ursprüngliche Grundriss jeder Stadt ist ein wichtiges Formenelement, das uns in mancher Hinsicht wertvolle Aufschlüsse vermittelt. Aus diesem Grunde, und weil der alte Kern die ursprünglichen Verhältnisse noch klar wiedergibt und damit samt guten, alten Plänen zu einem wertvollen, geographischen und historischen Dokument wird, sei der alten Innenstadt St. Gallens zunächst unsere Aufmerksamkeit zugewandt. Dabei soll lediglich von geographischen Gesichtspunkten aus auf dies innere Stadtbild hingewiesen werden.

Das Herz der alten Stadt und eine Hauptverkehrsstrasse war der zentral gelegene, trichterförmige *M a r k t p l a t z*, der sich in nord-südlicher Richtung vom Rathaus gegen die Speiser- und Multergasse hinzog. Seine Länge vom untern Ende bis zu diesen Gassen betrug rund 80 m bis zur Klostermauer, also mit Inbegriff der heutigen, obern Marktgasse rund 200 m. Die Breite schwankte von der Multer-Speisergasse an bis zum Rathaus zwischen rund 10 und 35 m. Der grösste Durchmesser der Alt- oder Oberstadt von Süden bis Norden inkl. Kloster misst 400 m, der Iravorstadt 200 m; somit hat der gesamte Nord-Süddurchmesser rund 600 m. Die grösste Breite der Oberstadt vom Speiser- zum Multertore beträgt ebenfalls 400 m, diejenige der Unterstadt rund 250 m.

Auf dem alten *M a r k t* konzentrierte sich ehemals das öffentliche Leben. Um ihn gruppierten sich wichtige Bauten, wie z. B. das Rathaus, das mit dem Markttor einen prächtigen, nördlichen Abschluss darstellte. An der West- und Ostflanke des Platzes standen behäbige Bürgerhäuser, und nach Süden bildeten das Kloster und die St. Lau-



9. Marktgasse von Norden.
Mit Kloster und St. Laurenzenkirche.

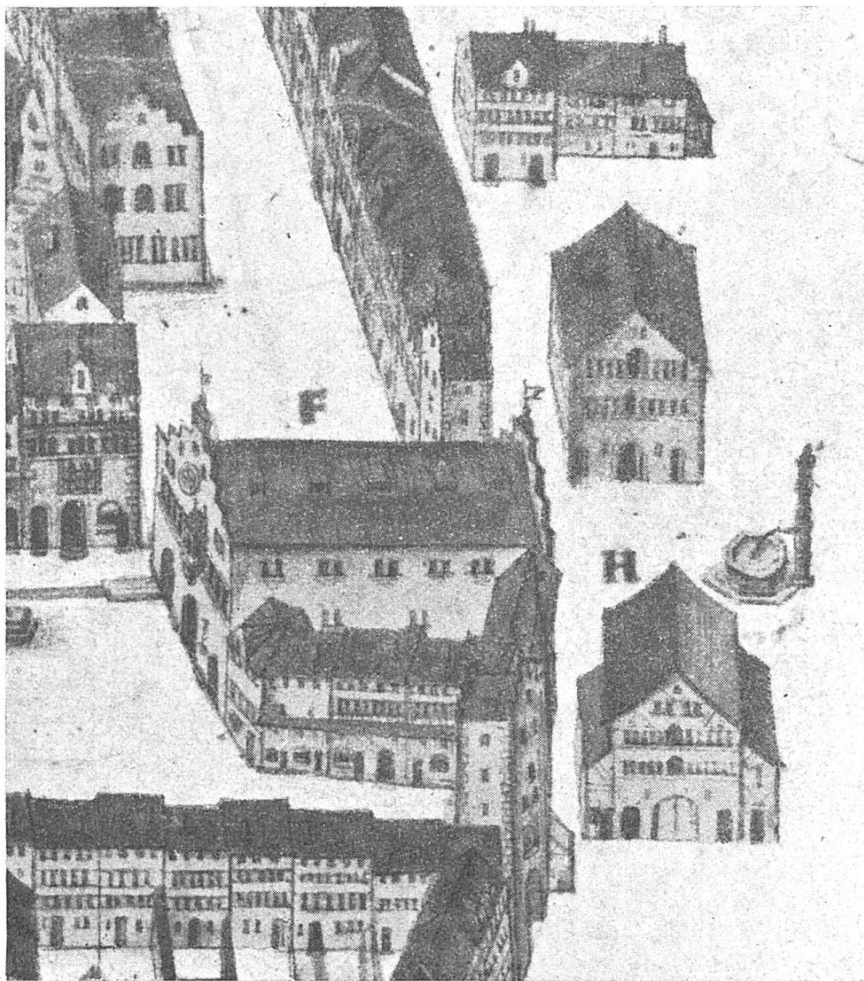


10. Marktgasse von Süden.
Mit Rathaus und Markttor. — Links vorn die Libetbänke.

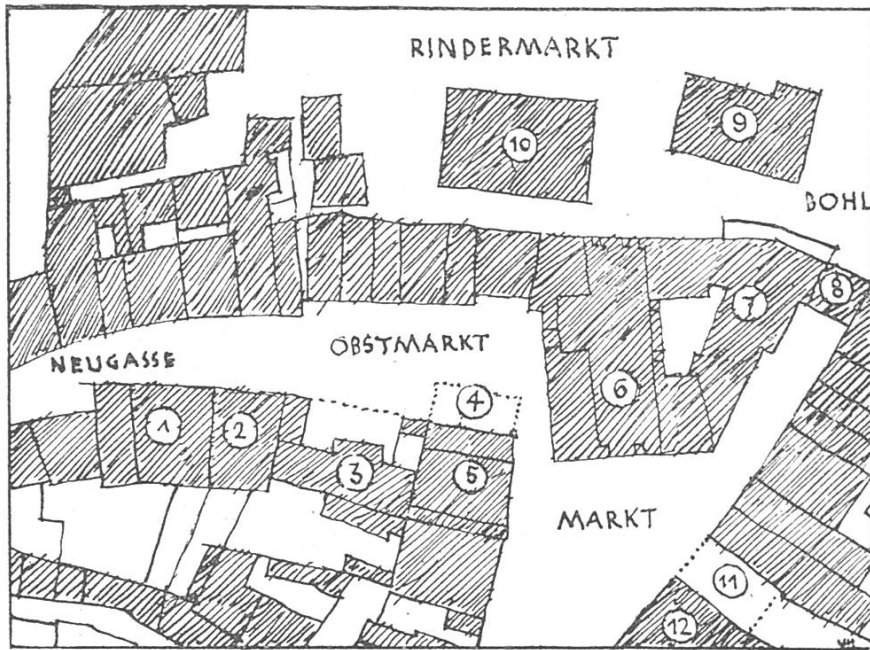
renzenkirche ebenfalls einen stattlichen Strassenabschluss. Dabei beeinträchtigte keine dieser Bauten den Marktverkehr. Gegen Norden lag vor dem Markttor der freie, vom Irabach teilweise durchflossene Platz des „Bohl“, der 1580 den Holzmarkt aufnahm.

Bildete die Marktgasse die dominierende Nord-Südverbindung, so erscheint als wichtigste Ost-Westverbindung im alten Baugrundriss die krummverlaufende Speiser-Multergasse, die im Speiser- und Multertort ihre Ausgänge besass.

Zur Marktgasse bildete die Kugelgasse, zur Multer-Speisergasse die Schmied- und Turmgasse, sowie die Gallus- und Zeughausgasse eine parallele Strassenführung. Die Gallusstrasse mündete westlich in den vor dem Kloster gelegenen Gallusplatz. Durch die Webergasse bestand zwischen der Multergasse und dem Gallusplatz eine Verbindung. Vom Markt schliesslich ging es aus der Nordwestecke beim Rathaus in die Ledergerbergasse (heutige Neugasse). Diese führte nach der Multergasse und hatte durch das Hinterlaubengässchen eine Verbindung zum obern Marktplatz. Nach Osten hin führte ein Weg durch einen Schwibbogen in die heutige Spitalgasse und am Spital vorbei in die jetzige Kugel- und Löwengasse.

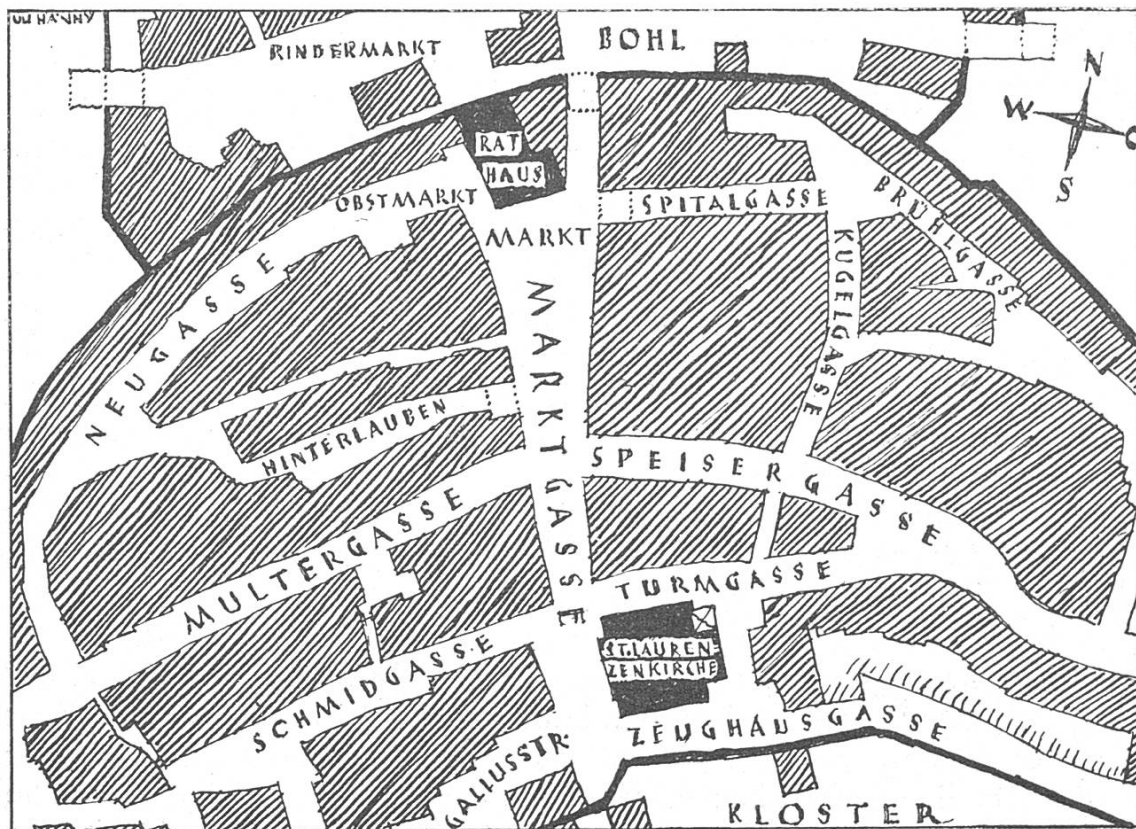


11. Rathaus und Umgebung (nach einem Pergamentplan von ca. 1650).



12

1. Tuchhaus mit (2) alter Mange. 3. Alter Notenstein. 4. Altes Antlitz. 5. Weberzunft.
6. Rathaus. 7. Schmiedezunft. 8. Irator. 9. Metzge. 10. Kornhaus.



13. Die Marktasse mit ihren Seitengassen.

Als innere Ringstrasse ergibt sich für die Oberstadt die Strassenfigur: Webergasse, Ledergerber-, Spital- und Brühlgasse. Einen Unterbruch erlitt der geschlossene Zug durch das Kloster. Solche Ringstrassen sind auch für viele deutsche Städte charakteristisch. Wir finden sie z. B. in Ulm, Nürnberg, Leipzig usw.

Im ganzen liefen auf dem Marktplatz und der Marktgasse zehn Strassen und Gassen zusammen. (Ledergerber-, Multer-, Schmied-, Zeughaus-, Speiser-, Juden-, Hinterlauben-Turm-gasse, Gallusstrasse, und der Zugang von der Iravorstadt). Dieses Zusammenlaufen von Strassenzügen gegen den Markt legitimiert die Wichtigkeit dieses Platzes. Die Konzentration erfolgte nicht auf den alten Siedelungskern des Klosters, sondern auf den Hauptverkehrsplatz der Altstadt.

Die Breite der Strassen der Altstadt schwankte zwischen ca. 4 bis 12 m von einer Hauswandreihe zur gegenüberliegenden Gebäudefront. Die Länge der Strassen bewegte sich etwa zwischen 20 und 200 m. Aus den verschiedenen Dimensionen können wir auf die verschiedene Bedeutung der Strassen schliessen.

Nach dem Wiederaufbau der Stadt, der auf den Brand von 1418 erfolgte, wurde, wie bereits erwähnt, die Iravorstadt zwangsmässig mit in die Stadtmauer einbezogen und derart Alt- und Vorstadt miteinander verschmolzen.

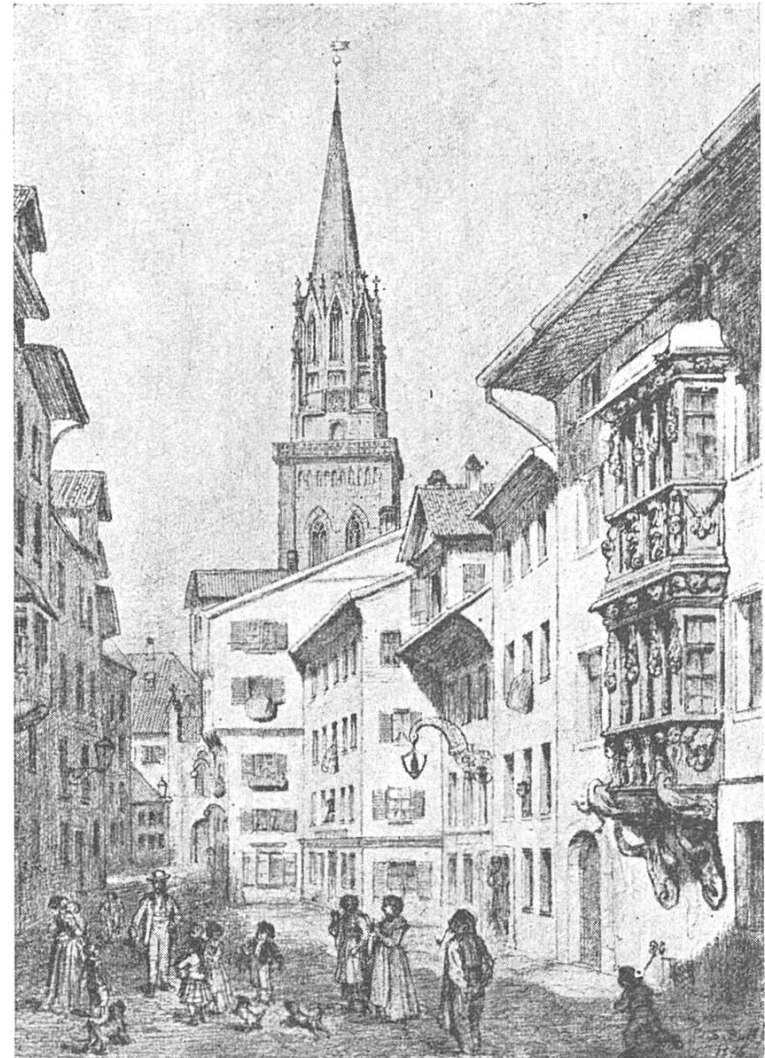
Als neue Strassen rückten durch diese Verbindung ins Stadtbild die Metzger-, Goliath-, Kirch-, Engel-, Theater-, Schwert- und Katharinengasse, sowie die St. Magnihalde. Die heutige Augustinergasse trug den Namen äussere Engelgasse. Sie besass gegen Westen, angelehnt an die Stadtmauer, noch keine Häuser, sondern lediglich Schuppen. Erst später entstand hier, wie übrigens auch auf der Ostseite der Schwertgasse (Heidengasse) und an der Zeughausgasse die Reihe kleiner Häuser.

Zwischen der Unterstadt und der Oberstadt dehnte sich der bereits erwähnte B o h l p l a t z aus. Er war durchzogen von der wichtigen Durchgangsstrasse, der von Wil her erst durch das Multertor, die Multer-Speisergasse und das Speisertor und von da einerseits über St. Fiden nach Rorschach und anderseits über St. Jakob und den Rosenberg in den Thurgau hinunter zog. Mit dem Einbezug der Iravorstadt wurde diese wichtige Durchgangsstrasse auf die Nordseite der Oberstadt verlegt. Als Aus- und Eingangspforten dienten darnach das Scheibener-, das Brühl- und das Platztor.

An freien P l ä t z e n in der mittelalterlichen Stadt haben wir bereits kennen gelernt: Den Markt-, den Gallusplatz und den „Bohl“ (mit dem Kaufhaus). Bei der St. Laurenzenkirche war lange der Platz für den Garn-, Käse- und Buttermarkt. 1555 entstand an Stelle des ehemaligen Zunfthauses der Schneider beim Rathaus an der untern Neugasse ein Obst- und Gemüsemarktplatz. Zwischen dem Scheibener- und dem Löchlibad dehnte sich der Rindermarktplatz.



14. Die Speisergasse mit ihren schmalen Häusern, Erkerbauten, Aufzuggiebeln und öffentlichem Brunnen.



15. Schmiedgasse. — Staffelstellung der Häuser.
Speiser- und Schmiedgasse sind noch ähnlich erhalten.

Alle diese Plätze dienten realen Zwecken. Zierplätze und grössere Gärten gehörten nicht ins Programm der mittelalterlichen Städte. Solche hatte man bei der kleinen Ausdehnung der Stadt und der geringen Entfernung zu den nahen Feldern auch weniger nötig. Rasch gelangte man ja durch ein Tor ins Grüne einer Wiese, eines Spielplatzes, Gartens oder Waldes. Für öffentliche Anlässe diente, viel mehr als heute, der Marktplatz. Genügte er nicht, so stand noch der „Brühlplatz“ zur Verfügung. Dieser breitete sich im Osten und Nordosten der Stadt aus. Er gehörte ursprünglich dem Kloster, doch benützte ihn die Stadt frühzeitig als Bleiche-, Spiel- und Festplatz, was Anlass zu vielen Reibereien gab. 1549 kam die Stadt, nach Abtretung des „grossen Ackers“ in St. Fiden, endlich in den Besitz des Brühls. Er bildete fortan, wie bisher, einen Bleicheplatz; dazu diente der Wiesenplan als Vergnügungsstätte für öffentliche Anlässe und ebenso für militärische Zwecke, wie Musterungen und Schiessen. Der Name der Brauerei „Schützengarten“ erinnert noch an Schiessübungen auf dem Brühl. Westlich der Altstadt dehnten sich ebenfalls weite Bleicheflächen aus. (Davids-, Guggis-, Kreuz- und Weberbleiche.)

3. Der Aufriss der Altstadt.

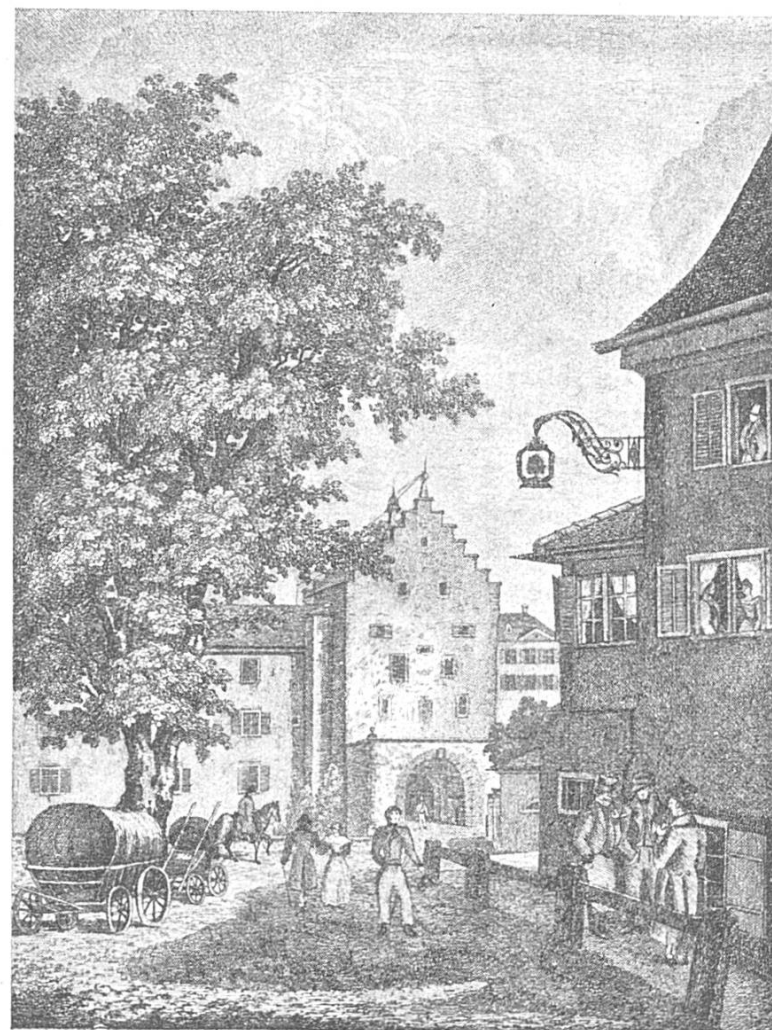
Für die Physiognomie einer Stadt ist nicht nur der Grundriss, sondern ebenso sehr der Aufriss von geographischem Interesse. Schon die Silhouette der Stadt ist etwas Eigenartiges. Von unserer mittelalterlichen Siedelung bot sie ein festungsartiges Bild. Die Masse der Häuser wurde überragt von Kirchen, Toren und Türmen, welche letztere das Stadtbild als Zeugen der Kraft und historischen Bedeutung markant beherrschten.

Der alte Stadtaufriss wird uns in der prächtigen Darstellung von Merian und dem schönen Relief von Salomon Schlatter am klarsten vor Augen geführt. In diesen Darstellungen erkennen wir deutlich die Geschlossenheit des architektonischen Aufbaus und die bestimmte geometrische Abgrenzung des Stadtgebietes durch die Ringmauern, Tore und Türme. Unter den Gotteshäusern erkennen wir deutlich (obwohl teilweise in anderer Form) die Türme des Klosters, sowie der St. Laurenzen- und St. Magnikirche. Trotz vieler Veränderungen im Silhouettenbild, die namentlich durch das Fehlen der Mauern, Tore und Türme bedingt sind, haben sich viele Siedelungselemente der Altstadt erhalten.

Im Stadttinnern dagegen vermissen wir manch alte bauliche Dokumente. Das am Markt so repräsentativ wirkende Rathaus mit dem Markttor und dem Kornhaus fehlen heute. Dadurch ist ein ästhetisch einwandfreies Bild von prächtiger Raumwirkung aus der Altstadt verschwunden. Geblieben ist indes die Reihe der Bürgerhäuser auf der Ost- und Westseite des Marktplatzes und mit ihnen eine Reihe alter Bauten an den meist noch gleich verlaufenden Gassen der Altstadt.



16. Platztor mit St. Jakobsvorstadt.



17. Das Multertör.

Betrachten wir unter den Elementen des Aufrissbildes zunächst die ehemalige künstliche Umwallung.

Die Stadtmauer und mit ihr der Stadtgraben führten vom Müllertor zum Speisertor (Steinachabschnitt), dann zum Brühltor, von da anfänglich dem Irabach nach zum Multertor und an den Damm. Schliesslich verliefen sie diesem Mauerstück folgend zurück zum Müllertor. Der Mauerwall des Damms, der teilweise noch erhalten ist, bildete einen Unterbruch des Grabens. Als schwächste Stelle im Verteidigungsring war dieses Mauerstück dicker und höher angelegt als die übrigen Stellen.

Mit der Verschmelzung der Iravorstadt und der Oberstadt wurden Mauer und Graben auch um diesen Stadtteil gelegt. Der Graben blieb indes in diesem Abschnitt trocken.

Von den ehemaligen Toren, die den Verkehr von aussen zur Stadt und von dieser nach aussen leiteten, sind zu nennen:

Das Speisertor. Es war wohl anfänglich mit dem Markttor der wichtigste Aus- und Eingang. Hier liefen die Strassen von Rorschach, Steinach und dem Thurgau, sowie mehrere Saumwege vom Appenzellerland und Rheintal zusammen. Bis 1620 erfolgte der einzige nächtliche Einlass nur durch diesen wohl bewehrten Turm. Nahe beim Tor bestand an der Steinach die Speisermühle. Südwärts reihte sich das Gebäude zur „Hofstatt“ an, das im letzten Jahrhundert während Dezennien als Kaserne benützt wurde, wobei der nahegelegene Brühl als Exerzierplatz diente.

Nach Süden öffnete sich das Müller- oder Hustor zum Mühltobel, durch welches man St. Georgen erreichte.

Im „Loch“ droben stand an Stelle des ehemaligen Gallustors seit ungefähr 1368 der starke, mit Tor versehene Grüne Turm.

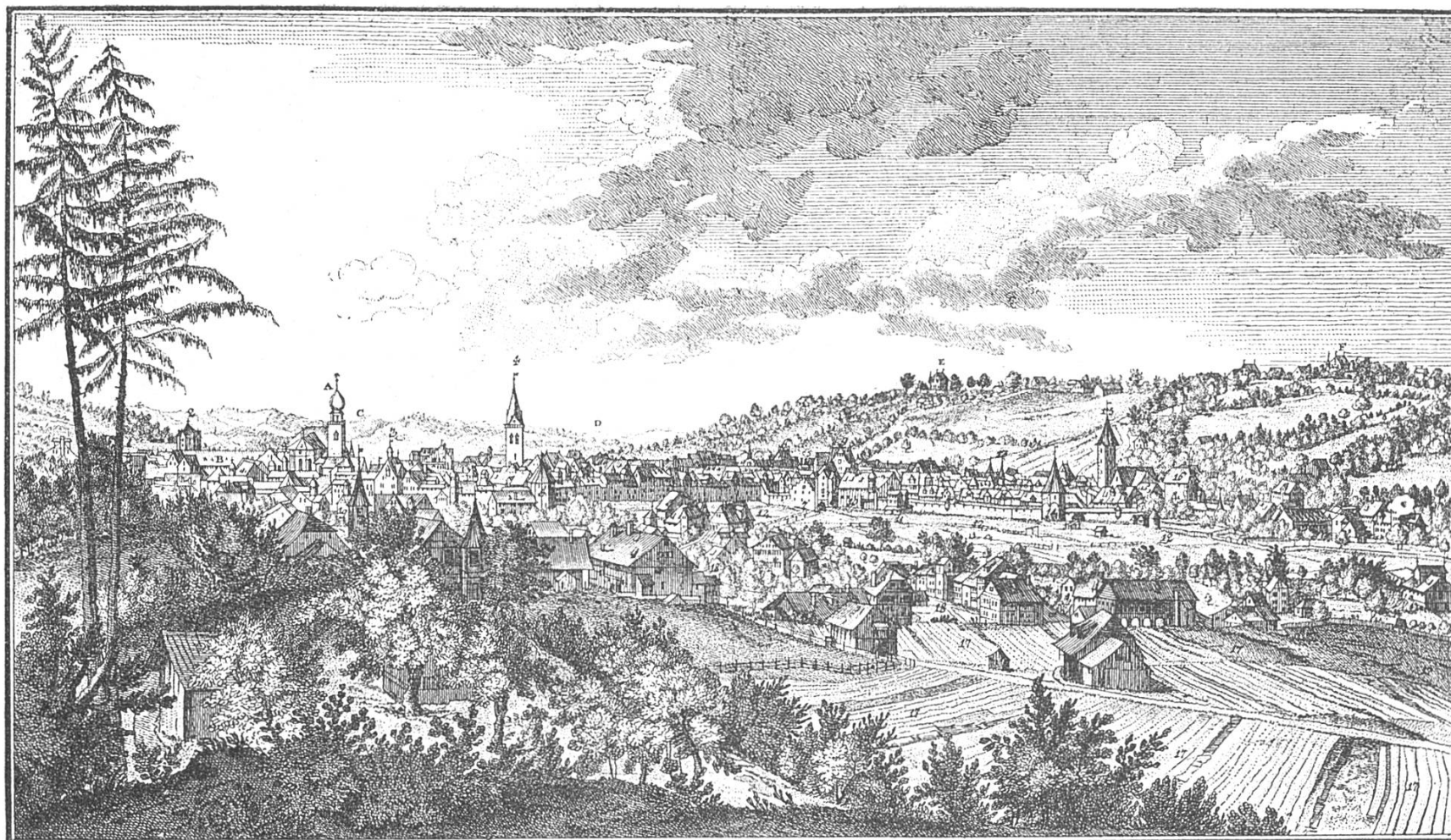
Eine westliche Ausgangspforte war das Multertor, das einerseits den Verkehr aus der Stadt nach Wil-Winterthur (über St. Leonhard-Bruggen) und anderseits nach dem Appenzellerlande leitete.

Vom Marktplatz gelangte man durch das mit Zugbrücke versehene Markt-, Ira- oder Stadttor über eine Brücke auf den „Bohl“ und weiter darüber hinaus in die Iravorstadt. Durch deren Eingliederung erschien das Scheibentor im Westen. Von ihm führte erst eine hölzerne, später eine steinerne Brücke über den Stadtgraben, der von hier ab als Trockengraben, unter der Bezeichnung Hirschengraben, gegen das Spitzentürmli (beim heutigen Ausgang Augustinergasse-Grabenschulhaus) und weiter am Metzgerhörli dem Pulverturm und Platztor vorbei bis zum Brühltor reichte. Das Bletz- oder Platztor, das an der tiefsten Stelle der Altstadt lag, wurde in der Folge zum Eingang der Thurgauerstrasse.

Seit 1567 erschien mit der Mauerabgrenzung gegen die Stadt das Klostertor, das aus der obern Kugelgasse in den Klosterhof führte. Gleichzeitig öffnete sich als selbständiger Ausgang des Klosters das Karlstor.

Die Zahl von 5 bezw. 6 Toren für die Oberstadt (Markt-, Speiser-, Müller-, Multertor, Grüner Turm, Karlstor) und von 3—4 für die Unterstadt (Scheibener-, Brühl-, Platz-, Metzgerstor) war bei der geringen Fläche der Siedelung (rund 21 ha) recht ansehnlich.

Ausser diesen malerischen Toren gab es auf der Stadtmauer eine Reihe von Wachttürmen, sogen. „Pfefferbüchsen“, die mit Wächtern, Geschützen und Munition versehen waren. An der Brühlgasse lag der Neuturm (bei der heutigen Glockengasse); an der Schwertgasse der Michaelsturm, bei der



STATT ST GALLEN gegen MORGEN.

1. Der Dam. 2. Grüne Thurm. 3. Speiser Thor. 4. St. Laurenten Kirch. 5. Neue Thurm. 6. Rath Haus. 7. Waag Haus. 8. Brühl Thor. 9. Scheibener Thor. 10. Nothvest Stein. 11. Bogen Schützenhaus. 12. Der Brühl. 13. Schul Kirch. 14. St. Michaels Thurm. 15. St. Magni Kirch. 16. Platt Thor. 17. Blüchenen. 18. Sägen Quartier. 19. Kirch am Linsebühl. A. Die Trüffl. Stift Kirche. B. Das Trüffl. Stift. C. Herfau. D. Oberberg. E. Rosenber. F. Höggers Berg.



LA VILLE DE ST GALL, du Côté de L'ORIENT.

1. Le Boulevard. 2. Tour verte. 3. Porte de Speiser. 4. Eglise de St. Laurent. 5. Tour nouvelle. 6. Maison de Ville. 7. La Douane. 8. Porte du Brühl. 9. Porte de Scheibener. 10. Maison Noble. 11. Tirage des Arbalétriers. 12. Le Brül. 13. Eglise du Collège. 14. Tour de St. Michel. 15. Eglise de St. Magni. 16. Porte de la Sargonne. 17. Blancheries. 18. Quartier des Scies. 19. Eglise du Linsebühl. A. Eglise du Prim. B. Le Couvent du Prince. C. Herfau. D. Oberberg. E. Rosenber. F. Höggers Berg.

D. Herliberger del. C. A. B. V.

18. Ansicht der Stadt von Osten 1758 (nach D. Herlibergers Topogr. d. Eidg. Bd. II Tafel 241),

St. Magnikirche der Pulverturm, an der Metzgergasse der Harzturm, beim Hopsgermoos der Spitzenturm und das Ravelin an der Webergasse.

Die mit Wehrgang und Ziegeldach versehene Ringmauer mit ihren Toren, Türmen, Ausgucklöchern, Schießscharten und Fallbrücken grenzte die Stadt geometrisch scharf ab.

In Kriegszeiten wurden Häuser, die ausserhalb der Stadt lagen, niedergerissen oder verbrannt, z. B. in den Jahren 1405 und 1490. Näf (S. 96) berichtet, dass vor der Belagerung des Ortes durch die Eidgenossen die Vorstädte beim Platz- und Multertort, sowie die Häuser ausserhalb der Speiservorstadt und am Häuptlinsberg, zusammen 84 Häuser niedergebrannt wurden. Diese Vorstadthäuser sollten den belagernden Eidgenossen nicht zum Obdach dienen.

Aus Schutzgründen legte die Stadt 1403 den Berneckwald bis zum nördlichen Bergfuss nieder, um Feinden ein gedecktes Herannahen aus dieser Richtung zu verunmöglichen. Auf den übrigen Fronten beseitigte man Bäume ebenfalls weithin, um ein grösseres Sichtfeld zu erlangen. Wächter auf den Mauertürmen, dem St. Laurententurm und zeitweilig auf dem Wachthäuschen auf der Berneck, sorgten für die Sicherheit der Stadt.

Für Zeiten der Kriege und Nöte lagerte man im Kornhaus, Speiser-, Multer- und Scheibenertor grössere Mengen von Getreide ein, um so auch die wirtschaftliche Bereitschaft sicherzustellen.

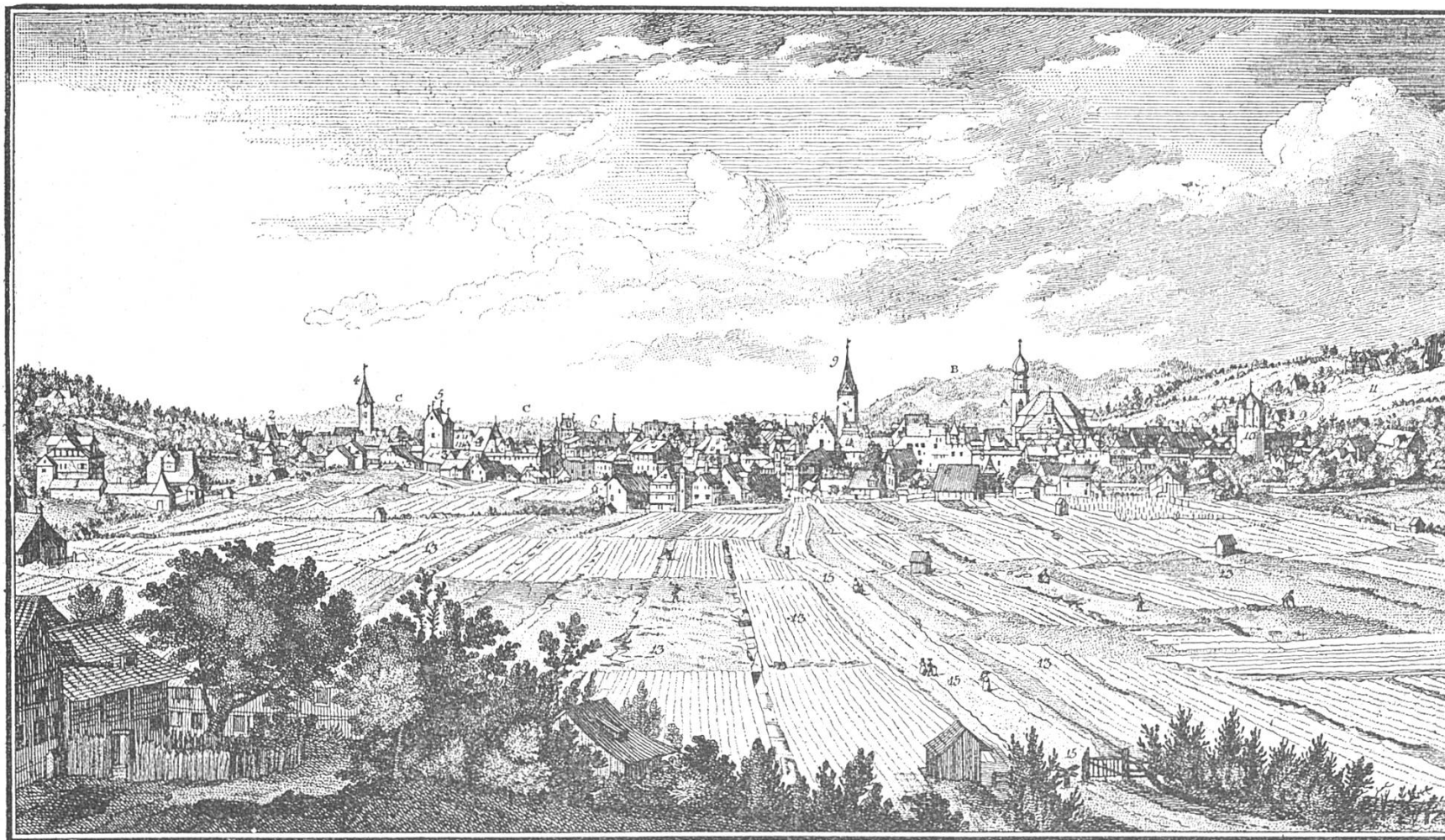
Trotz all der geschilderten Befestigungseinrichtungen und deren Verbesserungen genügten die Massnahmen zur wirksamen Sicherung der Stadt in spätern Zeiten kaum mehr. Schuld war vor allem die ungünstige topographische Lage zwischen zwei Hängen für Verteidigungszwecke. Glücklicherweise blieb die Stadt, nicht zum wenigsten dank ihrer Abseitslage, von schwereren kriegerischen Ereignissen verschont. Sie genoss in dieser Hinsicht also mehr Ruhe als Städte an wichtigen Durchgangsstrassen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die mittelalterliche Stadt, der damaligen Zeit entsprechend, äusserlich das Bild einer Festungsstadt präsentierte. Der Sicherheit, dem Schutz und kriegerischer Kraft ordnet sich die abgeschlossene Form unter. Darin bildet die Stadt zur modernen Siedelung einen auffallenden Gegensatz.

a) Das altstädtische Wohnhaus.

Im Aufriss trat das städtische Wohnhaus von jeher weniger einzeln als in Gruppen in Erscheinung.

Unser Wohnhaus ist offenbar aus dem ländlichen Bau hervorgegangen. Dieser bildete ursprünglich in seiner einfachen Holz-Konstruktion, seinen bescheidenen Ausmassen und geringer Differenzierung im Innern auch das anfängliche Stadthaus. Je mehr sich unsere Ortsbewohner aber auf das Gewerbe und den Handel einstellten, umso mehr änderte sich der Charakter des Stadthauses. Die Ummauerung der Stadt und die verschiedenen Brände beeinflussten das Stadthaus weiterhin nach verschiedenen Richtungen.



Von H. Herrliberger del.
STADT ST. GALLEN, gegen Abend.
 1. Höggen'sch. Gut am Berg. 2. Hartz Thum. 3. Bau Amts Werk Schöpf. 4. St. Magni Kirche.
 5. Schädener Thor. 6. Rath Haus. 7. Kugelmoos. 8. Multer Thor. 9. St. Lorenz Kirche.
 10. Gnin Thum. 11. Das Buch. 12. St. Galli B. u. V. 13. Bläichenen. 14. Schieß Haus. 15. S.
 Legnhards Weg. A. Turft. St. St. Kirche. B. Rofchacher Berg. C. Schwäb. J. Gebirge.



LA VILLE DE ST. GALL, Côté de L'Occident.
 1. Campagne de Höggen. 2. Tour de Refine. 3. Magazins pour la Bâtisse. 4. Eglise de S. Magnus.
 5. Porte de Scheib en. 6. Maison de Ville. 7. Kugelmoos. 8. Porte de Multer. 9. Eglise de S. Lorenz.
 10. La Tour verte. 11. Le Douch. 12. Fauxbourg de la Fontaine de S. Gall. 13. Blancheries. 14. Tirage.
 15. Chemin pour S. Leonard. A. Eglise du Prince. B. Montagnes de Rofchach. C. Mont de Suabe.
D. Herrliberger del. cum Priv.

19. Ansicht der Stadt von Westen 1758 (nach D. Herrlibergers Topogr. d. Eidg. Bd. II Tafel 242).

Die Beziehung des Hauses zum landwirtschaftlichen Boden trat in der Stadt stets zurück. Dagegen bestand in Bezug auf die gegenseitige Lage und Art der Häuser in der Stadt immer ein gewisser Zwang. Dieser war in der Altstadt besonders bedingt durch den beschränkten Raum, kriegerischen Schutz, die Strassen, die Bauart und den Reichtum des Besitzers.

Urwüchsige alte Häuser haben sich in der ländlichen Nachbarschaft eher erhalten als in der Stadt, die übrigens zufolge regerer Verkehrsbeziehungen und anderer Zweckbestimmungen auch eine grössere Mannigfaltigkeit der Hausformen besitzt. Manches Alte fiel, manches ist überkleidet, so dass es oft schwer hält, das Ursprüngliche herauszubekommen. Geographisch sind dabei nicht die ästhetisch wirkenden, künstlerischen Formen in erster Linie massgebend, sondern die vorherrschende allgemeine Bürgerhausform, sowohl nach deren Aussehen, als auch nach deren Inneneinteilung. Dabei stellen wir zwischen Stadt- und Landhaus folgende wesentliche Unterschiede fest. — Das Landhaus ist im allgemeinen niedrig, breit, grossräumig und mit Nebengebäuden (Scheune, Stall usw.) versehen. Für den Landmann bedeutet diese bauliche Art eine geeignete Anpassung. Grundstücke sind infolge niedriger Preise auf dem Lande zudem erschwingliche Objekte. Anders in der Stadt, wo die Bodenpreise wesentlich höher stehen. Hier wuchs das Haus schon vor Jahrhunderten in die Höhe. Es ist schmal, dafür tief. Die Häuser stehen fast lückenlos nebeneinander. Die Zahl der Nebengebäude, sofern solche überhaupt vorhanden sind, ist sehr gering, und sie ordnen sich meist in der Tiefenrichtung gegen den Hof hin an. Ueberall kommt so die raumsparende Tendenz der Stadt zum Ausdruck.

In der Physiognomie der bebauten Fläche nimmt die Höhe der Häuser wesentlichen Anteil am Gesamteindruck. Ein bestimmtes obrigkeitliches Regulativ für die Höhe der Häuser ist nicht auffindbar. Lediglich für Bauten in der Nähe der Stadtmauer (oder später an dieser) finden sich gewisse Bestimmungen. So verordnete der Rat 1387, dass die Häuser am Rindermarkt und Bohl niemals höher als nach erteilter Vorschrift gebaut werden dürften. Solche Vorschrift geschah lediglich aus Sicherheitsgründen. Anfänglich war die Mauer von der Bebauung frei. Später baute man zum Teil Schöpfe daran, auch kleinere Häuser, über denen der Wehrgang der Stadtmauer sich hinzog. Auf diese Art sind wohl die niedern Häuschen an der äussern Engulgasse (heutige Augustinergasse Westseite) nach und nach aufgekommen. Dieser Umstand erklärt es auch, dass sie alle mit Ausnahme der neueren Eckhäuser nur „zweistöckig“ sind. Sie bilden zur 4—5geschossigen Innenseite einen auffallenden Kontrast, der sich bis zur Gegenwart erhielt.*

* Im Volksmund wird das Erdgeschoss in unserer Gegend nicht als Stockwerk bezeichnet. Da dies aber andernorts geschieht, so verwenden wir in vorliegender Arbeit den Ausdruck Geschoss, wobei das Parterre inbegriffen ist.

1888 haben einige Bürger auf der Grabenseite der Augustinergasse um Aufhebung der beschränkenden Servitute, die auf diesen Häuschen und den westlich vorlagernden, unverbaubaren Gärtchen lagen, ersucht. Die Vorschrift der bescheidenen Höhe ist im vergangenen Jahrhundert selbst nach der Stadtmauerniederlegung noch erhalten geblieben, mit der Begründung, dass die Gasse eng sei und durch Höherbau der äussern Häuserreihe dem innern Wohngebäudekomplex zu viel Luft, Licht und Sonne geraubt werde. Seit 1900 ist ein 4. Geschoss gestattet mit einer Stockwerkhöhe von 2,7 m für die Häuser Nr. 1—13 und 2,4 m für die Häuser Nr. 15—21. Insgesamt darf die Haushöhe 12 m nicht überschreiten.¹³ Ferner müssen die Dachgesimse in einer horizontalen, ungebrochenen Linie liegen und gleiche Höhe und Gliederung erhalten.

Ähnliche Haushöhenverhältnisse finden wir an der Nordseite der Zeughausgasse und an der Ostseite der Schwertgasse, wo wir mit wenig Ausnahmen nur zweigeschossige Häuschen finden. Sie unterliegen ähnlichen Bestimmungen¹⁴ wie die Häuser an der westlichen Augustinergasse.

Bei den Reihenhäusern an der Torstrasse wurden im letzten Jahrhundert vereinzelt Balkone und Vorbauten gegen die alten Grabengärtchen hin gestattet. Damit durchbrach man das Privileg, das bisher auf diesen Gärtchen rings um die Stadt ruhte. Immerhin muss auffallen, wie diese Gärtchen sonst von der Ueberbauung bis anhin fast verschont blieben.

In der Innerstadt gab es für die Höhe der Häuser keine bestimmenden Vorschriften. Sofern sich nicht Nachteile wegen Feuersgefahr oder der Sicherheit der Stadt und eine Beeinträchtigung nachbarlicher Rechte ergaben, konnte jeder nach seiner „Façon“ bauen.

Die Zahl der Geschosse der Altstadt schwankt zwischen eins und fünf. Vorherrschend ist das viergeschossige (dreistöckige) Haus. Doch ist der fünfgeschossige Bau ebenfalls häufig vertreten. Ihm folgen das drei-, dann das zwei- und (in geringer Zahl) das ein- und sechsgeschossige Haus. Geisler³⁶ erwähnt, dass im Mittelalter das Land durch zweigeschossige, die Kleinstadt durch dreigeschossige, die Mittelstadt durch vier- und die Großstadt durch fünf- und mehrgeschossige Häuser gekennzeichnet war. Entsprechend dieser Einteilung zählte unsere Stadt also nach der Stockwerkhöhe ihrer Häuser zum Grösstentypus der Mittelstadt. Ihr entsprach auch die Bevölkerungszahl, die sich im Mittelalter wohl zwischen 5—7000 Einwohnern bewegte. (Vergl. Bevölkerungsbewegung.)

Manche Gassen zeigen nach der Zahl der Stockwerke Unregelmässigkeiten und deuten damit auch auf verschiedene Entwicklungsphasen hin. Besonders auffallend sind die Höhenunterschiede an der geschilderten Augustiner- und Schwertgasse. Aber auch ausserdem finden sich gelegentlich zwischen hohen Häusern Nester kleinerer Bauten. Wesentlich grössere Uebereinstimmung in der Stockwerkhöhe zeigen die meist „dreistöckigen“ Häuser der Markt-, Multer- und

Als an der Schwertgasse im letzten Jahrhundert den Bewohnern an der Ostseite gestattet wurde, ein Stockwerk höher zu bauen, beschwerte sich ein Bürger der Westseite der Strasse. Es kam zum Prozess, wobei sich der Kläger auf eine Verfügung vom Jahre 1788 berief. Das Gericht wies die Beschwerde ab mit der Begründung, dass die ehemaligen Verfügungen über die Häuserhöhe nur einen polizeilichen Charakter gehabt hätten, und dass auf private Rechte deswegen kein Anspruch erhoben werden könne.

Speisergasse. Gegen die alten Vorstädte (Speiser- und St. Jakobvorstadt, Linsebühl und St. Gallenbrunn) und in den ältern Vororten, die sich besonders an Verkehrswege und Tore anschmiegen, nahm die Häuserhöhe meistens ab. Für diese Teile, in denen städtische und ländliche Haustypen zusammenstiessen, bestanden erst recht keine bestimmten Bauvorschriften. Lange Zeit erhielt sich lediglich die Satzung, dass auch ausserhalb der Stadt in geringer Entfernung von der Ringmauer keine Häuser ohne ausdrückliche Bewilligung des Rates erbaut werden durften. Diese erfolgte spärlich und nur gegen Revers, der die Häuserbesitzer verpflichtete, ihre Häuser aufs erste Begehren der Obrigkeit bei Kriegsgefahr niederzubrennen oder abzureissen. (Näf, S. 38.) Dass die Stadt in Wirklichkeit diese Vorstädte gelegentlich verbrannte, haben wir bereits festgestellt. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, dass die offenen Vorstädte nicht den Charakter einer systematischen Erweiterung trugen. Der Stil war hier gemischt und wechselnd. Oft gab es da eigentliche Kümmerformen von Häusern, die als Wohnstätten kleiner Leute bestanden, ehe grössere Mietshäuser aufkamen. In den Aussensiedelungen herrschte das ländliche Wohnhaus, das sich in St. Fiden, Bruggen, St. Georgen u. a. zum Teil bis in die neueste Zeit hinein erhielt.

Die Länge des alten städtischen Hauses, die im allgemeinen gering bemessen war, schwankte meist zwischen 4—12 m. Heute lässt sich die ursprüngliche Länge, wegen häufigen Umbauten, vielfach nur schwer feststellen. Oft auch sind in der Neuzeit mehrere alte Häuser zu einem vereinigt, so z. B. an der Marktgasse die Zollikoferschen Häuser Nr. 19 und 21.

Mit der Länge der Häuser hing eng zusammen die Zahl der Fenster, deren sich mindestens 2, selten über 10 nebeneinander vorfanden. Oft bildeten diese Fenster ganze Fronten, wie wir sie heute noch beim „Goldenen Schäfli“ an der Metzgergasse finden, und wie sie im nahen Appenzellerland noch vorherrschend sind. — Beim Bäcker bediente man die Kunden durch ein Schiebefenster, wie dies heute noch in manchen Städten Brauch ist.

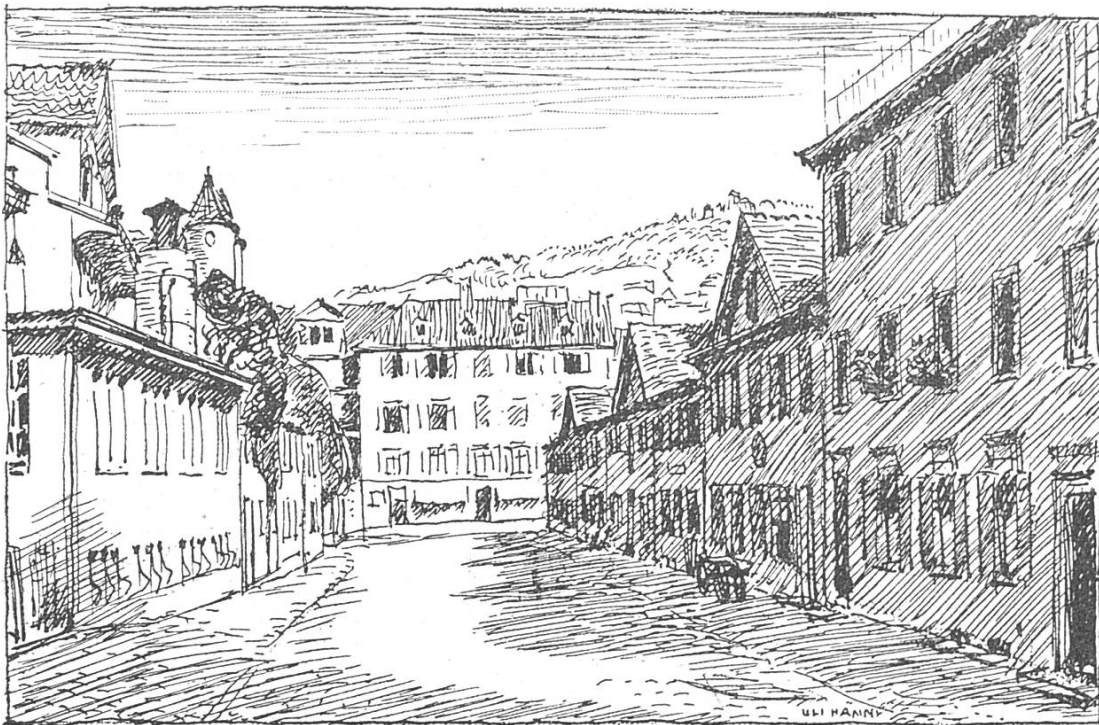
Die Tiefe der Häuser unserer Stadt war im Verhältnis zur Länge und zur heutigen Bauweise recht gross, jedoch relativ klein im Vergleich zu manch andern Städten. In Innsbruck soll es z. B. nach B o b e k ²⁰ Häuser mit 9—12 m Länge und bis 30 m Tiefe gegeben haben.

Die Inneneinteilung zeigte je nach Zweck und Grösse manche Verschiedenheiten. Leider sind viele ursprüngliche Formen durch Umbauten stark verändert.

Im Erdgeschoss, das mit steinernen oder hölzernen Böden ausgestattet war, befanden sich in der Regel die Werkstätten, Läden, Warenmagazine, Web- und Schreibstuben u. a. m. S c h l a t t e r ⁹⁰ berichtet über die Läden folgendes: „Wenn dieser Raum als Verkaufsmagazin des Krämers, Tuchhändlers usw. diente, so war der Fenster-



20. Unterer Graben. — Links Grabengärten und die niedern Häuser gegen die Augustinergasse zu.



21. „Nest“ „einstöckiger“ Häuser an der Zeughausgasse.

laden oft so eingerichtet, dass er anstatt rechts und links, auf- und abwärts klappte. Die untere Hälfte diente dann als Auslagetisch, die andere als Schutzdach, wie heute noch bei unsern Jahrmarktständen. Man legte seine Waren also auf dem Laden aus, anstatt im Laden.“

Auf das Erdgeschoss folgten im ersten Stockwerk nach vorn die Stube, oft eine Nebenstube, die meist düstere Küche in der Mitte und schliesslich noch etwa eine Kammer gegen die Hausrückseite. Die Schmalheit vieler Häuser liess der Strasse zu oft nur der Stube Raum. Im zweiten und dritten Stockwerk folgten wieder Kammern für die Hausinsassen, deren Zahl mit Eltern, Kindern, Grosseltern, Gesellen und Gesinde recht oft bis auf ein Dutzend stieg. (Innsbruck hatte im Mittelalter 13 Personen pro Haus.) In den Stuben bildeten frühzeitig prächtige Täfelungen, Kachelöfen und oft verzierte Decken Schmuckstücke, von deren Schönheit die erhaltenen Wohnräume im Museum Zeugnis ablegen. Gelegentlich fand sich im obersten Stockwerk oder auf dem Dachboden ⁹⁰ eine „Luststube“, in der man sich etwa in Mussestunden beschaulichen Betrachtungen hingab. Das steile Satteldach (mit der Diele), das besonders nach 1418 aufkam, war vielfach mit „Luckern“ und kleinen Giebeln versehen. Selten fehlte ein Windenaufzug mit Aufzugsbalken. Solche haben sich bis heute in ansehnlicher Zahl erhalten. Im Estrich lagerte man allerhand Vorräte, wie Holz, Flachs, Wolle, Korn und Dörrobst.

Ursprünglich bestanden die Häuser unserer Gegend aus Holzblockbauten, wie wir solchen in den Alpen als Wohnstätten und Viehställe noch häufig begegnen. Innen gab es anfänglich wohl nur einen einzigen Raum, der sich später weiter gliederte in Stube, Küche, Werkstatt und Kammern. Die Bauten waren niedrig und mit wenig geneigten Dächern versehen. Das appenzellische „Tätschdach“ entspricht noch jener ursprünglichen Form, die z. T. im Laufe der Zeiten aus dem rohen Blockbau sich zum Balkenhaus des Ständerbaus entwickelte. Frühzeitig kam in unserer Gegend die Verwendung von Schindeln und Zugläden auf. Die mächtigen Wälder der Umgebung drängten den Bewohnern das Holzmaterial gleichsam auf. Nächst der Stadt gab es eine Säge im Lämmlißbrunn. (Bdm. S. 332.) Durch die mannigfache Verwendung der Wälder zu Bauten, dann aber auch durch Brände, gingen die Baumbestände mehr und mehr zurück. In Erkennung ihres hohen Wertes wurden die Wälder in der Folge geschont, indem man anfang, an Stelle von Holz andere Baumaterialien zu verwenden. Nach den verschiedenen Stadtbränden kamen, aus Sicherheitsgründen, Steine reichlich zur Verwendung. Es folgte damit der sogen. Riegel- oder Fachwerkbau, der uns heute in den Landschaften nördlich der Stadt und im Thurgau noch reichlich entgegentritt, und der aus Stein und Holz besteht. Auch zahlreiche Häuser der Altstadt, die aus dem spätern Mittelalter erhalten blieben, stellen Riegelhäuser dar. Doch ist deren Charakter wegen Verklei-



22. Haus „Zum tiefen Keller“ (mit Erker)
an der Hinterlaubengasse.



23. Riegelhaus mit Erker an der Bankgasse.

dung mit Schindelschirm oder Verputz selten mehr zu erkennen. An einzelnen aufragenden Giebeln und Hausrückseiten ist das Fachwerk mitunter noch wahrzunehmen.

Nebst dem Riegelbau erschien vom 15. Jahrhundert an auch schon der reine Steinbau, wie z. B. das Haus „Zum tiefen Keller“. (Abb. 22.)

Sowohl für die Riegel- wie die Massivbauten, ferner für die Mauern, Tore und Türme entnahm man die Steine den verschiedenen Bächen, wie der Steinach, dem Irabach und selbst der Sitter. Ebenso verwendete man gelegentlich erratisches Material. Mit der Zeit kamen Steinbrüche auf, die sowohl von der Stadt als auch vom Kloster ausgebeutet wurden.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts schenkte ein Hans Mühlitobler zu Watt dem Abt von St. Gallen „an sinen buwe des Münsters“ einen Steinbruch im Watt. (Bdm., S. 91.) Die Stadt kaufte 1562 einen Steinbruch in der Linsebühlwiese. Der Flurname „Steingrübli“ erinnert heute noch an diesen Bruch. 1413 schenkte Kuni Bürke für den Neubau der St. Laurenzenkirche der Stadt den Steinbruch auf dem Kamelenberg ob St. Georgen zu freier Ausbeutung. (Bdm., S. 218.) Anno 1760 erwarb das Kloster einen grossen Steinbruch im Spieltrückli ob St. Georgen. (Bdm., S. 188.) Jedenfalls scheinen bei St. Georgen und bei St. Fiden frühe schon Steinbrüche bestanden zu haben. Von weiter her bezog man Bausteine aus Teufen, Staad usw.

Ungefähr vom 15. Jahrhundert an gesellten sich zu diesen natürlichen Bausteinen der Ziegel- und Backstein. Ersterer fand in der Folge vor allem als Dachbekleidung Verwendung. Das Dach, ursprünglich mit Balken, Reiser und Stroh, später mit Schindeln bedeckt, und anfänglich wie die Gebirgshäuser mit Steinen gegen Stürme beschwert, war eine stete Quelle der Feuersgefahr. Trotzdem tauchten, selbst nach dem Stadtbrande von 1418, die Schindeldächer stets wieder auf, obwohl man damals vom reinen Holz- zum Riegelbau übergegangen war. Die Gefahr zu beheben, schenkte man den bauenden Bürgern halbrundlich geformte Hohlziegel. (Näf, S. 96.) Flachziegel kamen erst im 19. Jahrhundert auf, doch sind noch viele Häuser der Stadt mit alten Hohlziegeln eingedeckt.

Um das Jahr 1419 liess die Stadt eine eigene Ziegelhütte erbauen, nachdem der Ziegelbau in Deutschland bereits im 13. oder 14. Jahrhundert aufgetaucht war. Gleichzeitig schloss der Rat mit einem Ziegler aus Isny einen Vertrag ab. Darnach wurde der Genannte für fünf Jahre als Bürger und Werkmeister aufgenommen mit der Verpflichtung, der Stadt Ziegel zu liefern.⁸⁹ Obwohl Haltmeyer^{47 a} berichtet, „und sind nach dieser Brunst allen Bürgern die Ziegel zu der Tachung von der Obrigkeit verehrt und dadurch die gefährlichen Schindeldächer in der Stadt und dero Gerichten gänzlich abgeschafft worden“, so müssen wir die Richtigkeit dieser Behauptung aus zwei Gründen bezweifeln. Einmal ist nirgends ein Beschluss erhalten, der die Bürger absolut verpflichtete, Ziegeldächer zu halten. Sodann ge-

bietet eine obrigkeitliche Verfügung des Jahres 1586 „alle in der Stadt befindlichen Holzdächer zu verzeigen, damit die gefährlichsten beseitigt werden“. (Näf, S. 27.) 1589 beschloss der Rat, es sollen den Bürgern für Wohnhausbauten die Ziegel zum halben Dach gratis aus dem Bauamt gegeben werden.

Frühe schon bestanden Ziegeleien im heutigen Schönenwegen, ferner beim Hirschengraben am Kugelmoos. Beide gingen in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts ein. In der Reformationszeit wurde die St. Jakobskapelle 1530 in einen Ziegelofen umgewandelt und eine Ziegelei daneben gebaut, die aber bald wieder abgerissen wurde.²³ Näf⁶⁷ erwähnt, dass dem Bauamt, neben zahlreichen andern Dingen, drei grosse Ziegelbrennereien, sowie Lehmgruben, Sägereien und ein Steinbruch bei Wald unterstanden. Vom Kloster erfahren wir, dass es 1749 eine eigene Klosterziegelhütte auf dem Espen (Espenmoos) besass für die klösterlichen Neubauten.²³

Der Stil des mittelalterlichen Hauses fügte sich bei aller Bodenständigkeit stets gehorsam in den vorhandenen Grundriss ein. Die individuelle Eigenart des Hauses, sowie der soziale Stand des Besitzers kamen vorab in der Fassade und in der Gestaltung der Erker zum Ausdruck. Bei den Häusern der letzten Jahrhunderte treffen wir, unter den ehemals oft mit Bildern oder Stuckarbeiten geschmückten Fassaden, verschiedene Baustile.

Die Neuzeit hat übrigens zahlreiche mittelalterliche Häuser zerstört oder bis zur Unkenntlichkeit verändert. Die Zeit ist vorbei, wo man auch von unserer Stadt sagen konnte: „in der es kein Flecklein gibt, das nicht Poesie haucht, in denen jeder Stein, jede Türe, jeder Erker und jede Wetterfahne etwas zu erzählen hat.“

Geisler³⁶ nimmt in seiner Einteilung der städtischen Häuser die Dachform³⁸ zum Prinzip und unterscheidet dabei hauptsächlich zwei Bauarten: 1. Das Traufen- oder Langhaus, 2. das Giebelhaus. Betrachten wir das Haus der Altstadt auf Grund dieser Einteilung.

Das Traufen- oder Langhaus.

Beim Traufbau verlaufen Firstlinie und Strasse parallel zueinander. Diese Bauart herrschte in der Altstadt weitaus vor (wie in Basel, Zürich usw.) und dominiert noch heute. Der schlichte, gefällige Typus war übrigens in vielen benachbarten schweizerischen, deutschen und österreichischen Klein- und Mittelstädten vorherrschend. Einen Hauptschmuck der Fassaden bildeten an diesem Hause frühzeitig Erker und Fensterreihen. Noch sind solche bei uns hübsch geformt erhalten an der Speiser-, Kugel-, Multer- und Schmiedgasse, sowie am Gallusplatz. Indem die Häuser nach der Stockwerk- oder Baugrundhöhe verschieden sind, springt die Traufenlinie bald hinauf, bald hinunter und bringt dadurch Abwechslung ins Ganze. Der Tür-
eingang liegt beim Traufenhaus meist seitlich in der Strassenfront.

Das grosse Dach ist belebt durch „Luckern“ und Giebel. Solche sind mehrfach noch an der westlichen Häuserfront der Magnihalde sichtbar. Da Höhe und Tiefe des Traufenhauses meist recht ansehnlich waren, konnten manche der Wohnstätten in neuerer Zeit leicht als Mehrfamilienhäuser benutzt werden. Eine Sonderform des Traufenhauses stellte infolge der eigenartigen Dachgestaltung das Mansardenhaus dar. Es kam wohl schon mit den Barockbauten im 17. und 18. Jahrhundert auf. Dieser sogen. französische Dachstuhl ist in der Stadt verschiedentlich vertreten. Bei diesem Dach, das gelegentlich auch auf dem Lande auftritt, sind die Dachoberteile verhältnismässig flach, die Unterteile dagegen steil. Diese besitzen teilweise Reihenfenster, welche die bewohnten Dachräume andeuten.

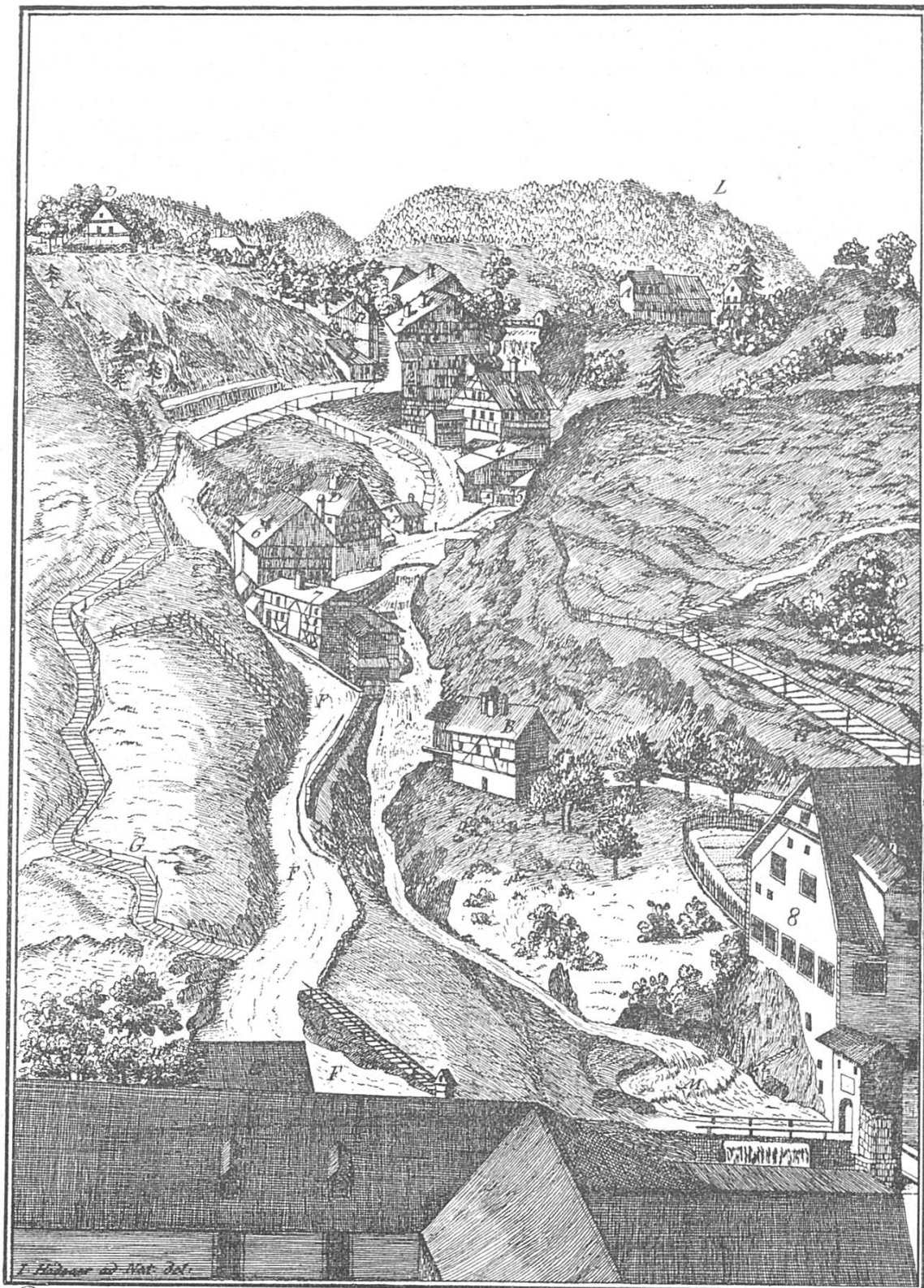
Unter französischem Einfluss vollzog sich vielfach auch eine Stilwandlung im Innenausbau wie der Aussengliederung. Statt der alten, runden Scheiben tauchten grosse, helle Fenster auf. Das Rathaus musste den alten Treppengiebel gegen einen geschweiften Giebelabschluss vertauschen. Zu Umwandlungen trug übrigens der Klosterneubau in der Mitte des 18. Jahrhunderts nicht unwesentlich bei.

Das Giebelhaus.

Das Giebelhaus hebt sich vom Traufenhaus vor allem dadurch ab, dass die Firstlinie senkrecht zur Strasse steht. In der Umgebung der Stadt, besonders im benachbarten Appenzellerland, trifft man noch öfters das Giebelhaus mit dem sogen. „Tätschdach“. Diese Form, die sich ursprünglich in unserer Stadt zur Zeit der Holzbauten häufig vorfand, hat sich in der Konstruktionszeit der Riegel- und Steinbauten nicht mehr oder nur in entstellter Art behauptet. Dies im Gegensatz zu zahlreichen Städten Deutschlands, in denen das Giebelhaus die charakteristische Form darstellt. Oft erzeugen dabei die reichverzierten Giebel (zum Teil Treppen- oder Staffelgiebel) malerische Städtebilder. (Goslar, Hildesheim usw.)

Von den Privathäusern, die entweder wegen ihrer Bauart, ihres Materials oder ihrer Zweckbestimmung geographisches Interesse besitzen, seien bloss einige wenige herausgegriffen.

Ein wuchtiges, massives Haus mit Erker bildete das 1505 gegründete Handelshaus an der obern Marktgasse, Ecke Turmgasse. Nahe dabei lag das Haus zum „Tiger“, das im st. gallischen Geschäftsleben einst eine wichtige Rolle spielte. 1729 wurde das Gebäude vom Kaufmännischen Directorium erworben. Bis 1786 enthielt es die Post, die sich vordem im Notenstein befand. Im obern Haus des „Scheggen“ (Spielwarengeschäft Zollikofer) haben wir seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ein typisches Mansardenhaus. Schräg gegenüber weist das Haus „Zur kleinen Engelburg“ in seiner Fassade eine ausgesprochene Rokoko-Ornamentik in der Art der Stiftskirche auf. Die Urform eines Erkers gewahren wir am Hause Speisergasse



*Prospect der Stadtmüllern zu S. Gallen, von welchen N^o 1, 2, 5, 6 u. 7. Privatmüllern. N^o 3. dem
Stadtkant. N^o 4. dem Seklamt, u. N^o 8. dem Spithalamt zu dienen. A. ist die Waldburg. B. ein Forthaus. C. eine Remise, D. unter-
deutende Gebäude, F. die Landstrasse. G. u. H. Fusswege. I. die Bernegg. K. das Buch, L. der Brand, M. der Wäsgurgumpen.*

Nr. 8, während das Haus zum „Falken“ oder langen Erker einen Eckturm aufweist. Aehnliche Bauweise mit Ecktürmen besitzen das „Schlössli“ beim Speisertor und die „Hexenburg“ (Hinterlauben Nr. 10) auf. An der Bankgasse Nr. 7 ist ein reiner Riegelbau erhalten. Zu den schönsten Baudenkmälern im alten St. Gallen gehörten seit 1435 die beiden Häuser zum „Kamel“, an deren Stelle seit 1919 z. T. das Warenhaus Brann trat. 1509 entstand das Haus zur „Flasche“; 1523 das Haus „Hinterm Turm“; 1581 das „Schlösschen“ an der Speisergasse.

Im M ü h l e t o b e l bestanden mehrere Mühlen, früher auch eine solche der Stadt beim Speisertörl. (Bereits 1373 erwähnt.) Letztere wurde betrieben durch das Steinachwasser und dasjenige des Irabachs.

Von den Sommer- und Lusthäuschen als kleinen, temporär bewohnten Bauten auf den Gütern ausserhalb der Stadt war bereits die Rede. Hier seien noch beigefügt das Fehr'sche und das Högger'sche Schlösschen auf dem Rosenberg, das rote Schlösschen auf der Falkenburg, und auf dem untern Brühl das Schlösschen im „Bürgli“. Sie alle waren keine prunkvollen Bauten, sondern, wie schon der Name recht bescheiden andeutet, kleinere Sonderbauten. Das „Bürgli“, das urkundlich 1420 und 1432 bereits erwähnt wird, bestand bis vor kurzer Zeit. Es wich erst dem Bau des neuen Museums.

b) S o n d e r b a u e n .

Abschliessend seien noch einige der wichtigsten Sondergebäude erwähnt, die im Stadtbild hervortraten und entweder ihre wirtschaftliche oder kulturelle Bedeutung besaßen. Absichtlich stelle ich die Betrachtung dieser Bauten an den Schluss, weil sie zur Hauptsache ein Produkt höherer Kultur darstellen und sich zum Teil erst nach und nach neben dem Bürgerhaus entwickelt haben. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass bei Neustadtanlagen Bürgerhäuser und Kulturgebäude zeitlich auch nebeneinander entstehen.

Wie das Bürgerhaus, so sind auch diese Sonderbauten, von denen einzelne als Monumentalbauten dominierend in Erscheinung treten, wichtig, sei es durch die Lage, durch die beherrschende Stellung, oder den wirtschaftlichen Zweck usw. Ich kann mich dabei über die ältern Bauten umso knapper fassen, als die Literatur über unsere Siedelung vor kurzem mit dem prächtigen Werk über die Baudenkmäler der Stadt St. Gallen²³ bereichert wurde. Hier sei nur hingewiesen auf folgende Sonderbauten:

D a s K l o s t e r : Durch alle Zeiten beeinflusste das Kloster mit seiner mächtigen Kirche stark das Stadtbild, sowohl im Grundriss als auch im Aufriss. (In der Altstadt bildet es heute noch einen „Kern im Kern“.) Dazu trugen neben den umfangreichen Gebäuden nicht unwesentlich bei die etwas erhöhte Lage und die Ummauerung, welche freilich 1828 gegen die Stadt zu fiel. Die periphere Lage des Klosters im Stadtbild hatte den Vorteil, den innerstädtischen Verkehr in keiner Weise zu hemmen. Ueber die Entwicklung und bauliche Einteilung des Klosters weise ich hin auf die Baudenkmäler der Stadt und ebenso auf das prächtige Werk von Dr. Fähr über die Kathedrale in St. Gallen.³⁰

Zu den Kapellen ausserhalb des Klosters zählte die S t . L a u r e n z e n - k a p e l l e an der obern Marktgasse. Urkundlich wird dies Kirchlein erst im Jahre 1225 erwähnt. Doch ist anzunehmen, dass es schon wesentlich

früher bestanden hat. Mit der Stadt brannte das Gotteshaus 1314 ab. Da die Abtei damals nicht die Mittel besass, dieses ihr gehörige Kirchlein aufzubauen, half die Bürgerschaft (wohl gegen gewisse Verwaltungsrechte über das Gotteshaus) am Neubau mit. Dieser erwies sich bald als zu klein, weshalb anno 1413 das Fundament zu einer grössern Kirche gelegt wurde. Um diese Zeit eignete sich die Stadt die unabhängige Kirchenverwaltung an; ebenso das Recht der Wahl des Leutpriesters. Bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts umfasste die Stadtpfarrei übrigens noch: Straubenzell, Tablat, Rotmonten, Wittenbach, Teufen, Bühler, Speicher, Trogen, Gais und Hundwil. (Bdm. S. 217.) — Schon ums Jahr 1480 gab es eine Halle auf der Nordseite der St. Laurenzenkirche. Sie trug den Namen „Unter den Fischbänken“, weil hier der Fischhandel betrieben wurde. 1764 wurde der St. Laurenzenturm durch Grubenmann, 1851 durch Kunkler (zu seiner heutigen Form) umgebaut.

Eine dominierende Stellung nimmt auf dem Irahügel die St. Magnikirche ein. Sie ist eine Stiftung des Abtes Salomon, und stammt aus dem Jahre 898. Zu diesem Kirchlein gesellte sich nach der Entstehung bald ein Kaplaneihaus. Statt des Turmes besass die St. Magnikirche bis 1508 nur einen Dachreiter.

Südöstlich der St. Magnikirche erstand 1228 das St. Katharinenklösterchen für fromme Schwestern. 1418 durch den Stadtbrand zerstört, wurde es bald darnach wieder aufgebaut, wobei 96 Jahre später noch die bis heute erhaltene Kapelle erstellt wurde. Nach Einführung der Reformation ging das Klösterchen samt seinem Besitz 1504 an die Stadt über, die es bald darnach in eine Knabenschule („Bubenkloster“) umwandelte. (Seit 1598 mit Gymnasium.) Das Kirchlein wurde von der kaufmännischen Korporation übernommen, die es flüchtigen Hugenotten zur Verfügung stellte. Heute sind von den alten Anlagen nur noch ein Kreuzgang und das Kirchlein erhalten, das der Abhaltung des französischen Gottesdienstes dient.

Westlich der Altstadt liegt im heutigen Gebiet der St. Leonhardskirche ein kleiner Hügel. Auf dessen Kuppe erstand frühzeitig ein Kirchlein, das vornehmlich den Appenzellern bis hinauf nach Hundwil als Gotteshaus zu dienen hatte. Dies Kirchlein ging aber zu Anfang des 16. Jahrhunderts wieder ein, nachdem neben ihm längst eine Frauenklausen entstanden war. Solche Klausen gab es in jener Zeit viele in der Umgebung von Kloster und Stadt (Wiboradaklausen bei der St. Mangenkirche, die Johannisklausen beim Kloster, die Klausen auf „St. Jörgen“ und „Nöggersegg“, bei St. Jakob, auf Peter und Paul usw.) In ihnen lebten die Waldschwestern oder Feldnonnen und zwar ohne Orden, Regel und Habit. 1654 baute die Stadt das Kirchlein zu St. Leonhard als Filialkirche wieder auf. Sieben Jahre nachher schuf die Stadt aus dem Frauenklösterchen eine Waisenanstalt, die sich später in eine Strafarbeitsanstalt umwandelte. 1900 wurde das Gebäude abgerissen. 1887 fiel das alte Kirchlein, nachdem 1885 der Grundstein zur jetzigen St. Leonhardskirche gelegt worden war.

Zur Zeit der Kreuzzüge erstellte die Stadt zur Verhinderung der Ausbreitung gewisser Krankheiten, vor allem des Aussatzes, ein sog. Siechenhaus in der Gegend des Linsebühls. Ausser dem Siechen- und Prestenhaus im Linsebühl existierte in der Speiservorstadt das Seelhaus, das eine Zufluchtsstätte für durchreisende Kaufleute, für Arme und Fremde darstellte. Pockenranke und Siphilitische brachte man in ein Absonderungs- haus im „Nest“ oder an der Leimat. Im letzten Jahrhundert gesellte sich im Näfenacker zu diesen Bauten das sogen. Tollhäuschen für Geistesranke. Später baute die Stadt noch ein „Prestenhaus“ für unheilbare Ranke. Gegenüber dem Siechenhaus entstand mit der Zeit eine Kapelle, die, durch Stiftungen bereichert, sich bald zu einer Kirche umgestaltete (Mitte des 15. Jahrhunderts). 1572 gesellte sich dazu ein Friedhof, der besonders für

die angewachsenen Quartiere der Speiservorstadt, des Lämmli- und Brühlquartiers Geltung hatte. Die Linsebühlkirche umfasste eine Zeit lang selbst Kirchengenossen von Speicher. Sie bestand bis 1897, in welchem Jahre der heutige Neubau in Erscheinung trat.

Ausser den hier genannten Kirchen bestanden in der Umgebung der Stadt viele Kapellen, von denen manche zu Kirchen geworden sind. An solch einstigen Kapellen sind zu nennen: diejenige von St. Fiden, St. Georgen, St. Josephen, St. Jakob, St. Martin, St. Barbara, St. Wolfgang, Peter und Paul, Kappelhof, Bernhardzell, Engelburg und Heiligkreuz.

Der älteste Friedhof lag nahe der Klosterkirche gegen die Steinach hin. Später wurde er auf die Nordwest- und Westseite verlegt. Ausserdem lagen Friedhöfe bei St. Katharinen und für die Stadt bei St. Mangen (seit 1388), im Leonhard und Linsebühl.

c) Provanbauten.

Das Rathaus: Es war die Eigenart mittelalterlicher Stadtbauanlagen, Monumentalbauten in die Strasse hineinragen zu lassen, um durch diese bevorzugte Stellung eine besondere Wirkung zu erzielen. Eine solche übte in unserer Stadt das Rathaus aus. St. Gallen besass mit Sicherheit schon ums Jahr 1373 ein derartiges Amtsgebäude, das aber mit der Stadt zu Anfang des 15. Jahrhunderts abbrannte. Bald darnach tauchte am untern Marktplatz wieder ein Rathaus auf, das jedoch an derselben Stelle schon 1563 durch einen Neubau ersetzt wurde. Das ursprünglich mit Treppengiebel und Glockentürmchen versehene Rathaus zeigte eine schön verzierte Fassade. Der Abbruch des Hauses erfolgte 1877. Die Ratsstube, die im neuen Museum erhalten ist, gewährt einen Einblick in die prächtige Innenkonstruktion des alten Stadtgebäudes.

Das Tuchhaus oder die Bürgermange: Im wirtschaftlichen Leben der Stadtbewohner stellte das Tuchhaus oder die Stadtmenge an der Neugasse ein wichtiges Gebäude dar. Es diente der st. gallischen Leinenindustrie als öffentliche Mange. Der Bau glich sehr dem heute noch erhaltenen Kaufhaus und war gekennzeichnet durch grossen Umfang, einfache äussere Form, seitliche Treppengiebel und grosse Empfangstore. In dieser Mange wurden, durch das „Einbinden“ in grossen Pressen, die guten Leinwandstücke gepresst, gebunden und nachher versandbereit gemacht. Oft lagerte man in dem Gebäude auch Salz ein. Mit dem Niedergang der Leinenindustrie wurde das Gebäude seinem ursprünglichen Zweck entfremdet. Eine Zeit lang setzte sich in den Räumen eine Baumwollspinnerei fest (1802), nachher kam die alte Mange als Schulgebäude in Verwendung (bis 1841), ehe das Grabenschulhaus erstellt war. Darauf bildete die Mange ein Verkaufslokal für Metzger, später diente sie als Gemüsehalle. Ebenso hatte die Feuerwache hier ihren Sitz. 1916 erfolgte der Abbruch des alten Hauses. An seiner Stelle erhebt sich heute zum Teil das Bezirksgebäude.

Das Haus zum Notenstein: Damit bezeichnete man eine durch Jahrhunderte bestehende, führende Innung, deren Mitglieder „Notensteiner“ hiessen.²⁶ Die Gesellschaft bestand vornehmlich aus Repräsentanten des Kaufmannsstandes, besonders den bedeutenderen Exporteuren des Leinwandhandels. Indem sich mit der Zeit benachbarte Adelsfamilien, höhere Beamte und Gelehrte anschlossen, bildete sich neben den Zünften eine Art Standes-, Berufs- und Gesinnungsgenossenschaft²⁸ (ähnlich den Constaflern in Zürich), die zum Hauptzweck die Pflege der Geselligkeit und des Gedankenaustausches hatten. Politisch trat die Innung nicht hervor. Anfänglich (1451) kamen die Mitglieder der Genossenschaft in ihrer Trinkstube im Haus zum „Antlitz“ an der Neugasse zusammen. Anno 1459 kauften sie jedoch das anstossende Gebäude zum „Notenstein“ (auch Nothveststein). 1555 erbaute die Gesellschaft ein neues Versammlungs- und Festhaus neben dem Brühlthor. In diesem Gebäude wurde später die kaufmännische Korporation gegründet.

Die Patriziergesellschaft der Notensteiner, zu denen am Ende des 18. Jahrhunderts noch die Zollikofer von Altenklingen und die Zollikofer Neggensperg, die Schlumpf, von Fels, von Scherrer und Gonzenbach gehörten, löste sich im Jahre 1799 auf. Gleichzeitig fiel der alte Bau, an dessen Stelle sich der heutige „Nothveststein“ erhebt.

Die Zunft Häuser: Die meisten Zünfte hatten ihre eigenen Zunftstuben. Am untern Ende des Marktes gegen die Neugasse zu hatte die Weberzunft ihren Sitz. Unweit davon lag das Zunftthaus der Schneider, dessen Bau 1916 bei Erstellung des Bezirksgebäudes abgerissen wurde. Die Zunft der Schuster hatte westlich der St. Laurenzenkirche ihren Sitz.

Eine der grössten Zünfte war die Schmiedezunft, die auch Maurer, Zimmerleute, Dachdecker, Küfer und ähnliche Berufsarten umfasste. Das Haus dieser Zunft stand östlich des Rathauses gegen das Irator. Nach Aufhebung der Zünfte im Jahre 1798 wandelte sich das Zunftthaus um in den Gasthof zum „Weissen Schwanen“, der 1865 mit dem Markttor abgebrochen wurde.

Das älteste Zunftthaus der Metzger in der Altstadt ist unbekannt. Vom 16. Jahrhundert an aber finden wir es an der Metzgergasse. Hier ist es zum Teil noch in altem Zustand als Wirtschaft zum „Goldenen Schäfli“ erhalten. Eine Metzge bestand anfänglich an der untern Neugasse. 1475 erbaute die Stadt ein neues Metzgergebäude am Rindermarkt, nachdem vorher Stadtgraben und Irabach bis zum Markttor ausgefüllt worden waren. Die Metzge enthielt eine grosse Halle mit Schlachthaus und Verkaufslokalen für jeden zünftigen Metzger. 1865 wurde der Bau abgerissen und ersetzt durch die Schlachthausanlage östlich der Altstadt. Ihr folgte 1893—96 das jetzige Schlachthaus unweit davon.

An der Ecke von Multer- und Marktgasse besass die Stadt in der „Brotlaube“ einen öffentlichen Brotmarkt. Die Halle war offen. Ueber ihr ruhte auf Säulen ein Oberhaus. Darunter lagen die „Bänke am Markt“, auf denen sich ein Teil des Verkehrs zwischen Markt- und Multergasse und den hintern Lauben vollzog. Vom 15. Jahrhundert an dienten die „Brotlauben“ der Leinwandschau, weshalb sich für die Lokalität der Name „Libetbänke“ entwickelte. Ueber den „Libetbänken“ befand sich das Tuch- oder Gewandhaus, das man später in die Mänge an der Neugasse verlegte. Von dieser Zeit an wurde das „Gewandhaus“ zum Zunftthaus der Müller und Bäcker. 1873 fiel dieses Zunftthaus, um in einen kleinen öffentlichen Platz umgewandelt zu werden.

Der Spital zum heiligen Geist: Seine Entstehung reicht ins Jahr 1228 zurück. Um diese Zeit erhielt die Stadt zunächst an der untern Marktgasse (gegen die heutige Spitalgasse) ein Haus geschenkt mit der Bestimmung, es in einen Spital umzuwandeln. Im Laufe der Zeit erweiterte sich das Stift mit den nächstgelegenen Häusern am Marktplatz und der ganzen Südseite der Spitalgasse bis zur untern Kugelgasse zu einem respektablen Gebäudekomplex. Dazu kamen durch Stiftungen grosse Liegenschaften und allerhand Einkünfte aus nah und fern.

Die heutige Spitalgasse (in die man durch einen überbauten Schwibbogen gelangte) und die Wirtschaft zum „Spitalkeller“ erinnern noch an den ehemaligen Zweck der geschilderten Gebäudepartien. Mächtige Wein-, Obst-, Gemüse- und Mostkeller dehnten sich ostwärts unter dem Spitalgebäude aus. Wichtige Nahrungsmittel konnte sich der Spital aus eigenem Besitz erwerben; auf den Weiden im „Brand“ und am Rosenberg, dem Spitalerberg (mittlerer Rosenberg) und Brühl zog man z. B. Milch- und Schlachtvieh auf.

Weil der Stadtspital je länger, je weniger den hygienischen Anforderungen genügte, dachte man schon nach der Mitte des 18. Jahrhunderts an eine Verlegung der Institution auf den mittleren Rosenberg. Dreiviertelhundert Jahre später kam es jedoch erst zu diesem Neubau und zwar auf der Linsebühlbleiche. Zu dieser Zeit riss man das Gebäude mit dem Schwib-

bogen ab, um so bessere Verkehrsverhältnisse in diesem Abschnitt zu schaffen.

Im Spital nahm man ursprünglich auch Waisen auf. Mit der Zeit entstand im Leonhard das erste Waisenhaus, das 1811 durch ein grosses, schönes Gebäude an der heutigen Rosenbergstrasse ersetzt wurde. Heute liegt das neue Waisenhaus auf der Höhe des Rosenbergs, während in dem Bau an der Rosenbergstrasse die Verkehrsschule untergebracht ist.

In den Häusern, in Toren und Türmen, im Kaufhaus, Spital usw. wurde viel Getreide eingelagert. Seit 1567 gesellte sich zur Metzg am Rindermarkt ein Kornhaus. Es musste im Jahre 1586 erweitert werden und bildete in der Folge ein Zentrum des Kornhandels. Dieser ging jedoch mit der Erstellung des grossen Kornhauses in Rorschach zurück, weshalb 1864 das alte Kornhaus abgebrochen wurde.

Das Kaufhaus: St. Gallen erstellte sein Kaufhaus erst 1585. Die Erlaubnis, ein Kaufhaus zu halten, erhielt die Stadt schon 1466 von Kaiser Friedrich III. Der Neubau enthielt allerhand Behälter, Abteilungen und zwei „Kornschüttinen“. Bis ins 19. Jahrhundert hinein diente das Kaufhaus seinem Zweck, dazu war es auch Salzhaus. Das Salz bezog man aus Bayern und Lothringen. — Heute ist das Kaufhaus in eine Postfiliale umgewandelt.

Das Mädchenschulhaus St. Laurenzen: Ende des 16. Jahrhunderts (1581) entstand durch Vergabung hinter St. Laurenzen ein Schulgebäude, erst kurze Zeit für Knaben, später für Mädchen. Ihrem Zwecke diente die Schule bis zum Bau des Blumenauschulhauses im Jahre 1870. Ja selbst nach dieser Zeit war es, vor dem Bau des Talhofs, Mädchenrealschule. Heute ist daselbst die Frauenarbeitsschule untergebracht.

Im Bilde der Altstadt dürfen wir die Schützenhäuser nicht unerwähnt lassen. Schiessanlagen bestanden erst vor dem Müllertor, später vor dem Multertor. Von der letzteren Stelle aus schoss man gegen den Schützenberg (Rosenberg). Der Schiessplatz auf dem Brühl ist bereits erwähnt worden.

Schon im 13. und 14. Jahrhundert gab es Bäder. Zu dieser Zeit benützte man wohl bereits das „Löchlibad“. 1373 vernehmen wir von einer Badestube im Portnerhof, daneben vom Neubad; 1466 von einer Badstube an der Brühlgasse, bald darauf von einem Bad in der Weinburg. Die Stadt eignete sich später das „Löchlibad“, sowie das Bad im Lämmli Brunnen an.

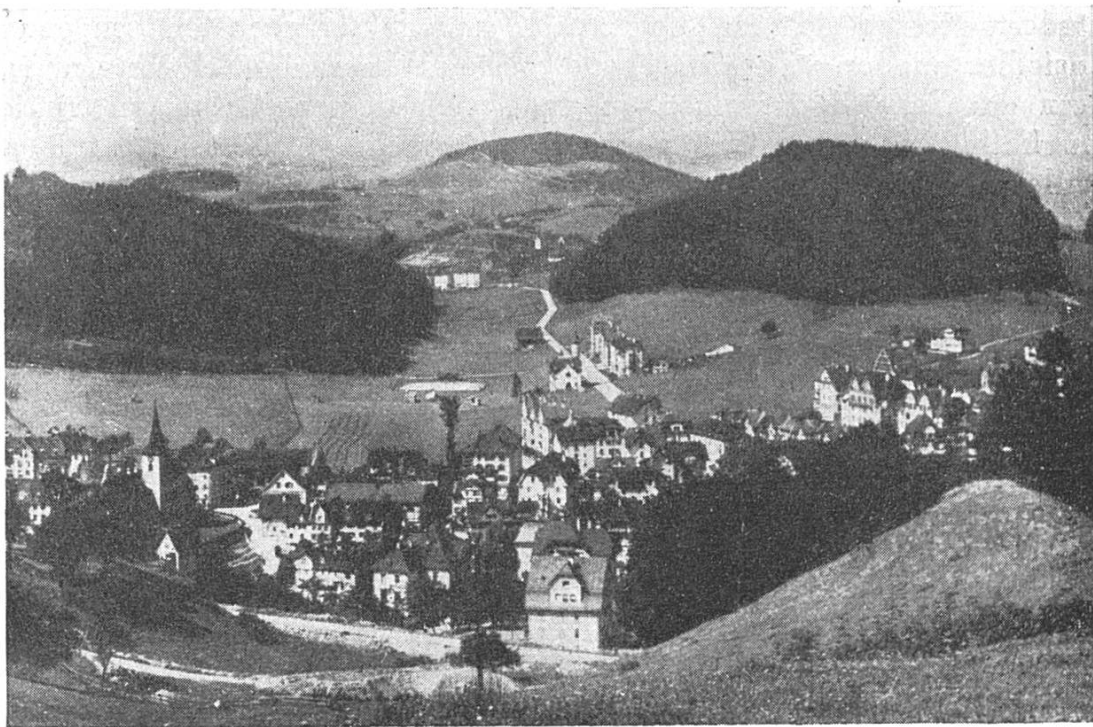
4. Die Umgebung der Altstadt.

Wir haben in unserer Darstellung gelegentlich hingewiesen auf die Vorstädte von Alt St. Gallen und ebenso auf mehrere ältere Vororte und Nachbarsiedelungen. Auf einzelne von ihnen sei wegen ihrer Beziehung zur Stadt und zur Vervollständigung deren Bildes noch kurz im Besondern hingewiesen. Wir verzichten dabei jedoch auf eine vollständige Aufzählung aller Nachbarorte.

St. Fiden: Hier liess Abt Ulrich III. zu Ehren der heiligen Fides um 1085 eine Kirche erbauen, zu der sich später ein Pfarrhaus und durch Schenkungen dazu Güter, besonders Wiesland, gesellten. Dieses wurde darauf lehenweise der Stadt zu Bleichezwecken überlassen. Durch Kauf kam das Gebiet als Linsebühlbleiche 1484 an die



25. Frauenklosterli Notkersegg.



26. St. Georgen mit dem Demuttal.
Rechts davon der Berneckwald, links der Falkenwald, am Talende die Menzlenhöhe.

Stadt. 1470 erstellte der Pfleger des Stifts in St. Fiden ein grosses Gasthaus, das zugleich als Rats- und Gerichtshaus diente. Erst im 17. Jahrhundert vergrösserte sich indes der Ort etwas durch Zuzug äbtischer Beamter. 1776 wurde die alte Kirche durch die jetzige (an etwas anderer Stelle als ihre Vorgängerin) ersetzt. 1837 folgte daneben das Gemeindehaus. Die Gemeinde, in der der Ort bis zur Verschmelzung mit der Stadt lag, hiess Tablat, welcher Name sich von tabulatum = Scheune = Speicher ableiten soll. Noch besteht übrigens der bäuerliche Hof Tablat bei Krontal mit einem alten Zehntspeicher.

Bis zur Stadtverschmelzung hat sich der Ort Hand in Hand mit der Stadt vergrössert, dabei also von deren Entwicklung profitiert. (Vergl. Bevölkerungsentwicklung.) Heute hat St. Fiden, als Zentrum des Kreises Ost, seine eigene Bahnstation (Ostbahnhof der Stadt), sein Kreis-, Polizei- und Postgebäude, dazu seine eigenen Schulen. Zum Kreis Ost und damit zum Vorort St. Fiden gehören Krontal, Neudorf, die Langgasse, Heiligkreuz, dazu die nahegelegenen Weiler und Höfe Notkersegg, Hub, Schaugen, Remishub, Ober-Weid, Peter und Paul usw. Es ist siedelungsgeographisch interessant, wie St. Fiden nach Westen, der Stadt zu, ein mehr städtisches, am Ostrand dagegen noch ein ziemlich ländliches Gepräge zeigt.

St. Georgen: Hier soll im sogen. „Zirrental“ durch Abt Salomon 912 eine Zelle erbaut worden sein, neben welcher sich bald hernach Klausner niederliessen. Später entstand hier oben die, dem heiligen Georg gewidmete St. Jürgenkapelle. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts liessen sich um die Kapelle und in der nächsten Umgebung Ansiedler nieder. Vorübergehend bestand hier ein Schwesternhaus, dann ein Frauenklösterchen, in dem nach dessen Aufhebung später das katholische Priesterseminar untergebracht wurde. 1811 trat an Stelle der alten Klostermühle eine mechanische Spinnerei mit Wasserkraftausnützung der Steinach. Der Betrieb, der aber bald stockte, lebte 1822 unter dem Einfluss von J. U. Graf wieder auf. 1821—27 entstanden östlich St. Georgen der Weniger-Weiher (benannt nach Michael Weniger), ferner eine Maschinenfabrik, zu der sich 1837 eine Baumwollspinnerei gesellte. — 1847 kam es zum Bau der Strasse über Buch. Von dieser Zeit an waren die Bewohner von St. Georgen nicht mehr einzig auf den Weg durch das Mühletobel angewiesen.

Der Freudenberg³⁴ in der Nähe St. Georgens hiess früher „Studengügg“ und sein Gipfel Kreuzliberg, weil sich auf ihm ehemals ein Kreuz erhob. 1809—10 erwuchs unter dem Namen Freudenberg hier oben ein Gasthaus, das jedoch 1842 abbrannte. Die Wirtschaft ist ersetzt und der Punkt ein vielbesuchtes Ausflugsziel mit prächtiger Aussicht.

Notkersegg: Unweit östlich des Freudenbergs entstand 1381 die Schwesternklausen Notkersegg. Sie wurde 1666—69 durch einen Neubau ersetzt, der jedoch bald abbrannte. Das heutige Frauen-

klösterchen stammt aus dem Jahre 1719. Die Wohnhäuser in Notkersegg sind mit wenigen Ausnahmen neuern Datums.

Bruggen: Der Name leitet sich wohl ab von der alten Uebergangsstelle über die Sitter und vielleicht auch von den benachbarten Uebergängen über die Urnäsch und den Wattbach. Frühe bestand im Gebiet des heutigen Ortes eine Kapelle, seit 1600 hat er eine Kirche.

Straubenzell: Der Name deutet hin auf eine ehemalige Klause von Waldbrüdern. Straubenzell soll identisch sein mit dem Weiler Hofstetten. Bis zur Stadtverschmelzung gab es eine Gemeinde Straubenzell mit den westlichen Vororten Bruggen, Lachen u. a. m.

St. Josephen gehörte ursprünglich als Hof zur Burg Spiesegg. Der heutige Ortsname stammt aus dem Jahre 1660. Die dortige Kapelle erstand 1661 aus den Gesteinen der Burg Spiesegg. Sie hatte den Zweck, den Bewohnern von Gaiserwald und Abtwil den Kirchweg zu verkürzen. Unterhalb der Kapelle und des Dorfes stand an der Sitter lange Zeit die Spieseggmühle. Heute erhebt sich an der Sitter südlich St. Josephen eine Fabrik.

Gaiserwald: Darunter versteht man die politische Gemeinde, die auf der Südabdachung des Tonis- und Tannenbergs liegt, und eine Reihe von Höfen, Weilern und kleinern Dörfern besitzt.

Dieses Gebiet war dem Kloster grossenteils schon im 11. Jahrhundert zinspflichtig. Der Verkehr zum Stift vollzog sich anfänglich wohl mit Fähre über die Sitter. Erst etwa im 15. Jahrhundert folgten Fussgängerbrücken bei der Spiesegg und dem Hätternsteg. Der Spieseggsteg ist 1592 zur Fahrbrücke umgewandelt worden. Ueber diese Brücken zog man auch nach Engelburg, das seinen Namen erst seit der Gründung der Kirche und Pfarrei (im Jahre 1776) trägt. Auf dem gleichen Wege erreichte man ebenfalls Bernhardzell. Hier stand in dem grossen Wald frühzeitig ein Bethaus mit Kapelle. Sie wurde samt dem zugehörigen Besitz von Bischof Salomo dem von ihm gegründeten Chorherrenstift St. Magnus geschenkt.

Wittenbach, früher Widenbach geschrieben (von Widen = Weiden), bestand lange nur als Hof und Kapelle. Heute ist es ein ansehnliches Bauerndorf, das mit seinem alten Dorfteil hübsch auf einer Moränenkuppe liegt.

Mörschwil erscheint 811 als Maurini vilara, 824 als Morinsvilare (vergl. Wartmann ¹¹⁰ I., S. 194 und 313). Der Ort, der in fruchtbaren Moränegegend liegt, ist fast ausschliesslich landwirtschaftlichen Charakters.

Tübach (Tiuffenbach: Vergl. Wartmann, Anhang, S. 389) war frühzeitig ein Meyerhof des Klosters, um den der Acker- und Weinbau sehr gepflegt wurden.

Steinach wird bereits 769 als Landungsort für Schiffe genannt. In der Mitte des 15. Jahrhunderts erhielt die Stadt durch Kauf vom Kloster das Schiffahrts-, Zoll- und Wirtschaftsrecht, worauf die Stadt in Steinach das heute noch erhaltene Gredhaus erbaute, als Niederlagsstelle für Kaufmannswaren und Korn. Durch Verbesserungen der Schiffflände suchte die Stadt, Steinach zum Haupthafen auf Schweizerseite emporzubringen, und derart Handel und Markt der Stadt zu fördern. Nach deren Ueberfall auf das Kloster Rorschach kam Steinach durch den Machtspruch der Eidgenossen jedoch wieder ans St. Galler Stift.

Rorschach ist eine der bedeutendsten Siedelungen in der Nähe der Stadt. Urkundlich wird der Ort als Meyerhof des Klosters schon im 7. Jahrhundert erwähnt.¹⁷ Schiffahrt, Fischfang und Landbau bildeten die vorherrschenden Erwerbszweige. 947 erhielt Rorschach vom Kloster St. Gallen Markt- und Münzrecht. In der Folge begünstigten St. Gallens Aebte die Entwicklung des Ortes umso lieber, als sie mit der Stadt nicht immer im besten Einvernehmen lebten. Von der beabsichtigten Verlegung des Klosters nach Rorschach unter Abt Ulrich Rösch war bereits die Rede. Auch später war der Flecken oft ein drohender Konkurrent St. Gallens. Als Hafenort erlangte Rorschach Wichtigkeit durch die Ausfuhr von Butter, Käse und Sandstein nach Schwaben und die Einfuhr von Korn, Salz, Wein usw. Durch die 1748 erfolgte Erbauung des Kornhauses unter Abt Cölestin wurde der Ort ein wichtiger Kornmarkt der Schweiz³⁹, was den Markt von St. Gallen empfindlich schädigte. Schon im 16. Jahrhundert rivalisierte Rorschach mit der Stadt auch in der Leinenindustrie, heute im Verkehr.

Goldach: 708 als Goldaha und 847 als Goldalum¹⁷ erwähnt. Wahrscheinlich ist der Ort eine alte Rhodungssiedelung, die erst zu Konstanz gehörte und später an die Abtei St. Gallen kam. Südlich Goldach entstand das Möttelischloss. Ebenso erhob sich in der Nähe seit 1282 das Schloss Rappenstein südlich der Martinsbrücke. Es wurde in den Appenzellerkriegen zerstört. Nahe dabei lag die Feudalsiedelung Falkenstein (bei Unterschachen), die den Uebergang über die Martinsbrücke sicherte, jedoch in den Appenzellerkriegen auch zerstört wurde.

5. Aeltere Stadtprospekte und Pläne.

Die älteste bildliche Darstellung des Klosters stammt aus dem Jahre 820. Der Schöpfer dieses Klosterplans ist unbekannt. (Vergl. Abbildung.) Das erstellte Kloster brannte 937 ab. Doch wurde es bald wieder neu aufgebaut. Leider besitzen wir weder von diesem, noch von dem bereits ums Kloster entwickelten Dorf irgend eine Ansicht.

Bis ins 16. Jahrhundert fehlen bildliche Darstellungen²³ der Siedelung. Die älteste wertvolle Stadtansicht stammt aus dem Jahre 1545 und soll nach Vadian von einem Sattler gemacht und von Hans Woper gemalt und geschnitzt worden sein. Diese Stadtansicht kehrt 1548 in der Stumpf'schen Chronik wieder, sowie in dem Städtebuch von Georg Braun. Heinrich Vogtherr hat dieses Bild auf Holz gebracht und mit seinem Namen und Wappen versehen. Die Ansicht vermittelt uns die Stellung der meisten Tore, Türme und Kirchen, und ebenso ein Bild von der Umgebung der Stadt. Hier fallen auch die vielen Leinentücher auf den Bleichen auf. — In der Steinachschlucht lassen sich deutlich die Mühlen erkennen, auf der Berneck die Falkenburg (Lusthäuschen), weiter das Kirchlein von St. Georgen. Unmöglich dagegen ist es, einzelne Häuser in den Strassenzügen genau zu unterscheiden.

All diese ältesten Ansichten sind Darstellungen, die auf geometrische Richtigkeit keinen Anspruch erheben können und nur das Hauptsächlichste im Stadtbild grob festhalten.

Ein wesentlich besseres Bild bietet der Plan von Melchior Frank aus dem Jahre 1596. Hier lassen sich die Strassenzüge und Häusergruppen genau verfolgen, ebenso das Karlstor. Es zeigt auch ein Vorquartier vor dem Platztor, sonst aber fast nichts von der Umgebung. Für zahlreiche siedelungsgeographische Erscheinungen ist diese Darstellung von grosser Wichtigkeit. Der wertvolle Plan wurde in der Folge vielfach kopiert oder nachgemacht, z. B. auf einer Glascheibe von Wolfgang Spengler aus Konstanz. (Im Stadt-Museum.) Dann in einem Pergamentplan des Jahres 1671 (Museum), ebenso in einem undatierten Plan, der auf der Stadtbibliothek aus selber Zeit aufbewahrt ist. Schon aus dem Vergleich dieser Stadtdarstellungen, die recht vielseitig sind und darum wertvolle Dokumente darstellen, lassen sich deutliche Veränderungen feststellen. Die Pläne, die nach denjenigen Frank's erschienen, zeigen im Gegensatz zu dessen Darstellung auch wieder die Umgebung des Ortes.

1661 gab der Schreiner Christ. Steinmann ein Bild der Stadt (von Westen gesehen) heraus.

Das feinste und klarste Bild der Altstadt von St. Gallen besitzen wir in dem Kupferstich von Merian aus dem Jahre 1642. Trotzdem sich auf dieser Ansicht einige kleine Fehler finden, ist sie eine der wichtigsten Quellen der mittelalterlichen Siedelung. Der Grundriss zeigt ein unregelmässiges Oval, in dem sich die Strassen rechtwinklig kreuzen. Die Strassen verbinden Markt und Tore. Diese sind mit der Mauer und dem Graben deutlich sichtbar.

Aus der Zeit des 17. Jahrhunderts stammen fernerhin einige Oelgemälde, welche die Stadt und zum Teil auch ihre Umgebung festhalten.

1758 entstanden vier Ansichten der Stadt von Osten, Westen, Süden und Norden, die von einem gewissen Jenrich gezeichnet und von David Herrliberger in Kupfer gestochen wurden. (Vergl. Abb. 18 und 19.)

6. Neuere Pläne.

1834—35 kam von J. Zuber ein erster genauerer, geometrischer Situationsplan der Stadt heraus. Er zeigt einerseits die bereits geschilderten Veränderungen der Stadt seit dem Ende des 18. Jahrhunderts (Verschwinden der Stadtgräben, Entstehung von Neuquartieren usw.), anderseits aber noch viele Wesenszüge der mittelalterlichen Stadt.

Die Erkenntnis vom Wert einer exakten Vermessung von Grund und Boden rang sich immer mehr durch. Nicht zum mindesten wurde diese Erkenntnis gefördert durch die erste Landesvermessung und Erstellung der Dufourkarte.

Dazu gesellten sich praktische Forderungen und Erwägungen der Neuzeit. Eine starke bauliche und Verkehrsentwicklung (Strassen- und Bahnbauten, künstliche Wasserläufe usw.) drängten ebenso sehr zu einer genauen Vermessung. Nicht nur in den Städten, auch auf dem Lande kam deswegen die geometrische Fixierung von Grund und Boden auf.

Eine genaue Vermessung unserer Stadt datiert aus dem Jahre 1863. Seit dieser Zeit besitzt die Stadt ihren ersten zuverlässigen Vermessungsplan. (Zürich hatte schon seit 1794 einen vollwertigen Plan.)

1883—94 wurde auf Grund von Konkordatsvorschriften eine Neuvermessung durchgeführt. Sie kann als mustergültig gelten. Diese Vermessung bildete nach einigen Ergänzungsarbeiten auch die Grundlage für die neue Grundbuchvermessung.⁶¹

Von den Aussengemeinden Straubenzell und Tablat fehlen sowohl ältere Gemeinde- als auch Dorfpläne.

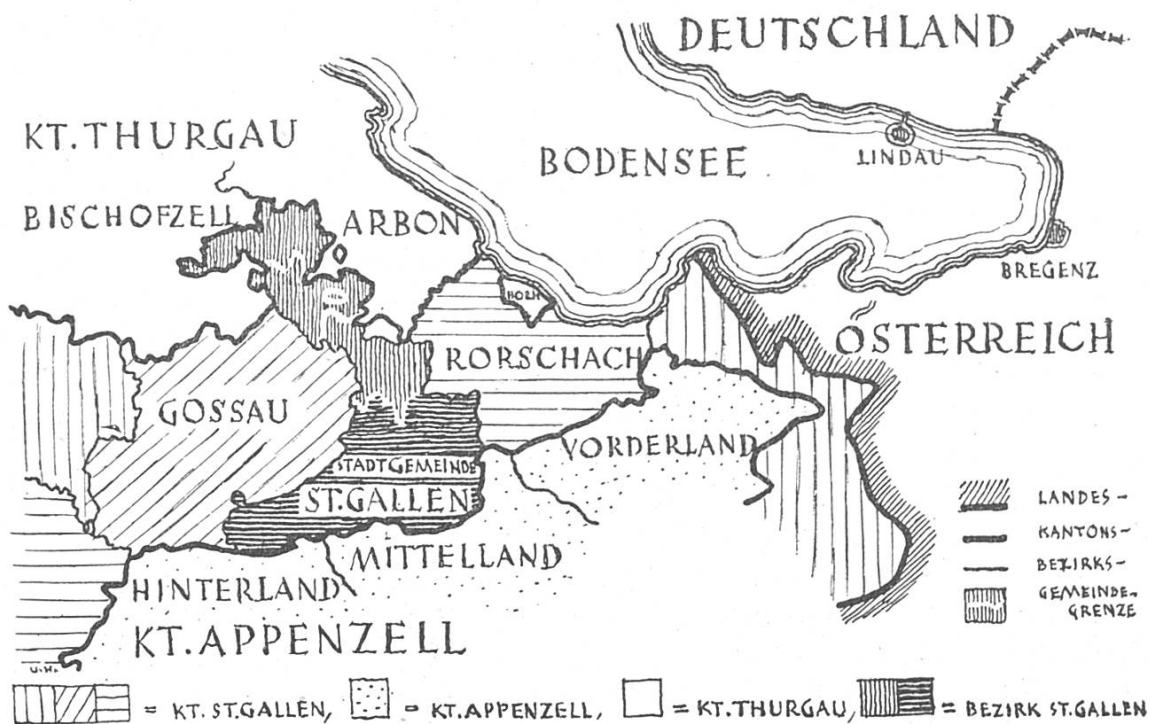
Damit die Vermessung auf dem Laufenden bleibt, werden heute alle Veränderungen im Grundbuch nachgeführt. Dies geschieht in den einzelnen Stadtkreisen (O., C. und W.) noch gesondert. Die Angaben der Kreise laufen im Katasteramt der Stadtgemeinde wieder zusammen.

Auf Grund der Katastervermessungen erschienen von Zeit zu Zeit Uebersichtspläne, aus denen sich die Entwicklung der Stadt in den letzten 7 Dezennien schön verfolgen lässt. 1922/23 wurde ein neuer Grundbuch-Uebersichtsplan im Maßstab 1 : 15,000 geschaffen, den man später auch im Maßstab ² 1 : 10,000 herausgab. Der neue Uebersichtsplan der Stadt und Umgebung diente schliesslich zur Herstellung eines prächtigen städtischen Reliefs. Zuletzt erschien der wertvolle Uebersichtsplan 1 : 5000 (1928) mit einer Aequidistanz von 5 m.

St. Gallen besitzt an neuzeitlichen Plänen Material, wie zurzeit wohl wenig andere Schweizerstädte. Diese Pläne dienen vor allem in ausgezeichneter Weise der Praxis, indem das Relief mit seinen Strassen, Bahnen, Häusern, öffentlichen Plätzen, Wald- und Parkgebiet usw. sehr klar hervortritt. Für die Städtebau-Ausstellung in Zürich (1928) sind ausserdem einige sehr wertvolle Spezialkarten angefertigt worden. Sie behandeln die Oberflächengestalt und Gewässer, die Bodennützungsart, den internen Verkehr, sowie den Verkehr nach aussen, die Verteilung der Grünflächen im Stadtgemeindegebiet, die Grundbesitzverhältnisse und schliesslich die Bauzonen.

Jüngst erschien ein prachtvolles Werk über den Städtebau in der Schweiz, das in selten schöner und künstlerischer Weise alle eben genannten geographischen Tatsachen bildlich darstellt.^{103a}

Die letzten Jahre brachten, dank der Initiative der Herren Ing. Allenspach und Kundert, sowie der Buchhandlung Fehr, die Schöpfung des prächtigen Wenschow'schen Reliefs von St. Gallen und Umgebung, das eine sehr wertvolle Quelle für geographische Betrachtungen darstellt.



27. Die Gemeinde St. Gallen mit ihren politischen Grenzen.
(Zu „Grenzen St. Gallens“.)

B. Natur und Wirtschaft von St. Gallen.

1. Geographische Lage.

Die Erörterung über die Lage unserer Stadt gibt Antwort auf die wichtigsten geographischen Fragen. Ratzel⁷⁵ betont in einer Abhandlung, wie ausserordentlich wichtig, gewissermassen alles erklärend, die Lage für Länder und Siedelungen sei. Walser¹⁰⁶ sagt im Besondern von den Städten: „Städte sind dem Geographen in erster Linie Produkte einer Lagebeherrschung.“ In der Tat spielen die Vorteile der Höhen-, Klima-, Oberflächen-, Verkehrs- und Wirtschaftslage, ferner die Lage zum Hinterland, zu andern Siedelungen und zu bedeutenderen Gewässern eine ausschlaggebende Rolle für die Entwicklung, Grösse und Bedeutung einer Siedelung.

Ist die Lage für den dauernden Bestand einer Stadt somit wesentlich, so ist die Abhängigkeit eines Ortes hievon trotzdem keine absolute und einzige Ursache der Entstehung und Entwicklung einer Siedelung. Von hoher Bedeutung ist, beispielsweise der Kulturzustand eines Volkes, wird doch selbst die günstigste Lage von primitiven Völkern nicht zum Städtebau ausgenützt.

Ratzel⁷⁴ unterscheidet eine allgemeine und eine besondere Lage. Von der erstern sagt er, „dass sie die wichtigsten Eigenschaften eines grössern Gebietes festhält.“ Es werden darin die Merkmale des grossen Ganzen betont. Demgegenüber unterscheidet der Verfasser die besondere, lokale oder Ortslage, in welcher die charakteristische Eigenart einer Siedelung geschildert wird. Die allgemeine und die besondere Lage verhalten sich zueinander etwa wie Gattung und Art, oder wie konzentrische Kreise.

Die mathematisch-geographische Lage ist fixiert auf der meteorologischen Säule auf dem Marktplatz. Darnach befindet sich dieser Zentralpunkt unter 9° 22' 42" ö. Lg. (von Greenwich) und unter 47° 25' 36" nördlicher Breite. Die Stadt liegt somit auf dem gleichen Meridian wie Mailand, Stuttgart, Hamburg, Oslo. Auf ungefähr gleicher Breite liegen Basel, Dijon und Budapest. Die Ortszeit eilt derjenigen von Greenwich (W. E. Z.) um 37½ Minuten voraus, steht aber hinter der M. E. Z. 22½ Minuten zurück.

In den Abschnitten über die Geologie, Oberflächenverhältnisse, Klima, Wirtschaft, Verkehr usw. haben wir stets auf die entsprechenden Lagefaktoren hingewiesen. Hier sei lediglich die lokale Lage kurz erörtert.

St. Gallen liegt hart am Nordostrand der schweizer. Voralpen in einer Höhe von rund 670—750 m. Wenige Kilometer nordöstlich der Stadt senkt sich das gefaltete Molassegebiet gegen das schweizer.

Mittelland und den Bodensee zu bis zur Meereshöhe von rund 400 m. Während Winterthur, Zürich, Baden, Aarau, Bern und andere Städte bereits völlig im Mittelland liegen und viel inniger mit diesem verbunden sind, steht St. Gallen zwar auch in reger Beziehung zum eigentlichen Mittelland, aber ebenso sehr zum St. Gallisch-Appenzellischen Voralpengebiet. Die Nahverkehrs- oder lokale Ortslage St. Gallens und ihrer nächsten Umgebung ist im Gegensatz zur Fernverkehrslage ausgezeichnet. Es muss dies ganz besonders hervorgehoben werden, weil dieser Faktor für die Stadtentwicklung von grosser Bedeutung war, und weil die Verkehrslage St. Gallens oft schlechthin als ungünstig dargestellt wird. St. Gallen ist der natürliche Sammelpunkt für das Appenzellerland, das Fürstenland und den obern Thurgau. Hier vereinigen sich fächerförmig, direkt oder indirekt, mehrere Talrinnen und Zugänge. Da dem Hinterland der Stadt in allen vier Himmelsrichtungen ein ansehnlicher Produktions- und Absatzwert zukommt, ist die lokale Lage auch in wirtschaftlicher Hinsicht (als Zentrum) recht wichtig. Im Süden, Osten, Westen und Norden war früher holzreiches Hinterland, das heute zum grossen Teil in wertvolles Wies- und Weideland umgewandelt ist. Gegen Norden gab es frühe schon Aecker, Reben, Obst und Gemüse. Und mit allen Gebieten der Umgebung war St. Gallen seit dem Aufkommen der Leinwandfabrikation bis zur heutigen Stickereiindustrie eng verbunden. Wirtschaftlich ist die Stadt heute noch der Kern- und Brennpunkt und natürliche Hauptort der Nordostschweiz.

St. Gallens Lage ist eigenartig. Mit ihren 65,000 Einwohnern nimmt sie, vorab durch ihre Höhenlage, eine Sonderstellung unter den Schweizerstädten ein. Zwischen ansehnlichen Hügeln in einer Hochtalung gelegen, ist sie nicht ein internationales Bahn- und Strassenzentrum, wie Zürich und Basel, nicht ein Passort wie Chur, keine Grenz- oder Flußstadt wie Basel oder Schaffhausen. In ihrer topographischen- und Höhenlage und der Einstellung auf eine Leichtwarenindustrie, sowie in der langgestreckten heutigen Form, gleicht St. Gallen einigermaßen der Jurasiedlung Chaux-de-Fonds.

2. Die Grenzen St. Gallens.

a) *Die Grenzen der Siedelungsfläche.*

Der Grundriss der alten Stadt bildete den unmittelbaren Niederschlag des historischen Werdeganges der Ansiedelung. Mauern, Graben und Damm bildeten die sichtbare, geometrische Abgrenzung der Siedelung. Der Gesamteindruck, den die Altstadt St. Gallen daher gewährte, war der eines klar gegliederten, regelmässigen Organismus, der sich von der umgebenden Landschaft markant abhob.

Das Areal der unbebauten Fläche war auf ein Minimum reduziert und ebenso der Siedelungsraum in enge Grenzen gezwängt. Dabei

zeigte diese Grenze, wie heute, an die Naturverhältnisse gewisse Anpassungen. Und wie die heutige Siedelungsgrenze mit der politischen Grenze nicht zusammenfällt, so war das auch bei der mittelalterlichen Stadt ähnlich, was folgende Zahlen beweisen. Das Areal der bebauten Fläche der Altstadt mit Iravorstadt und dem Kloster betrug rund 21 ha. Der umliegende, zur Stadt gehörige und innerhalb der vier Kreuze lagernde Grundbesitz zählte mit dem Ort rund 380 ha.

Wie ganz anders als die alte Siedelung, ist das Bild der modernen Stadt, deren Gesamteindruck nicht mehr das klare, scharfumrissene, mittelalterliche Bild der Gliederung darstellt. Seitdem Gräben, Mauern und Wälle die regelmässige, alte Stadtabschliessung nicht mehr hemmen, sehen wir bei uns, sowohl als bei vielen andern Städten, gleichsam ein Herausquellen der Häusermassen aus dem Bann der alten Siedelungsgrenzen. Durch dieses natürliche Wachstum der Stadt, im Gegensatz zur erzwungenen Ummauerung, ergibt sich freilich ein verschwommener Uebergang zwischen Siedelung und Landschaft. Längs gut angelegter Verkehrsstrassen erfolgte in erster Linie die Bebauung. Strahlenartig entwickelten sich an diesen Verkehrswegen Siedelungszungen, die in die offene Landschaft hineinziehen. Dadurch bildeten sich auch neue Zentren, so dass die moderne Stadt nicht mehr bloss einen, sondern verschiedene Brennpunkte besitzt. Dieses strahlenförmige Wachstum ist heute für die meisten Städte charakteristisch. Wo Abweichungen bestehen, da sind sie durch Bodenverhältnisse oder Gewässer bedingt. Ganz allgemein vollzieht sich der Uebergang von Stadt und Land heute in Form einer allmählichen Auflockerung und einer gegenseitigen Durchdringung. Eine mathematische Grenze fehlt. Wohnstrassenquartiere, Wiesen, Bahnen, Gärten, Strassen, freie Plätze usw. durchdringen sich in buntem Wechsel. Bot das mittelalterliche Stadtbild den Eindruck des Fertigen, Reifen und Abgeschlossenen, so ist das Bild des heutigen Stadtumrisses frei, unbegrenzt und unfertig. Die Altstadt ist etwas Gewordenes, die Neustadt in ihrer vollen Entwicklung bietet das Bild des Werdens. Haben wir somit nicht mehr wie ehemals, eine mathematische Siedelungsgrenze, so doch eine natürliche, die vornehmlich diktiert ist von der Oberflächengestalt.

Zu Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts erfolgte die Entwicklung der Stadt zunächst nach Südwest und Nordost in der Talniederung, erst später auf den nördlichen und südlichen Talflanken. Die Entwicklung folgte mit Vorliebe guten, neuen Talstrassen (Rorschacher-, Zürcher-, St. Jakobstrasse, Langgasse usw.).

Durch die erwähnten Siedelungsstränge kam zunächst die Verbindung mit den Vororten zustande, gefördert durch Strassen und Eisenbahn. Günstig für die weitere Ausdehnung war die Verschmelzung der Stadt mit ihren Vororten. Dadurch verbreitete sich die Siedelungsgrenze wesentlich. Neben dem zusammenhängenden Hauptsiedelungskomplex gibt es innerhalb der neuen politischen Stadtge-

meinde noch eine Reihe selbständiger Weiler und Höfe mit ausgesprochenem landwirtschaftlichem Charakter. Daneben klaffen weite Gebiete un bebauter Zonen. Stadt und Land greifen dermassen innig ineinander über, während sie sich früher streng voneinander trennten.

Die neuzeitliche Abgrenzung der städtischen Siedelung gestaltet sich schwierig. Geisler ³⁷ begrenzte die Stadt Danzig mit all jenen Siedelungen, aus denen die Bewohner ihren Erwerb in Danzig finden. Solche Abgrenzung ist wirtschaftlicher Art. Für St. Gallen können wir diese Methode der Siedelungsabgrenzung nicht verwenden, weil völlig selbständige Siedelungen, damit zur Stadt zu zählen wären. Auch dem Vorschlag Hassingers ⁵¹, das Siedelungsgebiet auf verkehrsgeographischer Grundlage abzugrenzen, ⁵² können wir aus ähnlichen Erwägungen nicht folgen. Schlüter ⁹⁵ spricht bei Städten von vier konzentrischen Kreisen. Der erste umfasst darnach die innerste, eigentliche Stadt als festgeschlossenes Ganzes. ⁹⁶ Der zweite Kreis ist das Gebiet der städtisch beeinflussten Besiedelung mit zertrenntem Anbau, der teils lose, teils gar nicht mehr mit den dicht bebauten Flächen zusammenhängt (unbebautes Land dazwischen). Im dritten Kreis ist der gewerbliche Gürtel mit den Fabriken und der vierte Kreis schliesslich ist der Gürtel des Handels, Verkehrs, des geistigen Lebens und des staatlichen Einflusses. — Diesen Richtlinien lässt sich im wesentlichen auch für St. Gallen beipflichten. Wir können bei uns unterscheiden: Erstens den Kern der Altstadt mit dem Kloster und der Iravorstadt; zweitens die grossen, zusammenhängenden Siedlungsstränge; drittens das lockere Siedlungsnetz innerhalb der Stadtgemeinde, doch ausserhalb des zusammenhängenden Stadtkomplexes; viertens die Einflusszone der Stadt auf den Verkehr, die Wirtschaft und die Kultur der Umgebung.

Die Abgrenzung der Altstadt ist genügend geschildert. Die dritte und vierte Zone unserer Einteilung würdigen wir in anderm Zusammenhang. Hier sei lediglich die Grenze der mehr oder weniger zusammenhängenden Siedelung kurz umschrieben:

Im Westen reicht die Siedelungsgrenze bis Winkeln. Von da zum Kubel hinunter, dann an den Damm der Bodensee-Toggenburgbahn, hinauf nach Hinterberg und Haggen-Oberstrasse, Nordhang der Menzlenhöhe, Solitüde, Oberhofstetten, Riethüsli, Tal der Demut, St. Georgen (mit einem Arm von St. Georgen bis zum Weniger-Weiher, und einem andern Strang über Seelenhof, Ladern, Weniger-Weiher). Nördlich vom Freudenberg bis Notkersegg, Wiesen, dann vom Hagenbuchwald nach St. Fiden, Krontal, Neudorf, Remishub-Weid. Zurück über Kesselhalde nach Heiligkreuz, Oberwaid, Peter und Paul, Rotmonten, Waldgut (Eigenheimkolonie), Höggersberg, Schorenhalde, Feldli-Sömerli, Lachen, Schönenwegen und Bruggen. Innerhalb der geschilderten Siedelungsgrenze liegen einige un- oder schwachbebaute Flächen, so zwischen Lachen-Vonwil und Bruggen; nördlich der Dreiweiher, südlich von St. Fiden, ferner in der Umgebung von Krontal und Neu-

dorf; ebenso zwischen Peter und Paul-Rotmonten, Heiligkreuz und zwischen Rotmonten und Schorenhalde.

Die gegenwärtige Siedelungsgrenze wird in groben Zügen eingeraht durch folgende natürliche Grenzen: Sittertobel, Menzlenhöhe, Berneckhöhe, Freudenberg, Haggenhöhe, Galgentobel, Peter und Paul und die Rosenberghöhe. Dass die Siedelungsfläche kleiner ist als der politische Grenzraum, beweisen folgende Zahlen: Das politische Areal der Stadtgemeinde beträgt 3941 ha, die Siedelungsfläche zählt nur etwa 627 ha.

Es ist klar, dass die Siedelungsgrenze wichtig ist für die Beurteilung der Wohndichte. Aus dieser wiederum können Rückschlüsse gezogen werden auf die Anzahl der Bewohner pro Haus.

b) *Die politischen Grenzen St. Gallens.*

Das Areal der politischen Gemeinde hat in groben Zügen folgende Grenzlinie: Im Westen Winkeln und Hafnersberg, im Süden den Wattbach und den Kamm der „Eggen“ bis Birt, im Osten den Bernhardsbach mit der Goldach. Von da schreitet die Grenzlinie nach Oberwaid, Heiligkreuz, Peter und Paul und hinunter an die Sitter. Ihr nach zieht sie bis zur Einmündung in den Wiesenbach, dem sie nachher in der Richtung Winkeln-Hafnersberg folgt.

Innerhalb der politischen Gemeindegrenzen liegen die Kreisgrenzen. Der Kreis West mit Lachen, Vonwil, Schönenwegen, Oberstrasse, Bruggen und Winkeln wird vom Kreis Centrum geschieden durch eine Nord-Süd verlaufende Trennungslinie. Sie zieht vom Wattwald zum Ruckhaldenweg, weiter zur Vonwilstrasse, von da zur Dufourstrasse, östlich am Schorenhaldequartier und Hätternsteg vorbei zur Sitter hinunter. — Die Kreise Centrum und Ost werden voneinander geschieden durch eine SO-NW verlaufende Grenzlinie. Sie beginnt auf den „Eggen“ zwischen Waldegg und Birt. Von da zieht sie über den Westrand des Weniger-Weiher zum Kapf und Freudenberg über Buchwald zum Steingrübli, zum Schlachthof, Obern Laimat, Wienerberg, dann der Gatterstrasse entlang zur Nordgrenze.

Die Bezirksgrenze fällt im Süden, Osten und Westen mit der Grenze der politischen Gemeinde zusammen. Im Norden und Nordwesten fügen sich jedoch die Landgemeinden Wittenbach und Muolen dem Stadtbezirk ein, der sich nach NW, somit stark in den Thurgau hineinschiebt. Im Osten dehnt sich der Bezirk Rorschach, im Westen der Bezirk Gossau aus.

Hart an die südliche Stadtgemeindegrenze schmiegt sich die appenzellische Kantonsgrenze an. Etwas weiter ab liegt die Grenze des Kantons Thurgau.

Die nahegelegene appenzellische Kantonsgrenze zeitigt allerhand interessante Erscheinungen. Da Appenzell A.-Rh. z. B. freie ärztliche Praxis hat, erklärt sich, dass gleich vor den „Toren der Stadt“ Natur-

ärzte und Zahntechniker sich ansiedelten (Riethüsli, Lustmühle, Teufen), ferner dass Erwerbstätige in der Stadt ihre Wohnung im Kanton Appenzell nehmen. Hieran ist neben mancherlei andern Gründen nicht zuletzt die gesunde, sonnige Lage der Appenzeller Orte ausschlaggebend.

Von der Landesgrenze ist unsere Stadt nicht sehr weit entfernt. Bis zum nächstgelegenen österreichischen Grenzort Gaissau beträgt die Luftdistanz 17 km, bis Bregenz 29 km, bis Lindau (Bayern) und Friedrichshafen sind es je 26 km.

3. Geologische Verhältnisse und Bodenart.

Es kann sich in diesem Kapitel nicht um eine eingehende Darstellung der geologischen Verhältnisse handeln. Wir greifen vielmehr nur jene Faktoren heraus, die für die Topographie und die Eignung des Bodenuntergrundes, sowie für die Siedelungsanlage unserer Stadt wichtig sind. Dabei schöpfen wir aus den vorhandenen,⁶³ grundlegenden⁴⁷ Arbeiten.³²

Die Landschaftsgliederung entspricht im ganzen der geologischen Beschaffenheit der Gegend. Es sind dies einerseits das gefaltete, voralpine Molasseland, und anderseits das flacher lagernde, schweizerische Mittelland. St. Gallen liegt im Uebergangsgebiet zwischen diesen beiden Zonen.

Das landschaftliche Bild St. Gallens wird hauptsächlich durch die beiden jüngsten geologischen Formationen, das Tertiär und das Quartär (Alluvium und Diluvium) bestimmt.

Von den tertiären Ablagerungen sind im Bereich der Stadt oder deren Umgebung die obere Süsswasser-, die Meeres- und die untere Süsswassermolasse zu nennen. Diese Ablagerungen⁶⁴ weisen nach ihren Fossilien auf die Existenz ehemaliger Binnenmeere und Seen hin.⁵⁷

Die untere Süsswassermolasse, die schon bei Brand beginnt, sich von Fröhlichsegg bis Birt und von da nach Hohe Buche zieht, tritt in einer Mächtigkeit bis 2000 m auf. Im Schaugentobel enthalten die Schichten etwas Braunkohle. Doch lohnt sich deren bergmännischer Abbau nicht.

Die Meeresmolasse, die sich von Ost-Nordosten bis West-Südwesten ausdehnt und (wie auch die untere Süsswassermolasse) disloziert ist, keilt bei Herisau aus, erscheint aber wieder bei Wollerau am Zürichsee. Ihre Mächtigkeit beträgt an der Goldach 450 m, südlich St. Gallen in den Mühlenen und im Brandwald 400 m und an der Sitter 320 m. (Grütlisteinbruch, Hagenbuchwald, Harfenberg, Berneckhöhe, Untereggen, Goldachtobel, Felsenkeller, Bavariabach, Mühlecktunnel, Menzlen und Riethüsli.) Kohle erscheint in diesen Ablagerungen nur in unbedeutenden Nestern.

Die obere Süsswassermolasse tritt trotz ihrer Mächtigkeit meist nur an den Uferwänden der Flussbetten hervor, sonst ist sie vielfach von Gletscherablagerungen überdeckt.

Aus den vorhandenen pflanzlichen Funden obiger Schichtablagerungen schliesst O. Heer auf eine ehemalige mittlere Jahrestemperatur von 20—21° für unsere Gegend (gegenüber 7—8° von heute).

In all den drei geschilderten Erdperioden treten mit häufigem Wechsel der Schichten Nagelfluh, Sandsteine und Mergel als Gesteinsmaterial auf. Diesen Materialien kommt als Formbildner in der Landschaft hohe Wichtigkeit zu. Sie sind terrigene oder mechanische Sedimente, die auf Festland in der Nähe tertiärer Seen und Meere hinweisen. Vom Festland wurden Gesteine samt feinerem Material durch Flüsse in die stehenden Gewässer geführt. Da sind sie als Kies, Sand und Schlamm zu mächtigen Schichten aufgebaut und verfestigt worden.

Die Nagelfluh stellt ein Konglomerat dar, bestehend aus Kiesgerölle und einem Bindemittel, meist Kalk oder Kiesel. Sehr oft finden sich in der Mischung fremdartige Gesteine, die im Süden und Südosten der Schweiz oder im Vorarlberg anstehend sind. Bei der Faltung der Alpen sind die Muttergesteine durch Deckenschub aus ihrer Heimat verfrachtet worden. Erodierende, tertiäre Flüsse transportierten die Gerölle weiter, um sie wieder abzulegen. Bindemassen wie Kalk und Kiesel banden nach Abfluss des Wassers die Gesteine zur heutigen festen Form zusammen.

Wir unterscheiden in der st. gallischen Landschaft eine sogen. bunte Nagelfluh (St. Gallen-Hörnli), von einer Kalknagelfluh (Speer). Die, in unserer nächsten Gegend vorwiegend heimische, bunte Nagelfluh besteht aus verschiedenen grauen und dunkeln Kalken, Kieselkalken, Mergelkalken, Dolomiten, Sandsteinen, Breccien, Quarziten, Hornsteinen, Gneissen, Dioriten, Porphyren, Porphyriten und basischen Grünsteinen. Das Konglomerat ist stark verwittert und bildet z. B. deshalb kein sehr günstiges Schottermaterial für Strassen. Beim Bau der Bodensee-Toggenburgbahn wurde solches Geröllmaterial zum Bau der Bahnhöfe Haggen-Bruggen und Herisau verwendet. — Die Kalknagelfluh ist wesentlich härter. Sie tritt aber erst weiter südlich in grösseren Massen auf. Dagegen findet sich in unserer Nähe eine eigentümliche Abart, die den Namen Degersheimer Nagelfluh und zu Unrecht die irreführende Bezeichnung „Appenzeller Granit“ trägt. In diesem letztern Namen ist freilich die ansehnliche Härte des Gesteins angedeutet. Fund- oder Abbaustellen finden sich bei: Schachen-Herisau, Bistrich-Degersheim, Abtwil, Loretto-Lichtensteig usw. Der harte Stein findet mannigfache Verwendung als Sockel, Trottoirrand- und Treppenstein, ferner für Brunnen (Klosterhof), für Mauern (z. B. die Stützmauern an der Winkelried-, Tell- und Zwinglistrasse), Mauereinfassung der St. Magnianlage, Sitterbrücke der S. B. B. usw. In der Stadt sind ferner die Sockel der St. Leonhardskirche, der Postfiliale Linse-



GEOLOGISCHE KARTE VON ST.GALLEN UND UMGEBUNG.

QUARTÄR ALLUVIUM

- FLUSSALLUVION
- SCHUTT, BERGSTURZ, RUTSCHUNG
- TORF
- KALKTUFF
- FLUSSTERASSEN

DILUVIUM

- DILUVIUM

TERTIÄR MIOZEN

- OBERE SÜßWASSERMOLASSE
- MEERESMOLASSE
- UNTERE SÜßWASSERMOLASSE
- NAGELFLUH

BESONDERE ZEICHEN

- * VERSTEINERUNGEN
- KO KOHLE
- L MERGELGRUBE
- | STREICHEN U. FALLEN DER SCHICHTEN
- ~ ERSTE, NÖRDLICHSTE ANTIKLINALE
- ~ KLEINALLINEN
- ~ SIEDLUNGSKOMPLEXE

bühl, des Schüler- und Hadwigschulhauses und der Schweizer. Nationalbank aus Kalknagelfluh.

Die widerstandsfähige Nagelfluh, die um St. Gallen herum vorwiegend bunt ist, erzeugte in unserer Gegend auffallende Oberflächenformen. Steil abfallende Felsen, Hänge (Harfenberg, Berneck, Menzlen, Nordhang Freudenberg, Fröhlichsegg usw.), spitze und kantige Bergformen treten mit vielen Tobeln häufig in Erscheinung. (Goldach-, Urnäsch-, Sitter- und Wattbachtobel). Just diese Tobel sind für unsere Landschaft charakteristisch. Etwas breitere Terrassenbildungen finden sich bei Buch, Dreilinden und Ladern. Wo unter der Nagelfluh Mergel ausgespült wurden, bildeten sich kräftige Felsköpfe, wie z. B. bei den Sitterbrücken und bei St. Josephen. In der Sitter, Goldach und Urnäsch finden sich streckenweise in der Nagelfluh auch Stromschnellen, Verengungen, Strudellöcher und hohe Steilwände.

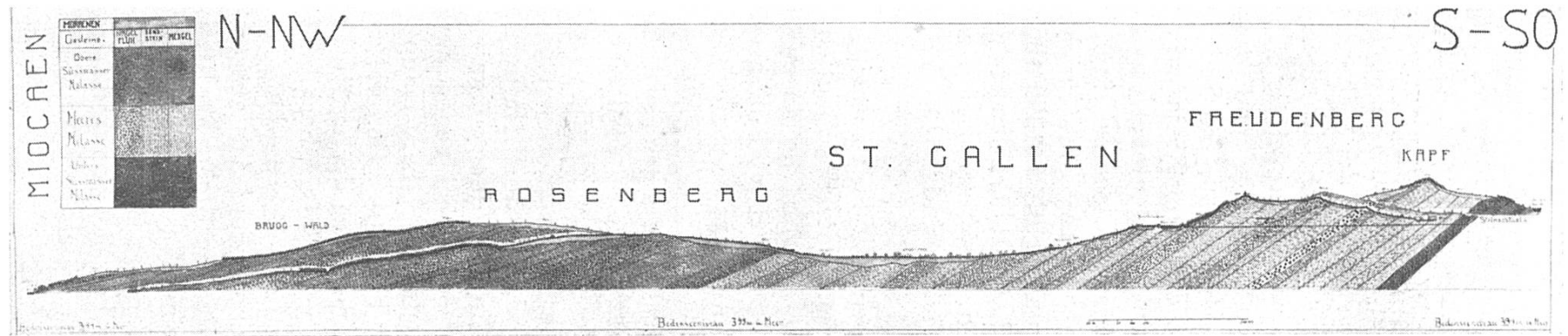
Der Molassesandstein* tritt in zwei Arten auf. Einmal als Kalksandstein (auch Appenzeller- oder Ebnater-Sandstein genannt). Vorkommen: Südlich der Kette Gäbris, Hundwilerhöhe, Hochhamm, aber auch an der Hohen Buche, an der Sitter, bei Haslen und an der Urnäsch zwischen Waldstatt und Zürchersmühle. Ein guter Pflasterstein ist der Teufenerstein, der in einem ansehnlichen Steinbruch abgebaut wird und anderwärts auch als „Heidenerstein“ bekannt ist. Eine zweite Sandsteinart ist der granitische Sandstein oder St. Margrethener Sandstein (Steinbrüche bei St. Margrethen, Peterzell, Wattwil, Unteraach, Zweibrücken, Untere Lochmühle, Teufen, Waldstatt, Bildhaus und Bollingen). Er hat wenig Kalk und ist ein sehr guter Baustein, der in der Stadt vielfach Verwendung fand als Fassadenstein, als Tür- und Fensterstein, ebenso für Tröge und Treppen.

Ein bekannter und sehr beehrter Sandstein der Molasse ist die sogen. „Seelaffe“, die bei Staad und unweit Buchen-Thal abgebaut wird. In St. Georgen findet sich der sogen. „Plattensandstein“ (marine Molasse), der das Material zum Bau der St. Laurenzenkirche lieferte.

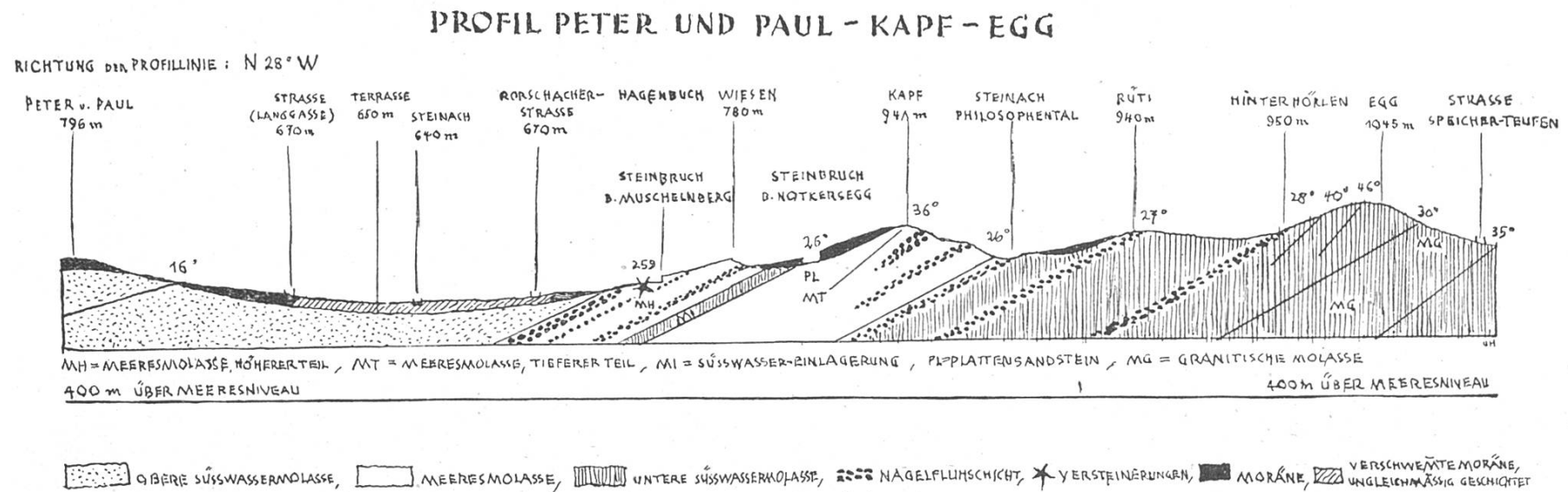
Die weniger widerstandsfähigen Mergel kommen in roter, violetter, gelber und blaugrauer Farbe besonders beidseits der Sitter von Krüzern an abwärts vor. (Darum Bezeichnungen, wie bunte Mergel, Leberfelsen usw.) Eine Ziegelei im Bruggwald beutet die Mergel dort selbst aus. Kalkmergel in wenig mächtigen Schichten finden sich im Steinbruch Hätschen bei Fröhlichsegg, ferner bei St. Georgen und am Weniger-Weiher.

Den weichen Mergelgebieten sind mildere Geländeformen eigen. Erdrutschungen sind in diesem Boden nicht selten (Goldach- und Sittergebiet, Katzenstrebel).

*) Stellenweise sind in den Sandstein Felsenkeller eingebaut z. B. bei der Brauerei „Bavaria“. Diese Erscheinung treffen wir übrigens auch andernorts reichlich z. B. am Untersee im Abschnitt Berlingen-Steckborn.



29. Geologisches Profil Rosenberg-Freudenberg nach Dr. G. Rüetschi.



30. Geologisches Profil nach Dr. Ch. Falkner und A. Ludwig.

Die im allgemeinen einfache Lagerung der Tertiärschichten war ursprünglich horizontal. Heute ist sie als Folge der Alpenstauung disloziert. Unsere Stadt liegt im Gebiet der gefalteten Molasse, im Nordflügel der von Bayern bis zur Westschweiz zu verfolgenden ersten oder nördlichen Antiklinale. Sie geht bei uns mit Wechsel der Neigung über Berneck, Trogen, Haslen, Hemberg, Kappel, Uznach. Die höchsten Erhebungen der dislozierten Molasse haben wir in der Schweiz im Speer mit 1954 m. Uebrigens gehören auch der Rigi, Rossberg und der Bregenzerwald in den Bereich dieser Zonen. Charakteristisch für einzelne Teile unserer Landschaft ist der sägeartige und den Alpen parallel laufende Isoklinalbau mancher Höhenzüge im Süden der Stadt. Gewässer aus Isoklinaltälern und aus den Quertälern münden meist schluchtartig aus (Martinstobel, Mühlen-, Galgentobel usw.).

Als Nachwirkung der Alpenauffaltung und als Folgeerscheinung der Schrumpfung der Erde sind Erdbeben in unserer Stadt nicht selten verspürt worden. Eine starke Erschütterung erfolgte 1356 (bei der Zerstörung Basels), ferner 1533 und 1572. 1601 erlitten zahlreiche Häuser Risse bei dem damaligen Beben. 1650 wiederholten sich fünf Beben in einem Jahr. Weitere Bebenjahre sind 1670, 1720, 1755 (Lissabon), 1774, 1796, 1811, 1812, 1835, 1911.

Infolge schiefer Stellung vieler Schichten gegen die Stadt zu neigen sich die Quellen z. T. günstig gegen die Siedelung. Trotz des Quellenreichtums reicht die Wassermenge jedoch nicht aus für die ansehnliche Stadt, weshalb diese ihren Wasserbedarf aus dem Bodensee ergänzt. Ebenso bezieht der Ort Quellwasser aus der Gegend von Hundwil und Gädmen.

In der Quartärzeit spielen die Gletscherablagerungen sowohl formbildend, als auch wirtschaftlich eine wichtige Rolle.³¹ Zahlreiche Moränen, Findlinge und andere Wirkungen liefern unzweideutige Beweise einstiger Vergletscherung unseres Hochtales.⁵⁸ Endmoränen des Rheingletschers liegen westlich der Stadt, bei Bild, Oberdorf, Hafnersberg und vom Haggen gegen die Menzlenhöhe.* Ein Arm des genannten Gletschers zog nördlich und südlich am Rosenberg vorbei gegen den Tannenbergl. Ein anderer Arm aus der Richtung St. Pelagiberg-Hauptwil erstreckte sich von Gossau gegen Flawil bis Wil. Die vielen Moränen, Moore und Weiher bei Hauptwil sind eine Folge der einstigen Vergletscherung. Zwischen den Moränehöfen von Hafnersberg und Bild liegt das ausgedehnte, ebene Schottergebiet des Breitfeldes, das heute Exerzier- und Flugplatz ist. Dieses Schotterfeld ist ausserordentlich reich an Grundwasser, so dass sich der westliche Stadtteil (Straubenzell) dies zu Nutze gezogen hat für seine Wasserversorgung. Im Stadtgebiet bilden einige Moränen Kleinformen des Bodens. So der Bajonetthöfen auf der Kreuzbleiche, der Büchel bei St. Leonhard, der Kirchhöfen von Magniberg und diejenigen von St. Fiden und Neudorf.

*) Bis zum Kubel reichte auch ein Arm des Säntisgletschers.³³

Diese Erhebungen stehen indes an Zahl und Grösse zurück hinter den Moränehögel von Zürich.

Der kleine Wall des Bajonethügels auf der westlichen Kreuzbleiche genügte mit seiner Erhebung, um eine Wasserscheide zwischen der Sitter und dem Steinachgebiet darzustellen. Westlich des Bajonethügels liegt ein altes Sumpf- und Lehmgebiet, das seinen Anfang etwa bei den Burgweihern hat. Dieser Lehm ist schon im Mittelalter in einer Ziegelei ausgenützt worden.

In Mörschwil und Winkeln wird aus den Schottergebieten oft Kies und Sand gewonnen.³⁹

Von einiger Bedeutung sind die Schieferkohlenlager von Mörschwil. Das Vorkommen ähnelt demjenigen von Uznach. Das Flözfeld wird auf 15—20,000 Tonnen geschätzt. Schon in früherer Zeit wurden die Lager ausgebeutet. In der Kriegszeit lebte der Betrieb nach längeren Stockungen wieder auf. Gegen 100 Arbeiter beuteten damals rund 8500 Tonnen Kohle aus. Seitdem diese in der Nachkriegszeit wieder billiger geworden ist, hat auch die Ausbeute in Mörschwil wieder aufgehört.

Hier, um Mörschwil, finden sich reichlich Moränen, ebenso bei Goldach und Rorschach.

In St. Georgen, südlich der Stadt bewirkten Moränen die Ablenkung der Steinach, die ehemals durch das Tal der Demut dem Wattbach zufloss.

Inselartig ragt aus den genannten Moräne- und Schottergebieten die Molasserippe des Rosenbergs. Nördlich davon folgt die fruchtbare Drummlinslandschaft von Wittenbach mit verschiedenen, kleinen Moorgebieten.

Im Süden und Südosten der Stadt befinden sich schliesslich die schon erwähnten Molassehögel der Menzlen- und Berneckhöhe, des Freudenbergs und des Hagenbuchwaldes.

Die Moräneablagerungen in und um unser Stadtgebiet hinterliessen nur kleine Oberflächenformen. Die Bedeutung dieser Gletscherablagerungen ist dafür umso grösser in wirtschaftlicher Hinsicht. Im Gegensatz zur Molasse sind Moräneablagerungen ausserordentlich fruchtbar. Namentlich wo sich die Moränegebiete tiefern Lagen zuwenden (wie z. B. um Wittenbach und Mörschwil), ist der Bodenertrag recht erheblich.

Mehr und mehr schwinden in der Stadt und Umgebung auch die ehemals vorhandenen natürlichen Sümpfe und Moore. Solche sind noch vorhanden bei Gossau, Bild, Mörschwil, Wittenbach, Niederwil, Andwil, Gottshaus, Abtwil etc. Im Leonhardsquartier und Bahnhofgebiet, wo ehemals das sumpfige Kugelmoos war, ist der Boden nunmehr entsumpft. Mehrere Häuser stehen hier jedoch auf Rosten, die bei starken Erschütterungen des Bodens ein Zittern der Bauten verursachen. Zudem senkt sich der Boden hier oft recht ansehnlich (Leonhardschulhaus, Bahnhofplatz etc.). Der übrige Talboden, auf

dem die Stadt steht, ist als Baugrund von sehr verschiedener Qualität. Lehm- und Sandböden bilden vielfach eine schlechte Unterlage. Schon vom alten Rathaus hörten wir, dass es auf Pfahlrosten ruhe. Die Altstadt besitzt indes noch bessere Verhältnisse als die Neustadt im Gebiet der Kornhaus-, Pestalozzi-, St. Leonhard-, Bahnhof-, Singenbergstrasse usw. Ungünstig sind ferner die steilen Hangpartien gegen Süden und teilweise auch am Rosenberg. Hier mussten für die Bauten vielfach Stützmauern und künstliche Terrassen errichtet werden. Allerdings geschah dies ebensosehr, um möglichst viele Baustellen in der erhöhten freien Lage zu gewinnen. In nassen Jahreszeiten kommt es gelegentlich zu Rutschungen an diesen Halden (Teufenerstrasse).

Im feuchten Sommer⁸² des Jahres 1927 ist zwischen dem Kraftwerk Kubel und dem Weiler Sturzenegg ein bewaldeter Geländestreifen von mehreren hundert Metern abgestürzt. Weitere Rutschgebiete bilden übrigens die Hänge des Stadttales, das Galgentobel (Bahnbaubeeinflussung!) und des Kapfwaldes. Stellenweise erzeugt die Solifluktion durch ihre langsame Bewegung und durch Stauungen buckelige Partien an den Hangseiten (Kapfwald, Kurzeegg, Sitterwald usw.).

Im April 1929 löste sich im Nagelfluhgebiete an der Steinach oberhalb St. Georgen ein grosses Felsstück los und zerstörte ein Haus. Frostwirkung, Erosion und künstliche Unterhöhlung bildeten die Ursachen dieser Erscheinung. Im Mühletobel lösen sich bei Tauwetter im Frühjahr durch den Winterfrost abgesprengte Gerölle öfters los, weshalb dort Warnungstafeln für die Passanten angebracht sind.

Zu den alluvialen Bildungen tragen die Bäche unseres Gebietes wesentlich bei. Dazu gesellen sich Bodenrutschungen, Umwandlungen durch Eingriffe des Menschen u. s. f.

Zusammenfassend lässt sich über den Bodenaufbau des Stadtgemeindegebietes folgendes sagen:

Der Bodenuntergrund, unserer am Nordrand der Alpen liegenden Stadt und ihrer Umgebung, baut sich aus tertiären und quartären Ablagerungen auf. Im wesentlichen bestehen diese Aufschüttungen aus Sandstein, Nagelfluh und Mergel, sowie aus glazialem Schutt und Kiesmassen, während das Alluvium weniger stark vertreten ist. Infolge der sehr verschiedenen Widerstandsfähigkeit dieser Bestandteile und bei dem isoklinalen Bau der Schichten resultiert ein grosser Formenschatz. An der Vielgestaltigkeit unserer Landschaft sind neben tektonischen Vorgängen vorab die Gletscher und Bäche als formbildende „Baumeister“ anzusprechen. Isoklinale Täler und Kämme, Schichtköpfe und Durchbruchtäler wechseln mit Moräneablagerungen, Schotterfeldern, Alluvialebenen, Flussterrassen, Schuttkegeln und Mooren. Eigenartig sind in unserer Landschaft die vielen verkehrsfeindlichen Tobel.

Wichtige Bodenschätze, wie Erze, Kohlen, Mineralwasser usw., die der Stadt hätten Aufschwung verschaffen können, fehlen. Nennenswert sind lediglich Produkte wie Sandsteine, Kalke, Kies, Lehm (Ziegeleien), Torf, die als Bau- oder Brennmaterial schon frühzeitig Verwendung fanden. Heute besteht im Stadtgebiet ein ausgenützter Kiesbruch beim Grütli-Neudorf, ferner eine Ziegelhütte bei Bruggwald, dagegen sind die Ziegeleien von Schönenwegen und vom Espen eingegangen.

Von grösster Wichtigkeit sind die vorhandenen Gesteinsarten auf die Bodenfruchtbarkeit. Molasse und Sandsteine sind nicht besonders fruchtbar. Besser sind die Mergel und der fruchtbarste Untergrund ist der so reichlich auftretende Moräneschutt.

Für die Besiedelung ist der Boden verschieden gut geeignet. Ebener fester Fels ist gut, kommt aber selten vor. Ungünstig sind die steilen Hänge, ferner die Lehm-, Sand- und alluvialen Schuttböden, besonders alte Moorböden. Trockene, feste Moränen dagegen sind als Baugrund nicht ungünstig.

Schliesslich gibt sich die geologische Beschaffenheit und die dadurch bedingte Oberflächengestalt auch kund im Verlauf der Gewässer und des Verkehrs.

4. O b e r f l ä c h e n g e s t a l t.

Für die Entwicklung und Grösse einer Siedelung ist die Lage und Gestalt innerhalb der Oberflächenformen von grosser Bedeutung. Unsere Alpen sind z. B. fast frei von Städten. Wo sich doch solche finden, liegen sie fast immer an Flüssen und in Tälern (Sitten, Chur, Ilanz usw.). Hinsichtlich der Entwicklung der Städte erkennen wir, dass das Gelände sich teils fördernd, teils hemmend bemerkbar machte. Die Entwicklung darf daher nicht losgelöst vom Boden verfolgt werden, und für die genetische Betrachtung sind geologische und Höhenkurvenkarten, Stadtpläne und die Naturbeobachtung unerlässlich.

Dass die Oberflächenbeschaffenheit das Spiegelbild der geologischen Verhältnisse ist, leuchtet ohne weiteres ein. Im vorhergehenden Kapitel haben wir dargetan, wie unser Landschaftsbild zusammengesetzt und entstanden ist. Dabei stellten wir fest, dass die Oberflächenformen unseres Stadtgebietes bedingt sind durch Molasse-, Nagelfluh- und Gletscherablagerungen, sowie durch tektonische, Erosions- und Verwitterungsvorgänge, die sich im Laufe der Zeiten in diesen Gebieten vollzogen. Ebenso legten wir dar, dass sich unser Stadttal am Uebergang zwischen dem schweizerischen Mittellande und dem voralpinen Appenzellerland, also in einer morphologischen Grenzlage befinde. In diesem Zusammenhange sei hier hingewiesen auf die jüngst erschienene, anregende morphologische Studie⁸⁰ von Dr. G. Rüetschi.

Die Topographie unseres Geländes lässt sich am besten von einem erhöhten Punkte aus, wie dem St. Laurenzenturm oder den Klöstertürmen, oder von den benachbarten Höhen des Freudenbergs, der Berneck- und Menzlenhöhe usw. betrachten. Der Blick von diesen Punkten aus lässt uns folgendes erkennen:

Unsere Hochtalung von St. Gallen liegt inmitten einer reichgegliederten Berglandschaft. Der Talverlauf Südwesten-Nordosten entspricht dem Verlauf der Gesteinsschichten und muss als Längstal angesprochen werden. Die Talung ist verschieden breit und zum Teil steilwandig; am breitesten ist die Weitung der Stadt gegen Osten (ca. 2500 m), geringer gegen Westen, währenddem die Mitte mit dem Stadtkern die geringste Entfernung von Hang zu Hang aufweist (ca. 600 m).

Im Südwesten ist der Stadt eine natürliche Begrenzung gesetzt im tiefen Erosions- und Quertal der Sitter, die hier aus ebenso tiefen Schluchten die Urnäsch und den Wattbach aufnimmt. Das politische Siedlungsgebiet Gross-St. Gallens reicht freilich über die Sittergrenze hinaus bis Winkeln und Hafnersberg. Von der Sitter, der Urnäsch und dem Wattbachobel an steigt das Gelände einerseits in der Richtung gegen den Rosenberg, die Menzlenhöhe und gegen Bruggen, andererseits gegen Winkeln und Herisau zu. Ueber der alten Torfebene bei Bruggen liegt die Terrasse der Burgweiher.

In nordöstlicher Talrichtung steigt das Gelände von hier aus an bis zum Westrand der Kreuzbleiche, wo in einer kleinen, unauffälligen Bodenanschwellung die Kulmination des („Bajonethügel“) Talgrundes für den westlichen und zentralen Stadtteil gegeben ist. Dieser kleine Erdwall mit seinem nordöstlichen und südöstlichen Gefälle bildet im Stadtgebiet die Wasserscheide zwischen dem Steinach- und Sittergebiet. Der Nordostausgang weist im Hügelzug des Höchsterwaldes mit 701 m Höhe den höchsten Punkt der Talsohle auf. Keilartig liegt dieser Höhenzug eingeschoben zwischen dem Steinach- (Galgen-) und dem Goldächtofel. Dem Steinachtofel folgt auf dem linken Ufer in nördlicher Richtung die Ausfallstrasse in den Thurgau (Mittelland) und an den Bodensee, auf der rechten Seite die Bahn nach Rorschach. Vom Höchsterwald fällt das Gelände in nordöstlicher Richtung gegen die Mörschwiler Terrasse und gegen Südosten steil zum Goldächtofel ab (bis auf 500 m und darunter).

Von der Sitterbrücke an verläuft das Sittertal zuerst in nordöstlicher Richtung (bis Hätternsteg) und von da an gegen Norden zu. Einen ähnlichen Verlauf zeigt der Rosenberg mit dem Unterschied, dass er die nordöstliche Richtung dauernd beibehält. Von Lachen an erhebt sich dieser, heute stark besiedelte, konvex gestaltete Hügelzug bis Rotmonten zu einer Höhe von 752 m; die Fortsetzung des Peter und Paul erreicht darauf die Kulmination von 796 m. Gegen Südosten fällt der sonnige Talhang mit wechselnder Böschung viel weniger steil ab als gegen Nordwesten zur Sitter hin. Nach Südosten



31. St. Gallen und Umgebung aus 3000 m Höhe, nach einer Aufnahme der Ad Astra, Zürich.

und Süden, gegenüber dem Rosenberg, liegen die schattigen, steilen Partien und Talhänge des Hagenbuchwaldes (790 m), des Bärenwaldes (895 m), des Kapfwaldes (941 m), des Freudenbergs (888 m), der Berneck- (849 m) und der Menzlenhöhe (889 m). Von letzterer fällt das Gelände zur Sitter und zum Wattbach ab bis zu Tiefen von rund 600 m (Kubel 601 m). Weiter südlich und südöstlich dieser genannten Hügelzüge liegen die Falkenwaldhöhe (834 m) mit dem Ringelsberg (879 m) (südlich der Berneckhöhe), noch weiter zurück der bewaldete Höhenzug der „Eggen“ mit der Fröhlichsegg (1003 m), dem Horstwald bei Birt (1091 m) usw. (Angaben n. d. topogr. Atl. d. Schweiz.)

Zwischen diesen Hügelzügen finden wir mehrfach passartige Einschnitte, die für den Verkehr und die Besiedelung nicht unwichtig sind. Erwähnt sei der für Strasse und Appenzellerbahn wichtige Einschnitt beim „Nest“, welcher über das Riethüsli zur Lustmühle und von da einerseits nach Teufen, anderseits über die Sitter nach Stein hinzieht. Durch die Umbiegung der Steinach findet sich bei St. Georgen-Mühleck ein Sattel zwischen dem Freudenberg und der Berneckhöhe. Weitere solche Einschnitte haben wir, abgesehen von vielen kleinen Sätteln im Zug der „Eggen“, bei Notkersegg und dem „Schwarzen Bären“.

Ausser diesen Sätteln und Quertälern finden wir im südöstlichen Hügelland die auffallenden Gehängeterrassen von Ladern und Buch, letztere mit dem darüber liegenden Isoklinaltal der Dreiweiher. Die Bucher-Terrasse bietet der weitem Besiedelung in unmittelbarer Nähe des Stadtzentrums noch etwelchen Raum. Hier oben stehen bereits einige ältere Wohnhäuser („im Buch“). Ebenso haben die untern und mittlern Teile des Nagelfluhanges in jüngster Zeit eine dichtere Besiedelung erfahren.

Das Tal der Demut, das Tal der Steinach bis St. Georgen, das Wattbachobel, sowie die Tälchen von Dreilinden und Notkersegg-Hub bilden kleine Paralleltäler zum Haupttal der Stadt. Auf diese Art ist durch die Wechselverbindung von gleichlaufenden, schluchtenartigen Quertälern mit den parallel zur Talung von St. Gallen gelagerten, zahlreichen Längstälchen der Appenzellerberge ein eigenartiges, orographisches Bild geschaffen.

Bei Betrachtung der Oberflächengestalt fallen zwei gegensätzliche Bilder auf. Im Norden und Nordwesten der sanft ansteigende sonnige Schichtrücken des Rosenbergs, im Süden dagegen, nur durch die Stadttalung getrennt, steile, hohe und scharfkantige Fels- und Schichtköpfe.

Die Talpartie von St. Gallen im Gebiete der Altstadt befindet sich rund 670 m hoch, gegenüber dem Bodenseespiegel mit seinen 396 m ü. M. Der Klosterplatz weist eine Höhe von 673 m, der Marktplatz eine solche von 669,5 m auf. Gleich hoch wie der Marktplatz

liegt der Hauptbahnhof. Wieder etwas höher steht im alten Stadtbild die St. Mangenkirche mit 673 m. Es ergibt sich nach diesen Zahlen, dass das Gebiet der einstigen Altstadt samt den anschliessenden Nordost- und Westquartieren nur ganz geringe Höhendifferenzen aufweist (5—6 m). Im Vergleich zu den Städten der norddeutschen Tiefebene sind allerdings diese Unterschiede noch recht ansehnlich. (Danzig hat z. B. im gesamten Altstadtgebiet nur 2 m Höhendifferenz.) Ausserhalb des alten Kerns unserer Stadt finden wir auf der Sitterbrücke bei Bruggen die Höhe von rund 600 m, bei der Kirche Bruggen 635 m, beim Kasernenplatz 686 m, St. Fiden 674 m und Neudorf 663 m und bei der Kirche Heiligkreuz 669 m. Im Osten erhebt sich das Gebiet des Höchsterwaldes zur maximalen Talgrundhöhe von 701 m. Die Höhendifferenzen innerhalb der modernen Stadt erfahren erwartungsgemäss ihre ansehnliche Steigerung, wenn man die städtischen Wohngebiete der nahen Hügelzüge mit in Betracht zieht. Darnach reicht die zusammenhängend besiedelte Zone auf dem Rosenberg reichlich 100 m höher als auf dem Talboden, in St. Georgen bis 720 m, auf dem Freudenberg 888 m und auf der Solitüde 830 m (200 m höher als der Talboden). Somit ergibt sich für Gross-St. Gallen eine Höhendifferenz von ca. 250 m. Hierbei ist allerdings in Betracht zu ziehen, dass die Stadt eine ganz bedeutende Längenausdehnung besitzt. Die grösste Erstreckung der Stadt von der Sitterbrücke bis Heiligkreuz oder Neudorf beträgt in der Luftlinie $7\frac{1}{2}$ km oder rund $1\frac{1}{2}$ Wegstunden. Von Winkeln bis zur Obern Waid sind es sogar 9,5 km. Demgegenüber tritt die grösste Breite in St. Gallen Ost (NW—SO) mit nur $2\frac{1}{2}$ km stark zurück, doch fallen gerade in dieser Richtung die Höhenunterschiede umso mehr ins Gewicht.

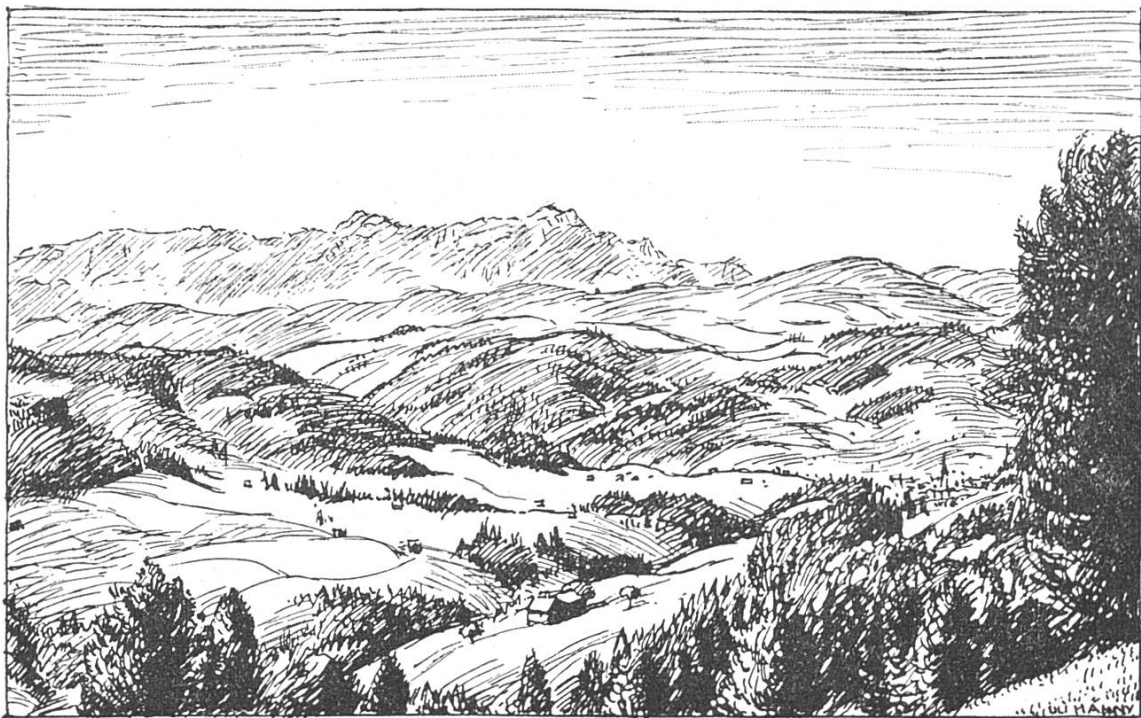
Aus den vermittelten Angaben treten die durch die Natur erzwungene Form und das topographische Bild der Stadt wohl klar genug hervor. Ebenso lassen sich unschwer die logischen Konsequenzen ziehen für klimatologische und verkehrsgeographische Erscheinungen.

Das Oberflächenbild der Stadt St. Gallen, die über Hänge, Stufen, Tobel und Terrassen steigt, ist samt der Umgebung selten schön und mannigfaltig. Wer vom Freudenberg die herrliche Aussicht über Stadt und Land geniesst, ist überrascht von dem Reichtum der Landschaftsformen, wie Hügeln, Tobeln, Tälern und Sätteln in nächster Umgebung. Ueber die wohlgepflegte Stadt hinweg streift der Blick im Norden und Westen ins Mittelland, zum Bodensee, darüber hinaus in die deutschen Lande. Südwärts ruht der Blick auf dem saftig grünen, voralpinen Appenzellerland, dann auf dem hohen Gipfel des Säntis (2500 m), darüber hinaus auf den Schweizer- und gegen Osten zu auf den Vorarlberger und bayrischen Alpen.

Just der Reiz der herrlichen Oberflächenformen dürfte St. Gallen vielmehr als bis anhin zum Zentrum eines regen Fremdenverkehrs



33. Blick vom Rosenberg nordwärts gegen den Thurgau und den Bodensee.



34. Blick von den „Eggen“ südwärts gegen das Appenzellerland und den Säntis.

emporblühen lassen. Die wunderbare Umgebung macht so vieles wett, was an Verkehrsvorteilen der Stadt abgeht.

Der Bodengrund und das Schutzbedürfnis bestimmten die anfänglich kreisrunde, später durch Einbezug der Iravorstadt elliptische Form der Altstadt. Die Topographie des Geländes bedingte übrigens bei dieser Anlage, dass sich die Stadt nicht konzentrisch um das Kloster, sondern nördlich und nordwestlich davon entwickeln musste. Dadurch wurde der Markt zum Stadtzentrum.

Die eigentliche Altstadt (obere Stadt) befand sich in halbinselartiger Lage zwischen der Steinach und dem Irabach. Sie lag und liegt noch auf relativ schwach geneigtem Hang und quer zum Tal, wie dies die Marktgasse noch klar bekundet. Auch mit dem Einbezug der Iravorstadt blieben die Quertal- und die Hanglage durchaus gewahrt.

Unwillkürlich ist man versucht, sich aus der Betrachtung der geologischen, topographischen und historischen Verhältnisse das Bild der Urlandschaft vorzustellen und die Ursiedelung mit dem heutigen Stadtbilde zu vergleichen. Wohl haben zahlreiche Gebäude, Strassen, Bahnen und Erdveränderungen das Urgelände umgeformt, wohl hat auch die Pflanzendecke gegenüber früher z. T. gewechselt. Nichtsdestoweniger ist die Rekonstruktion der Urlandschaft noch gut möglich. Die Oberflächenformen sind sich ziemlich gleich geblieben. Die meisten Veränderungen mussten sich die paar kleinen Gewässer (Steinach, Irabach), sowie einige Sumpfgebiete ausserhalb der Siedelung gefallen lassen. Sie sind heute entweder nicht mehr oder nur teilweise sichtbar, und zeigen, wie der Mensch darnach strebt, ungünstige Naturverhältnisse durch künstliche Massnahmen zu seinen Gunsten umzuwandeln. Andererseits sehen wir aber, wie der Mensch und wie unsere Stadtsiedelung von der Landschaft in hohem Masse beeinflusst wurden.

Die moderne Stadt liegt in einer südwestlich-nordöstlich gerichteten Hochtalung in einer Mulde (wie Zürich) und an Hängen, mit einzelnen Teilen auch auf kleinen Terrassen, in Sätteln oder auf kleinen Hügeln.

Die Haupttalmulde Neudorf-Krontal-St. Fiden-Altstadt-Bahnhofgebiet-Vonwil-Lachen bis Bruggen ist im Vergleich zur nordwestlichen und südöstlichen Umgebung verhältnismässig eben, was der neuzeitlichen Stadtentwicklung zugute kam. In dieser Richtung bieten sich weitere Ausbreitungsmöglichkeiten für die Zukunft.

Die Muldenlage ist, abgesehen vom „ebenen“ Baugrund, bequem für den Verkehr (es ist bezeichnend, dass die städtischen Strassenbahnen mit einer einzigen Ausnahme (Teufenerlinie) auf dem Talgrund liegen. Hier befinden sich ebenso die wichtigsten Strassen, ferner einige Verkehrs- und Verwaltungsinstitutionen, öffentliche Gebäude usw.

Ehe man Trinkwasser vom Bodensee her bezog, war die Tallage auch günstig für den Bezug des Quellwassers von den benachbarten Höhen, die teilweise gegen Norden auch vor Winden schützen, was besonders im Winter nicht unwichtig ist.

Der ausgesprochene Charakter der Längserstreckung der Stadt wird auch nicht verwischt durch die Ueberbauung der Nord- und Süd- hänge. Wie in Zürich, wo die Talmulde wesentlich breiter ist, branden seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Siedelungsflächen in ansehnlichem Masse die Hänge aufwärts. Erst sachte, nahe der Altstadt und dem Bahnhof, dann aber immer weitere Hangflächen beidseits des Tales ausnützend. Die Vor- und Nachteile dieser Stellung lassen sich leicht erkennen: Ruhige, meist sonnige und gesunde Lage, Aussicht, frische Luft, anderseits geringer Wetterschutz, teilweise ungünstiges Bauterrain und Verkehrsbenachteiligung. Dass die sonnige Seite des Rosenbergs besonders der Ueberbauung anheimfiel, leuchtet ohne weiteres ein. Mehr und mehr fluten die Häuser auch auf Höhen, Kuppen, Terrassen und Einsattelungen. Selbst hinauf gegen den Freudenberg, die Menzlenhöhe und Solitüde ziehen sich die städtischen Wohnbauten. Schliesslich sehen wir in den Einsattelungen von St. Georgen und beim „Nest“ ein Uebergreifen der Stadt in andere Gebiete. Natürlich hemmen die Höhenzüge trotzdem in ihren steilen Partien die Siedelungs- und Verkehrsentwicklung in beträchtlichem Masse.

5. Klimaverhältnisse.

Wie die Oberflächengestalt, die Hydrographie, die Verkehrs- und Wirtschaftslage, so ist auch die klimatische Lage mit ihren lokalen Klimaerscheinungen für eine Siedelung von grossem Einfluss. Dieser kann sich erstrecken auf die wirtschaftliche Produktion, die Intensität der Arbeit, die Ernährungsweise, Kleidung, auf die Stellung, Lage und Einteilung des Wohnhauses, ganzer Wohnquartiere und Siedelungen. Insbesondere ist die Beziehung des Klimas zur Bodenart ausschlaggebend für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, zumal in Berg- gegenden. Bei aufmerksamer Beobachtung lassen sich auch im Gebiete unserer Stadt zahlreiche Beziehungen zwischen Klima, Boden, Mensch und Siedelung wahrnehmen.

Auf die Gesamtheit aller Klimaerscheinungen sind von besonders massgebendem Einfluss: die geographische Lage, die Höhenlage, die Lage zu Gewässern, die Oberflächenlage, die Bodenart und Bepflanzung.

Untersuchen wir die Beziehungen obiger Faktoren zum Klima unseres Gebietes.

Die Schweiz und somit unsere Stadt gehören zur mitteleuropäischen Klimaprovinz. Damit also in ein Gebiet, in dem kontinentale und ozeanische Klimaeinflüsse ineinander übergehen.

Unter 47° 25' nördl. Br. und 9° 22' östl. Lg. und in einer Höhenlage von 6—800 m über Meer liegt St. Gallen auf tertiären und quartären Bodenablagerungen inmitten von Wiesen- und Waldflächen, in einer voralpinen Hochtalung. Alle genannten Faktoren sind von Einfluss auf die Klimagestaltung unserer Stadt. Abgesehen von der geographischen Breite fallen die beträchtliche Höhenlage (zwischen 6—800 m) und die Oberflächengestalt vor allem in Betracht. Die Höhenlage bedingt eine ansehnliche Niederschlagsmenge (1330 mm pro Jahr) und tiefere Temperaturen (7,2°) als z. B. in den benachbarten, rund 300 m tiefer liegenden Bodenseeorten (Rorschach 8,6°). Von der Oberflächenform sind für die klimatischen Erscheinungen, besonders für Wind und Regen, bedeutsam die Kulminationslage der Stadt in der Talung, die trichterförmige Oeffnung des Haupttales gegen Südwesten und Nordosten, die Verengung im Stadtzentrum, sowie der Abschluss durch Bergflanken gegen Südosten und Nordwesten. Die Bergflanke im Nordwesten, also am Rosenberg, ist die bevorzugte Sonnenseite, der Freudenberg-Berneckhang die an Wärme benachteiligte Schattenseite der Stadt. Weiter sind von Einfluss die Schluchten, Quer- und Satteltäler, die sich in südlicher, westlicher und östlicher Richtung hinziehen (Sittertal, Steinachschlucht, Nestlücke u. a. m.).

Heute hat die Stadt an der Lessingstrasse (Standort seit 1890) in einer Höhe von 703 m ihre meteorologische Beobachtungsstelle. (47° 26' n. Br. und 9° 23' ö. Lg.). Die st. gallische Station ist seit 1864 dem Netz der eidgen. Wetterstationen eingegliedert. Seit 1878 ist auf dem Marktplatz eine meteorologische Säule aufgestellt.

Ueber das st. gallische Klima sind aus begreiflichen Gründen schon frühzeitig Beobachtungen angestellt worden. Nicht selten finden wir in Chroniken des Mittelalters Hinweise auf Klimaerscheinungen, wie Stürme, übermässige Niederschläge, tiefe Temperaturen und Fröste, grosse Trockenheit u. a. m. Allgemein wird das St. Galler Klima als rauh geschildert. V a d i a n¹⁰³ sagte bereits: „Das Klima ist rauher Art, wie es denn des Gebirges Art ist, und wie sich die Mönche ärgern über die rauhe Scholle.“

Eine erste zusammenfassende Arbeit (Manuskript) über das Klima von St. Gallen erschien 1788. Sie hat zum Verfasser den Stadtarzt Dr. Bernhard Wartmann (1739—1815) und befasst sich insbesondere mit den Windverhältnissen.¹¹²

Von 1812—53 an sind wertvolle Aufzeichnungen des Apothekers D. Meyer erhalten, der die Witterungserscheinungen mit Sorgfalt und grossem Interesse verfolgte. Meyer ist der erste Klimatograph, Wartmann der erste Klimatologe unserer Stadt. Meyer ist dazu der eigentliche Begründer der st. gallischen meteorologischen Station, die er von 1827—53 besonders sorgfältig pflegte und ausbaute. — Ueber die thermischen Verhältnisse erschien 1877 eine Arbeit von Wanner in Trogen.¹⁰⁸

Treffliche neuzeitliche Arbeiten über das Klima von St. Gallen stammen von Dr. G. Rüetschi⁷⁸ u. ⁷⁹ und Dr. H. Krucker.⁶⁰

Die Temperaturverhältnisse.

Am auffallendsten äussert sich das Klima in den Erwärmungsverhältnissen, weshalb die Temperatur ein sehr wichtiges klimatisches Element darstellt.

Das Mittel der Jahrestemperatur St. Gallens ⁶⁵ (1864—1913) beträgt 7,2°. Zum Vergleich seien herangezogen: Zürich (480 m. ü. M.) 8,5°, Basel (250 m. ü. M.) 9,3°, Genf (405 m. ü. M.) 9,5°.

Unsere Stadt besitzt das tiefste Jahresmittel unter allen grössern Schweizerstädten, was natürlich in erster Linie mit der Höhenlage zusammenhängt.

In der Nachbarschaft zeigen Rorschach (415 m. ü. M.) 8,5° (Seeinfluss), Heiden (797 m) 6,6°, Trogen (900 m) 6,5°, Gäbris (1250 m) 5,1°, Altstätten (470 m) 8,6° (Föhneinfluss).

Wichtiger als die mittlere Jahrestemperatur ist die Verteilung der Wärme auf die einzelnen Monate. Für sie gibt Rüetschi folgende Zahlen an für den Zeitraum 1864—1913:

Dez.	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.
-1,1	-2,1	0,4	2,5	7,0	11,1	14,6	16,5	15,7	12,5	7,5	2,6
Winter 1,2			Frühling 6,8			Sommer 15,6			Herbst 7,5		

Der durchschnittlich kälteste Monat ist der Januar mit einem Mittel von -2,1°, Rorschach besitzt bloss -1,0° Januarmittel; am wärmsten ist der Juli mit 16,5°. Die mittlere Jahresschwankung beträgt somit für die angegebene Periode 18,6°.

Das tiefste Januarmittel (1864—1928) brachte das Jahr 1864* mit -6,4° C., das wärmste Julimittel mit 19,5° entfällt im gleichen Zeitraum auf das Jahr 1911. Das kälteste Jahresmittel von 1910—1928 brachte das Jahr 1917 mit 6,5° und das wärmste Mittel die Jahre 1920 und 1921 mit 8,1°. Es ist gut, dass einzelne Monate mit ihrer Temperatur wesentlich über den Jahresdurchschnitt hinausragen, da dies von Einfluss auf die Kulturen ist.

Für die Pflanzen sind die absoluten Maxima und Minima ebenfalls recht wichtig. Die tiefste Temperatur von 1864—1928 wurde am 30. Januar 1888 mit -24,4° registriert, die höchste Temperatur mit 31,5° am 11. Juli 1870. Am 14. Juli 1923 verzeichnete die meteorolog. Station 31,1° C. Die absolute Temperaturschwankung beträgt somit 59,9°.

Innerhalb der Stadt bestehen in der Temperatur zufolge der grossen Höhenunterschiede (300 m) natürlich wieder ansehnliche Differenzen. Auch zum umgebenden Land verhält sich die Stadt anders, weil die Temperaturänderungen im Häusermeer der Stadt verlangsamt werden. Diese Differenz allein kann bis 1° und darüber betragen. Uebrigens fehlt es nicht an Anomalien. Zumal an Nebel-

* Die neuesten Angaben wurden mir in freundlicher Weise von Herrn Kessler, dem verdienten Leiter unserer meteorologischen Station, zur Verfügung gestellt.

tagen wird die Ausstrahlung und Abkühlung oft verhindert. Dann hat St. Gallen vielfach höhere Temperaturen, als wesentlich tiefer gelegene Orte. Krucker⁶⁰ gibt ein hübsches Beispiel hierüber.

Deutlich spürbar und besonders im Frühjahr und Spätherbst auftretend sind in St. Gallen Temperaturstürze, die im Maximum von Tag zu Tag 12—14° betragen können. Der rasche Wechsel der Temperaturen oft innert kürzester Zeit verlangt eine gewisse Angewöhnung und Vorsicht an diese Klimaerscheinung. Bedingt sind die Temperaturunterschiede vorab durch das Auftreten des Föhns, ferner durch plötzliche Luftabkühlungen infolge alpiner Winde. Hauptsächlich diese Eigenart der Temperaturverhältnisse, sowie die häufigen Niederschläge brachten unser Klima zu Unrecht in übertriebenen Misskredit. Bei objektiver Prüfung wird man den Aufenthalt in der frischen, gesunden Höhenluft ebenso sehr zu schätzen wissen. Die Sommer sind nicht drückend. Besonders vom August bis Oktober ist unsere Stadt klimatisch durch reichliche Sonne und relativ milde Temperaturen ein sehr angenehmer Aufenthaltsort.

Von Wichtigkeit für die Beurteilung der Temperaturverhältnisse ist die Zahl und Verteilung der jährlichen Frosttage; von 1881 bis 1913 betrug die Zahl derselben im Mittel 92—94 Tage. Altstätten hat nur deren 80, Heiden 109 Tage. Frostfrei sind in St. Gallen nur die Monate Juni, Juli und August, da die maximalen Frostgrenzen vom September bis Ende Mai reichen.

Für die Kulturen sind die äussersten Grenzen des Auftretens des Reifs bedeutungsvoll. St. Gallen ist nur vom 17. Juni bis 30. Juli reif sicher, also nur 1½ Monate, Altstätten vom 27. Mai bis 27. August. Gefürchtet sind in unserer Gegend und der Nachbarschaft die drei Eisheiligen Pankraz, Servaz und Bonifaz (12., 13. und 14. Mai). Oft schon haben sie manche Erntehoffnung vernichtet (besonders im Rheintal, was selbst für die städtische Lebensmittelversorgung folgewichtig ist). Auch in früheren Jahrhunderten traten heftige Fröste und Reife auf. So im Jahre 1225, dem Not und Teuerung folgten, dann 1517, in welchem Jahre im Thurgau und Rheintal alle Reben erfroren.*

Das Aufblühen der Obstbäume im Stadtrayon erfolgt verschiedenzeitig, wobei natürlich lokale Unterschiede infolge der Höhen- und Sonnenlage auftreten. Von der Stadt aus kann man zuerst in den Thurgau und das Rheintal ins „Bluest“. Nachher erst in die nächste Umgebung und ins Appenzellerland. — Schlatter⁹⁴ vermittelt uns über das Aufblühen der Obstbäume auf „Dreilinden“ für den Zeitraum von 1885—97 folgende Mittelzeiten: Kirschbäume 27. April, Birnbäume 5. Mai, Apfelbäume 10. Mai. An der sonnigen Rosenbergseite erfolgt das Blühen ungefähr 8—14 Tage früher als am Gegenhang.

* Das Haus zur „Flasche“ hat zur Erinnerung an dieses Missjahr eine Flasche eingemauert mit folgender Inschrift: „Anno 1517 haben 180 Juchart Reben nur eine solche Flasche Wein gegeben.“

Für den Betrag der Wärme ist die *S o n n e n h ö h e*, sowie die Zeit des Auf- und Niederganges der Sonne von wesentlicher Bedeutung. Die Messung der Sonnenhöhe auf dem Freudenberg und Peter und Paul ergab folgendes Resultat:⁷⁷

Sonnenhöhe.

	Freudenberg	Peter und Paul
21. März	42° 48,2'	42° 46,2'
21. Juni	66° 2,3'	66° 04'
23. September	42° 33,7'	42° 31,8'
21. Dezember	19° 10,5'	19° 8,6'

Es ist ohne weiteres einleuchtend, dass der Rosenberg mehr Sonnenbestrahlung empfängt als die Schattenflanke des Freudenbergs und des Berneckhangs. Im Winter zumal erhält der Rosenberg oft 1½—2 Stunden früher Sonne als die Gegenseite. Freilich schafft der Abend einen gewissen Ausgleich, indem der Rosenberg rascher in Dämmerung und Dunkel sinkt als der gegenüberliegende Berghang.

Die Zeiten des Auf- und Unterganges der Sonne (in M. E. Z.) ergaben mit dem Tagbogen auf dem Freudenberg (9° 24' östl. Länge 47° 25' nördl. Br.) auf das Jahr 1916 folgende Zahlen:

1916	Aufgang	Untergang	Tagbogen
21. März	6 h 29,4 m	6 h 30,4 m	12 h 1,0 m
21. Juni	4 h 31,2 m	8 h 16,7 m	15 h 45,5 m
23. September	6 h 14,7 m	6 h 14,2 m	11 h 59,5 m
21. Dezember	8 h 13,1 m	4 h 28,0 m	8 h 14,9 m

St. Gallen liegt in der M. E. Z., bleibt hinter dieser Zeit aber um 22½ Minuten zurück.

Die Niederschläge.

Neben der Temperatur sind die Niederschläge von grossem Einfluss auf den Klimacharakter. Für sie sind die Höhenlage, die vorherrschende Windrichtung, die Oberflächengestalt und der Reichtum an Gewässern von wesentlichem Einfluss. Mit der Temperatur sind die Niederschläge vor allem bestimmend auf das Kulturleben.

In St. Gallen ist der mittlere Jahresbetrag (aus 60jähriger Beobachtung) der *N i e d e r s c h l ä g e* 133 cm. Altstätten hat 129, Rorschach 114, Heiden 148 cm. (1864—1927.) Auf die einzelnen Monate und Jahreszeiten verteilen sich die 133 cm Niederschläge unserer Stadt folgendermassen (in mm):

Dez.	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.
71	59	64	83	110	133	174	163	156	136	104	74
Winter 194			Frühling 326			Sommer 493			Herbst 314		

Am regenreichsten ist der Sommer, ihm folgen Frühling und Herbst mit annähernd gleichen Beträgen, und schliesslich die nieder-

schlagsärmste Zeit des Winters. Der Reichtum der Niederschläge vom Frühjahr zum Herbst erweist sich für den Grasbau (Viehzucht) und die Waldwirtschaft als sehr günstig, für den Obst-, Getreide- und Gemüsebau aber ist die Menge eher zu gross. Da nur zwei Monate frostsicher sind und die Temperatur ziemlich tief steht, ist es verständlich, dass der Rebbau in unserem städtischen Gebiet fehlt.

Das niederschlagsreichste Jahr von 1864—1928 war das Jahr 1922 mit 180,6 cm; die geringste Summe im selben Zeitraum wurde 1921 mit 94,1 cm gemessen.

Nicht selten fallen heftige Platzregen, die Ueberschwemmungen zeitigen.

In den letzten 60 Jahren dauerte die längste Trockenperiode 39 Tage (vom 19. März bis 27. April 1893), die längsten Niederschlagsperioden hatten wir in der gleichen Beobachtungszeit vom 27. Mai bis 19. Juni 1926 (24 Tage) und vom 29. August bis 20. September (23 Tage). Die durchschnittliche Zahl der Regentage beträgt 167 für unsere Stadt.

Die hohe Niederschlagsmenge unseres Stadtgebietes führt sich besonders zurück auf den raschen Anstieg des Geländes vom schweizerischen Mittelland gegen das Alpsteingebiet. Dies dokumentieren folgende Niederschlagsmengen: St. Gallen (703 m) 1330 mm, Diessenhofen (415 m) 804 mm, Bischofszell (502 m) 1016 mm, Säntis (2504 m) 2431 mm.

Zum Vergleich seien weiter angeführt: Basel mit 815, Genf mit 860, Bern mit 922, Zürich mit 1147 mm. Weiter Bregenz mit 1500, Landeck mit 727 und Innsbruck mit 994 mm Niederschlägen.

Die regenbringenden Winde in unserer Stadt kommen ungehindert meist von Südwesten und von Westen. Das Rheintal im Regenschatten der Appenzeller- und St. Gallerberge weist geringere Niederschlagsmengen auf.

Die Zahl der Schneetage beträgt für St. Gallen durchschnittlich 48, für Genf 18 und für Lausanne und Bern 22 Tage. Die hohe Zahl für unsere Stadt führt sich in erster Linie auf die Höhenlage zurück. Nicht weit von der Stadt weg kann daher der Schneesport in günstigen Wintern wohl gepflegt werden. Als mittlere Zeiten des Schneefalles gelten der 28. Oktober und der 5. Mai. Die äussersten Grenzen verhalten sich noch anders: 1912 fiel ein erster Schnee am 12. September, in einem andern Jahr der letzte am 31. Mai. Die Zahl der Schneedeckentage von 1895—1913 betrug 72 (Zürich 40—45, Basel 25). Im Winter 1928—29 hatte die Stadt rund 70 Tage nacheinander lückenlos Schnee. Die hohe Zahl der Schneedeckentage hat zur Folge, dass dem Boden und der Luft Wärme verloren geht, ferner dass das längere Liegen des Schnees die Schneedruckformen vieler Nadelholzpflanzen in der Umgebung der Stadt erklärt. An 5—6 Tagen fällt in St. Gallen Hagel, der mitunter die Kulturen stark schädigt, immerhin weniger als im Thurgau und Rheintal. Gewitter werden im Mittel

pro Jahr 20—24 registriert. Sie treten hauptsächlich im Juni und Juli auf und sind an Zahl geringer als im Thurgau.

Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ist normal. Er beträgt im Mittel 78 %, kann aber bei Föhn durch starke Austrocknung infolge Temperaturerhöhung bis auf 8 % hinuntersinken. Die Erscheinung der Luftaustrocknung verläuft oft parallel mit den Temperaturstürzen und ist auch in der Auswirkung auf den Menschen ähnlicher Art.

Von Einfluss auf die Klimagegestaltung, besonders für die Temperatur sind schliesslich die Bewölkungsverhältnisse. St. Gallen hat einen Bewölkungsgrad von 6,3 d. h. dass durchschnittlich an allen Tagen mehr als die Hälfte des Himmels überdeckt ist. Mitunter, besonders im November und Dezember, ist im Gegensatz zum Frühherbst der Himmel oft wochenlang mit Wolken überdeckt. Dann hat die Stadt etwas Düsteres, Melancholisches, das drückend auf die Menschen wirkt.

An rund 50 Tagen lagern über der Stadt Nebel. Davon entfällt wiederum die grösste Zahl auf die Monate November und Dezember, während die Sommermonate Juni und Juli fast völlig nebelfrei sind. Rorschach hat 65 Nebeltage; es gibt damit deutlich seine Lage am See kund. Im Herbst liegen die Seeorte oft wochenlang im Nebel, währenddem die Stadt sich der Sonne erfreut. Umgekehrt erheben sich die Höhen von Fröhlichsegg, ja selbst St. Georgen, mitunter sonnenbestrahlt über dem Nebelmeer der Stadt.

Luftdruck und Winde.

Der Luftdruck tritt weniger empfindlich hervor als die bisher dargestellten, meteorologischen Elemente. Doch ist er für die Windgestaltung unseres Gebietes insofern wesentlich, weil schliesslich unsere Luftströmungen ja stets abhängig sind von der Verteilung und Wanderung der europäischen Maxima und Minima. Der mittlere Barometerstand beträgt bei uns 701 mm.

Die über St. Gallen lagernde Luft wird reichlich bewegt, wobei die Mehrheit der in ihrer Stärke schwankenden Winde von Südwesten und Westen kommen. Es sind dies vornehmlich unsere Regenspender, die übrigens dank der Offenheit des Geländes aus dieser Richtung leicht Zutritt haben. Weil sie Staub und Rauch nach Osten tragen, so ist es sehr wohl möglich, dass man die Grosszahl der Bleichen deshalb einst auf die Westseite der Stadt verlegte. Würden heute starkrauchende Fabriken in dieser Zone liegen, so möchten sie eine arge Belästigung für die zentral und ostwärts wohnenden Stadtbewohner bedeuten.

Auf die Südwest- und Westwinde folgen an Zahl die Nord-, Nordost- und Ostwinde, die meist ein gutes Wetter, aber auch Kälte

bringen, was zumal im Winter und in exponierten Höhenlagen oft empfindlich spürbar ist. Im Talgrund der Stadt sind naturgemäss diese Winde weniger bemerkbar, da einerseits der Rosenberg, anderseits die Häuser sich selbst Schutz bieten. Bisen sind daher in St. Gallen viel seltener als in manch andern Schweizerstädten (Genf, Lausanne). Selbstredend sind die mannigfachen Oberflächenformen unseres Gebietes für den Verlauf und die Wirkung der Winde von einschneidendem Einfluss.

Nicht so häufig wie vorige Winde, in der Auswirkung aber sehr von Einfluss ist der Föhn. Mit gewaltiger Wucht stürzt er oft von Süden und Südosten in unser Gebiet. In lebendiger Erinnerung steht der furchtbare Sturm des 5. und 6. Januar 1919, der ob St. Georgen grosse Waldbestände und in der Nachbarschaft der Stadtgemeinde selbst Häuser zerstörte. Auch im Höchsterwald wurden damals Bäume umgeworfen oder ihnen die Kronen geknickt.

Aus frühern Zeiten werden furchtbare Stürme, die Wälder zerstörten, Obstbäume entwurzelten und Dächer abdeckten, gemeldet, so z. B. aus den Jahren 1474, 1480, 1533, 1612, 1644, 1665, 1670, 1725 und 1840.

Trotz dieser schädigenden Einflüsse hat der Föhn anderseits einen hohen Wert, indem er den Schnee rasch schmilzt und das Blühen und Reifen in den Obstwäldern in hohem Masse fördert. Ausser dem Föhn sorgen lokale Winde, die zum Teil von den südlichen Einsattelungen oder aus benachbarten Schluchten, Tälern, Tobeln und von Berghalden (Berg- und Talwinde) herströmen, für eine gesunde, luftreinigende Ventilation.

Die vorherrschende Windrichtung lässt sich sehr oft aus den „Windfahnen“ vieler Bäume erkennen.

Wo Häuser stark windexponiert sind, suchen sie oft in der Bodengestalt (Nischen, Nestlage usw.) oder in geeigneter Stellung von Wohnhaus und Scheune durch kräftige Windmauern „blinde Wände“ oder Baumgruppen Schutz vor Sturmgewalt.

Ein Ueberblick über das hiesige Klima zeigt folgendes Ergebnis:

St. Gallen mit seiner nächsten Umgebung hat ein *Bergklima* von subalpinem Charakter. Dieser Klimatypus ist, abgesehen von der geographischen Lage, vorab beeinflusst von der lokalen Oberflächengestalt und der Höhenlage. Die Wesenszüge unseres Klimas sind folgende:

1. Verhältnismässig tiefe Jahres- ($7,2^{\circ}$) und Winter-Temperaturen ($-1,2^{\circ}$) mit langer Frostzeit (10 Monate), tiefen Minimaltemperaturen ($20-24^{\circ}$), langen Wintern und häufigen Temperaturstürzen.
2. Die Niederschlagsmenge ist überreichlich (133 cm). Der Feuchtigkeitsgehalt ist normal, dagegen ist der Himmel durch häufige Be-

wölkung getrübt. Durchschnittlich 50 Tage lang hat die Stadt Nebel.

3. Von den Winden sind die, dank der topographischen Verhältnisse vorab regenbringenden und am häufigsten auftretenden Westwinde von grosser Bedeutung. Zu ihnen gesellen sich die aufheiternden und oft kalten Nord- und Ostwinde. Seltener, aber von wesentlichem Einfluss ist der warme Föhn, der oft als Sturm gewaltige Verheerungen anrichtet, daneben aber als Schneeschmelzer, auch Fruchtreifer, von Segen ist. Mehrere Lokalwinde wirken günstig als Luftreiniger unserer Hochtalung.

Diese klimatischen Erscheinungen insgesamt lassen weiterhin folgende Einflüsse erkennen:

Die tiefen Temperaturen erklären das Fehlen gewisser Kulturen, wie z. B. des Rebbaues. Auch der Obst- und Gemüsebau steht wesentlich hinter demjenigen der mildern See- und Rheintalgegend zurück. Freilich ist hiebei die teilweise ungünstige Bodenart bei uns ebenfalls von Einfluss. Die Temperatur- und Windverhältnisse, sowie die Schatten- und Sonnenlage der Hochtalung machen sich geltend in der Lage, Stellung, Zahl und Einteilung vieler Häuser (Rosenberg-Sonnen- seite stärker besiedelt als der Gegenhang), in der Bekleidung usw.

Die überreiche Niederschlagsmenge (133 cm) ist für den Getreidebau eher zu hoch. Deshalb wird das hügelige Gelände der Stadtgemeinde vornehmlich von Wiesen, Weiden und Wäldern eingenommen, welch erstere die Viehzucht und Milchwirtschaft zeitigten.

Unsere Landwirtschaft hat sich infolge der klimatischen Verhältnisse nicht allseitig entwickelt, sondern einseitig dem Wiesenbau und der Viehzucht zugewendet. Viele Arbeitskräfte wurden dadurch auch für andere Zwecke frei. Da auch Bodenschätze fehlen, wandten sich unsere Stadtbewohner früh der Industrie zu. (Leinwand-, dann Stickerie-Industrie.) St. Gallen benötigt für seine vielen fleissigen Hände diese Erwerbszweige. Infolge der Höhenlage und der ungünstigen internationalen Lage ist die Verarbeitung leichter Rohmaterialien (wie im Jura die Uhrenindustrie) hier günstig.

Das etwas rauhe Klima zwingt die Bewohner mehr als in mildern Gebieten zu emsiger Arbeit, zu zähem Fleiss, zur Ausdauer, zum Existenzkampf und nicht zum Rasten und Ruhen, wie etwa die milde, süditalienische Sonne. Das frische Klima unseres Hochtals hat abgesehen hievon manch andere wertvolle Eigenschaft, wie gesunde, verhältnismässig reine Luft, prächtig grüne Vegetation, Sportsgelegenheit usw.

Weil in günstigen Landbauzonen der Bauer sich voll und allseitig der Landwirtschaft, der Stadtbewohner ebenso sehr dem Gewerbe, Handel und der Industrie zuwenden kann, bedingt die Differenzierung des Erwerbs letzten Endes auch aus klimatischen Gründen eine rege Wechselbeziehung.

Die Gewässer St. Gallens.

Im Gegensatz zu zahlreichen Schweizerstädten, die sehr oft an grössern Flüssen und Uebergängen oder Seen liegen, ist St. Gallen arm an bedeutenderen Gewässern. Zürich hat die prächtige Limmat mit dem Zürichsee, Genf die herrliche Rhone, Bern und Solothurn haben die malerische Aare, Basel, Schaffhausen und Stein den schiffbaren Rhein, Arbon und Rorschach den Bodensee. St. Gallen entbehrt eines Sees, entbehrt eines grösseren Flusses.

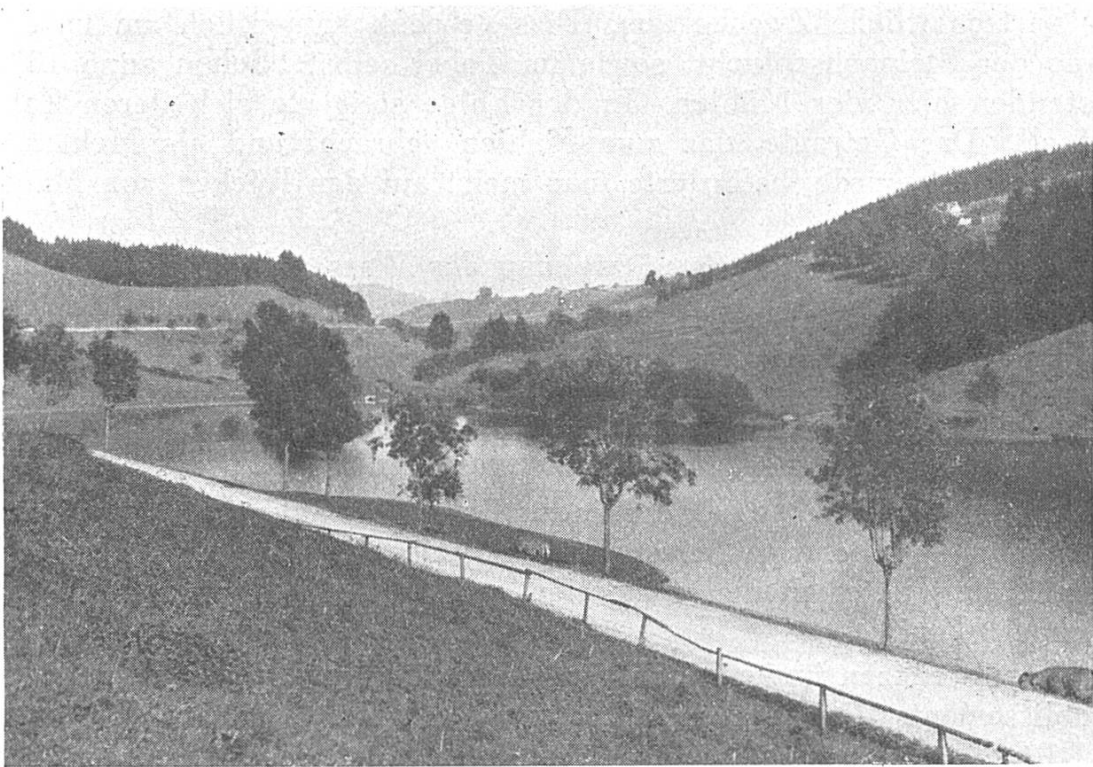
Im Gebiet der Altstadt liegt lediglich ein kleines Flüsschen, die Steinach, der einige wenige Bäche zuströmen. Dieses Gewässer ist derart klein, dass sich die sichtbaren Spuren in der Neuzeit leicht überwölben und unsichtbar machen liessen. Nur im Mühltobel, wo der Bach immerhin noch eine Reihe kleinerer Gewerbe treibt, dann ob St. Georgen und beim Galgentobel wird man heute noch an das Dasein des Flüsschens im Stadtgebiet erinnert.

So klein die Steinach im Vergleich zum Rhein, der Rhone, Aare und der Limmat ist, hat das Gewässer doch zu allen Zeiten, von der Galluszelle bis zur modernen Industriestadt, im Leben der Kloster- und Stadtbewohner eine ansehnliche Rolle gespielt, sei es als Schutz, als Wasser- oder als Kraftlieferant. So bleibt die Steinach ein historisches Dokument, das allzeit mit Stadt und Kloster verbunden bleibt.

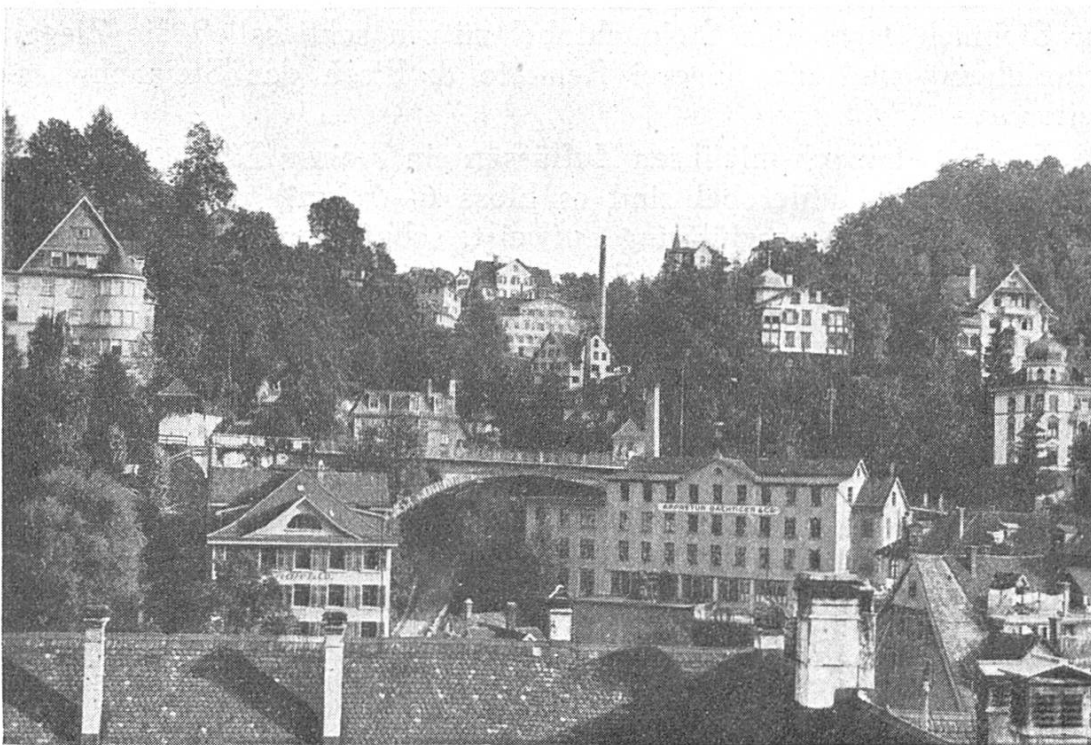
Von ihrem rund 1000 m hoch gelegenen Quellgebiet, dem Nagelfluhgebiet des Steineggwaldes, zieht sich die Steinach zunächst in nördlicher, nachher in westlicher Richtung in der schiefen Synklinalmulde des Philosophentales gegen St. Georgen zu. Auf diesem Längs- lauf empfängt das Flüsschen von der bewaldeten Südflanke der Eggen mehrere kleine Zuflüsse. In St. Georgen durchbricht die Steinach, ein Quertal bildend, in nordwestlichem Lauf den Höhenzug Freudenberg-Berneckhöhe. Von diesem Sattel an wird der Abhang bis zum Kloster in steiler Felsenschlucht (Nagelfluh und Sandstein) überwunden. Vom Mühleck-Weiher (744 m) bis zur untern Station der Drahtseilbahn (670 m) beträgt das Gefälle 74 m. Beim Kloster schlägt die Steinach einen nordöstlichen Lauf ein, um nachher vom Galgentobel an in offenem Lauf dem Bodensee zuzufliessen. Der Abschnitt vom Kloster bis zum Galgentobel ist heute überdeckt. Die Einmündung in den Bodensee erfolgt bei Steinach.

Von der Quelle im Steineggwald bis zur Mündung in den Bodensee hat die Steinach eine Länge von 18 km. Davon entfallen auf das politische Stadtgebiet 10,5 km. Das Gefälle von den Quellen an den „Eggen“ bis zur Mündung in den Bodensee beträgt rund 600 m. Die maximalen Beträge liegen dabei im Quellengebiet und im steilwandigen Mühltobel (hier 23 %). Die höchste sekundliche Wassermenge im Buchental beträgt etwa 80 Sek.-m³, die minimale Menge schwankt zwischen ca. 10—80 Sekundenliter.*

* Schriftliche Mitteilung der Direktion des Gas- und Wasserwerks der Stadt St. Gallen.



35. Quellgebiet der Steinach mit dem künstlich angelegten Wenigerweiher.



36. Das heutige Mühletobel mit seinen kleinindustriellen Anlagen

Frühzeitig nützten Kloster und Stadt die Steinachwasserkkräfte für wirtschaftliche Zwecke aus. Dies geschah namentlich am untern Ende der Steinachschlucht, sowie im Tobel selbst. Schon anno 1373 bestanden hier vier Mühlen. In der Folge steigerte sich deren Zahl auf elf. Das Getreide, das zum Mahlen gebracht und als Mehl abtransportiert wurde, beförderte man meist auf den Rücken von Maultieren.

Vom Tobel an abwärts nützte man das Wasser der Steinach (und teilweise auch des Irabaches) für gewerbliche Zwecke ebenfalls reichlich aus; dies bis zum Beginn des Galgentobels. Etliche Mühlen und eine Säge belebten diesen Abschnitt. Hart vor dem Speisertor erhob sich die städtische „Muesmühle“, deren einstiges Vorhandensein zu dem entstellten Namen Moosbrückstrasse Anlass gab.

Die Entwicklung der Textilindustrie im 19. Jahrhundert rief der Entstehung⁷⁰ etlicher Fabriken an der Steinach. Hier seien bloss erwähnt die Rieterschen Spinnereien und die Maschinenfabrik von Michael Weniger.

Heute nützen immer noch eine grössere Reihe verschiedenartiger Etablissements die Wasserkkräfte der Steinach^{80a} aus.

Bis zum Mühletobel sind die Baumwollspinnerei St. Georgen und die Maestranifabrik die wichtigsten Anlagen. Im Mühletobel beginnt die Reihe der Ausnützungsanlagen mit der Zwirnerei Wyler. Ihr folgen die Teigwarenfabrik Eiermann, die Zwirnerei Wild, die Galvanisieranstalt Stöcklin, die feinmechanische Werkstätte Haager, die Appretur Bächtiger und die Holzfabrik Capol. An der Ausflusstelle der Steinach gegen das Steinachtobel nützen schliesslich die Ziegelei Schmidheiny und die Sägerei Rehkate & Fisch das Steinachwasser weiter aus.

Da die Steinach mit ihren Zuflüssen ein kleines Einzugsgebiet besitzt (bis zum Mühletobel sind es bloss 6—7 km²) und zudem eine recht ungleiche Wasserführung aufweist, schuf man im Quellsammelgebiet zwei künstliche Staubecken. Schon 1823 erstand im Steinachtal zwischen Unterkapf und Loch der Weniger-Weiher. Die Stauanlage ist ein Werk des Fabrikanten Michael Weniger. Das Becken hat ein Fassungsvermögen⁷⁰ von 208,000 m³ bei einer Fläche von 4—5 ha. Der Wassersammler lieferte ursprünglich Zuschüsse an 14 Mühlen, 3 Spinnereien, 5 Sägen, 6 Appreturen, 2 Schleifmühlen, 2 Bleichereien und 3 mechanische Werkstätten.

1836 kam es zur Erstellung des Rütiweiher. Er sammelt besonders das Wasser des Rüti- und des Nottenbaches. Nach der Fläche ist er wesentlich kleiner als der Weniger-Weiher. Doch steht zufolge grösserer Tiefe der kubische Inhalt (177,000 m³) nicht wesentlich hinter dem ältern Staubecken zurück.

Im Jahre 1888 wurde von einer Wasser-Korporationsgesellschaft ein Reglement^{80a} aufgestellt, wonach der Rütiweiher als Gebrauchs-

reservoir, der Weniger-Weiher dagegen als Notreservoir zu dienen hat. Diese Bestimmung steht heute noch in Kraft.

Nach starken Regengüssen schwillt die Steinach oft wildbachartig an. Heftige Ueberschwemmungen, wobei Häuser, Mühlen und Stadel weggerissen wurden und auch Personen umkamen, sind gemeldet aus den Jahren 1478, 1552, 1774 und 1846. Sowohl die Steinach wie ihre Zuflüsse reissen viel Gerölle mit, unterwühlen das Ufer und zerstören die Wälder und Wiesen. Durch Spalten sickert das Wasser auch wohl in die Erde, löst diese auf und erzeugt dadurch oft Rutschungen.

Einen ehemals offenen Zufluss der Steinach bildete im Altstadtgebiet der *Iren-* oder *Irabach*. Dieser kam vom südwestlichen Berghang und durchquerte den Talboden bis zur Altstadt.

Von der Hochwacht her ergoss sich der *Ruckhaldenbach* in den Iralauf. Vereint zogen schliesslich beide durch das Kugelmoos, d. h. durch das heutige Leonhardquartier, ferner durch die jetzige Kornhaus- und Poststrasse zum Löchlibad, von da über den Brühl und schliesslich in die Steinach. Beim Löchlibad mündete ursprünglich der schon 926 angelegte Stadtbach in den Irabach (Bdm., S. 273). Nach Einbezug der Iravorstadt wurden der Stadtgraben und Irabach vom Löchlibad an bis zum Brühlthor mit Ausnahme eines kleinen Stückes überwölbt. Erst daraufhin entstanden die Metzg, das Kornhaus und der Rindermarkt. Durch diese Umgestaltung konnte die Brücke abgerissen werden, die einst vom Markttor über den Stadtgraben führte. Vom Brühlthor an leitete man den Irabach schliesslich durch den Burggraben wieder in die Steinach.

Eine genaue Beschreibung des Irabachs nach seinem frühern Verlauf im eigentlichen Stadtgebiet liess sich bis jetzt nicht finden. In den Baudenkmalern findet sich Seite 273 folgender Passus: „Beim Löchlibad wurde der von St. Leonhard herfliessende Irabach in den Stadtbach geleitet. Ursprünglich floss er über den Bohl, die Goliathgasse hinunter zum spätern Platztor und von da dem Brühl und der Brühlbleiche entlang und vereinigte sich in der Gegend der Silberstrecke mit der Steinach.“ Erst nach der Verschmelzung von Ober- und Unterstadt sei durch künstlichen Einfluss der direkte Weg vom Bohl zum Brühlthor gegen die Speiservorstadt für den Irabach gewählt worden. „Daneben liess man den alten Lauf des Baches etwa von der Gegend des Rathauses weg die spätere Goliathgasse hinter dem Katharinenkloster hinunter zum Bletz und weiter bis zur Einmündung in die Steinach unterhalb der Brühlbleiche als „Schwärzebach“ bestehen, und verband ihn durch einen Kanal über das Bohl mit dem neuen Lauf.“ Diese Darstellung mag richtig sein. Doch ist es nicht ausgeschlossen, dass der Irabach einen Parallelbach im Schwärzebach besass, der gesondert in die Steinach floss.

Heute ist der Irabach, der den grössern Teil der Altstadt, sowie das westliche Territorium zwischen der Rosenbergstrasse einerseits

und dem südlichen Höhenkamm der Berneck anderseits einnimmt, überwölbt. Vom ehemaligen Brühltor geht seit 1906 eine neue Führung des „unterirdischen“ Gewässers direkt nach Osten, um in der Gegend des „Bierhof“ in die ebenfalls überwölbt Steinach zu führen. Der alte Lauf vom Brühltor gegen das Speisertor hin dient nur mehr als Entlastungskanal. Das gesamte Einzugsgebiet des Irabachs beträgt 140 ha.

In der städtischen Kanalisationsanlage besteht ein S c h w ä r z e b a c h -Kanal mit einem Einzugsgebiet von 113 ha. Er entspringt am westlichen Ausläufer des Rosenbergs unweit der Wasserscheide bei der Kantine. Der Wasserlauf folgt dem Rosenbergfuss bis zur Verkehrsschule. Von da zieht er gegen den Bohl zur Goliathgasse, nachher zur St. Jakobstrasse, der Hadwigschule, weiter an die Notkerstrasse. Schliesslich mündet der Kanal unter der Steinachstrasse in die Steinach. Der gesamte Lauf ist überwölbt und dient der Schwemmkanalisation. Es ist nach der Geländegestaltung nicht ausgeschlossen, dass dieser heute künstliche Sammelkanal des südöstlichen Rosenbergs einst, als wirklicher Bach neben dem Irabach bestand und seine besondere Mündung in die Steinach besass. In diesem Falle wäre die Identifizierung von Irabach und Schwärzebach unrichtig. Es ist indes auch möglich, dass der Schwärzebach direkt östlich der Stadt in den Irabach mündete und zusammen mit diesem hernach in die Steinach wanderte. Nach dem Plan von Vogtherr (1545) scheint ein Bach von der Rosenbergseite westlich des Scheibenertors in den Irabach zu münden. Leider ist aber nicht zu unterscheiden, ob dies eine künstliche Anlage für die Bleiche war. Vielleicht vermögen uns die Historiker über die ursprünglichen Wasserläufe weitere Aufschlüsse zu vermitteln. Die Frage verdient weiter verfolgt zu werden.

Ausser den genannten Bächen ist in den Urkunden oft die Rede von S t a d t b ä c h e n.

Vadian¹⁰³ berichtet, dass die Bürgerschaft anno 1384 im untern Mühltobel einen steinernen Kanal in die Nagelfluhfelsen der Steinach gebrochen hatte. Dadurch wurde das Flusswasser einerseits den untern Mühlen und anderseits der „Wetti“ (auf der Südseite des Gallusplatzes), sowie den Häusern beim „Loch“ zugeleitet. Die „Wetti“ stellte einen Sammelkasten für Brauchwasser dar (vgl. Urkundenbuch I/77 S. 80, Anhang.) Der Weiher diente als Pferdeschwemme, „doch sollen darin auch Kindsmörderinnen und andere Missetäter geschwemmt worden sein“ (Bdm., S. 31 und 44).

Der Wettiweiher gab Wasser an verschiedene Stadtbäche ab. Ein Hauptarm ging von der „Wetti“ über den Gallusplatz durch die Schmiedgasse zur Speisergasse, von da zum Speisertor und schliesslich in die Steinach. Streckenweise bildete dieser Graben die Grenze zwischen dem Kloster und der Stadt. Dieser eigentliche Stadtbach gab gegen Norden zu eine Reihe von Seitenkanälen ab, die sich wiederum gliederten und derart ein ganzes Netz von Wasserrinnen

bildeten. Im Stadtplan von Melchior Frank (1596) gewahren wir diese Rinnen deutlich. Sie waren offen, zogen fast durch alle Gassen und flossen schliesslich durch den Irabach wieder der Steinach zu. Eine dieser Rinnen zog frühzeitig in den westlichen Stadtgraben und vereinigte sich alsdann beim Löchlibad mit dem Irabach.

Die vielen offenen Wasserrinnen im Stadtbild (wie solche z. B. in Freiburg i. Br. und andernorts heute noch bestehen), standen in enger Beziehung zum häuslichen und wirtschaftlichen Leben der Bevölkerung. Auf alten Plänen sind sie darum meistens eingezeichnet. Sie dienten zum Waschen und Reinigen, ferner den Webern und Gerbern für gewerbliche Zwecke und füglich auch als Abzugsgräben.

Die offenen Kanäle sind verschwunden. An deren Stelle traten geschlossene, unterirdische Schwemmkanäle. Aus hygienischen und baunutzlichen Gründen sind diese, wie die Wasserleitungen, zugedeckt. Selbst der einst so wichtige „Wettiweiher“ ist aus dem Stadtbild verschwunden. Mit der Einführung der Schwemmkanalisation kam auch die Ueberleitung von Steinachwasser in den Irabach in Wegfall. Durch einen Leerlauf gibt der alte Gewerbekanal (Felsenbrücke Steinach bis Wettiweiher) sein Wasser nach kurzem Lauf wieder an die Steinach ab.

Neben den genannten Bächen sind ausserhalb der Stadt, doch im Gebiete der 4 Kreuze, noch einige wenige, kleine Wasserlein zu nennen. Vom Totenweiher und Steingrübli zog der Buchwaldbach über die Rorschacherstrasse in die Steinach (unweit der Lindentalstrasse). Nahe dabei mündete ein Bächlein, das vom Apfelberg herkam.

Im Oberflächenbild traten all die erwähnten Gewässer innerhalb des alten Stadtgebietes sichtbar in Erscheinung. Doch bei weitem nicht wie in Zürich die Limmat und Sihl, oder in Schaffhausen und Basel der Rhein usw. Ebenso vermochten unsere Bäche innerhalb der alten Stadtgemeinde nur Kleinformen zu erzeugen, wie z. B. einzelne Schluchten, Bachschuttkegel u. dergl. m. Das beschränkte Einzugsgebiet, der kurze Lauf und die geringe Wassermenge minderten die vorhandenen Rinnen in ihrer morphologischen Bedeutung herab. Anders die Flüsse der weitem Umgebung.

Das grösste Gewässer ausserhalb der Altstadt ist die Sitter. Mit ihrer 1½—4 Kilometer weiten Entfernung von der Altstadt spielte sie hydrographisch und wirtschaftlich für das mittelalterliche St. Gallen freilich nur eine untergeordnete Rolle. Wohl entstand zur Blütezeit der Leinenindustrie eine Walke an der Sitter. Und wohl befinden sich heute bei Kräzern und bei Spiesegg einige Fabrikanlagen, die die Wasserkräfte ausnützen. Ihre Hauptbedeutung aber hatten die Sitter, dann die benachbarte Urnäsch, der Wattbach, der Rotbach und die Goldach* für die Morphologie (grosse Tobel) und den Verkehr.

* Die Goldach hat mit einzelnen Nebenbächen der Steinach streckenweise das Einzugsgebiet abgegraben.

Diese verkehrshemmenden Wasserläufe mit ihren tiefen T o b e l n wurden, abgesehen von der Steinach, verhältnismässig spät überbrückt. Viel früher bestanden Brücken über die Stadtbäche. Von der alten Zugbrücke über den Irabach beim Markttor ist schon an anderer Stelle berichtet worden. Neben ihr gab es bei den meisten Stadttoren Brücken.

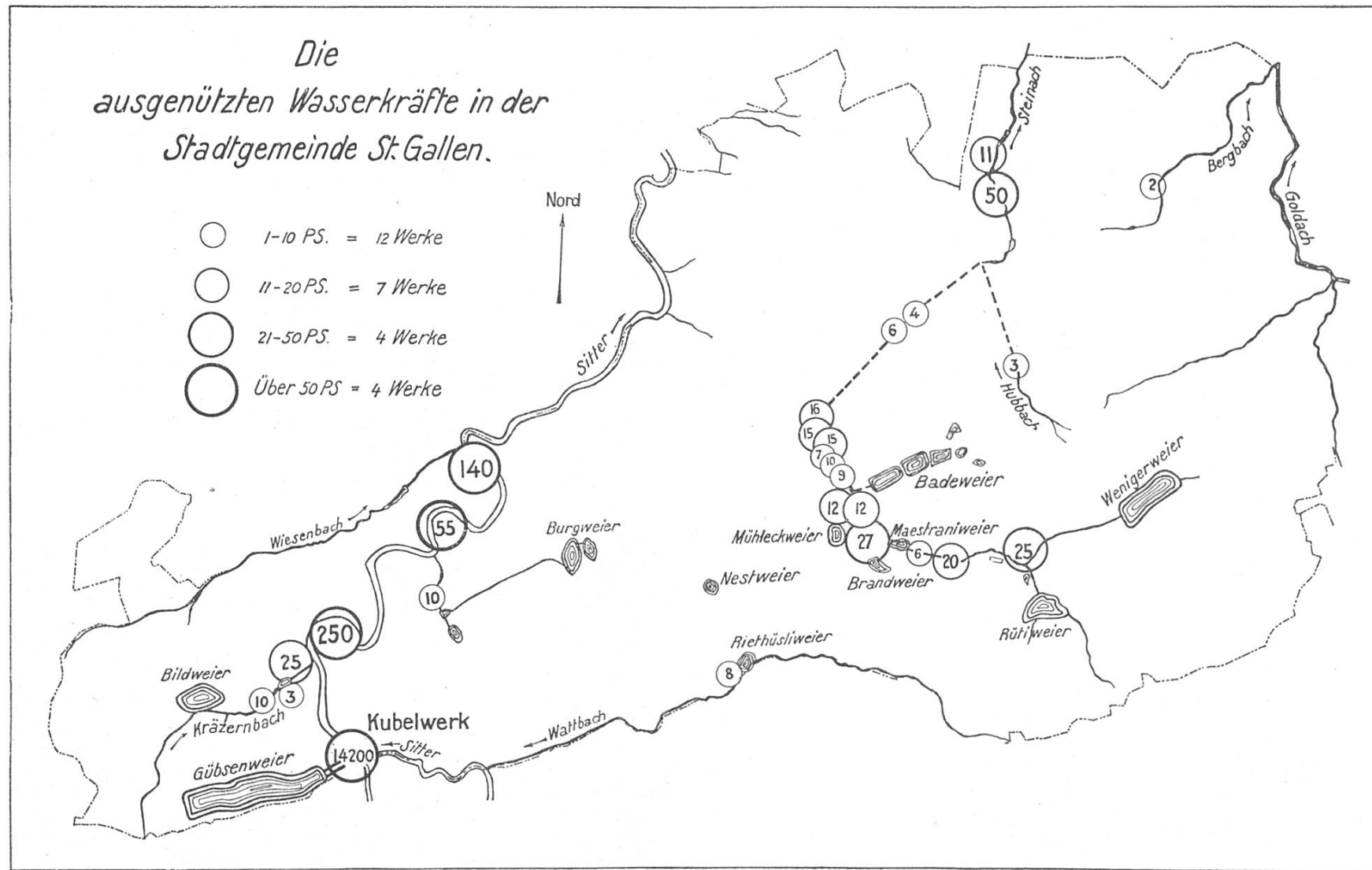
Ausser den fliessenden Gewässern bestand im Gebiet der jetzigen Engalgasse einst das Hopsgermoos und westlich des Multer- und Scheibenertors gegen St. Leonhard das Kugelmoos. Die Bezeichnung Kugelmoos ist selbst im Plan von Zuber (1835) noch eingetragen. Im heutigen Stadtbild sind zu nennen das Espenmoos, das nunmehr entsumpft, zum Sportsplatz geworden ist. Ein weiteres Moor, das zum Teil einen Eisplatz darstellt, findet sich zwischen Bruggen und Vonwil. Auf jenem Gebiet stand lange Zeit eine Ziegelhütte. Der Orts- und Flurname Lachen deutet ebenfalls auf ein einstiges Moor hin. Nördlich Bild hat die heutige Stadtgemeinde schliesslich Anteil am Abtwiler Moor.

An Weihern sind, ausser den genannten, künstlichen Anlagen im obern Steinachgebiet, die heutigen Badeweiher auf Dreilinden zu erwähnen. Letztere bildeten ehemals Fischteiche des Klosters. 1608—10 wurden sie von der Stadt ausgebaut, um die Versorgung der Bleichen und teilweise auch der Brunnen und Stadtgräben (für Löschzwecke)^{91 a} sicherzustellen. Heute speisen die Badeweiher einige Hydrantenanlagen am Harfenberg, den Mühleckweiher und den Reservekasten der Drahtseilbahn. Ueberschüsse fliessen bei der „Bitzi“ in die Steinach.

Weitere Weiher liegen im Einschnitt von St. Georgen. Da ist der Mühleckweiher. Er wird gespiesen durch Grund- und Badeweiherwasser, das zum Hauptbahnhof übergeleitet wird. Wasserüberschüsse fliessen aus dem Becken in die Steinach. — Südlich St. Georgen begegnen wir dem Drahtseilbahnweiher, der seine Speisung aus dem Brandbach erhält. Dieses Wasser fliesst direkt zur Drahtseilbahn. — Der Weiher der Maestranifabrik schliesslich wird durch die Steinach genährt.

Der grösste künstliche Weiher in der Umgebung der Stadt ist der Gübsenweiher, der, von der Urnäsch und Sitter gespiesen, sein Wasser ans Elektrizitätswerk im Kubel abgibt. — Nennenswert sind schliesslich im heutigen Stadtbild die Weiher im Riethüsli und „Nest“, die zwei Burg- und der Friedhofweiher bei Bruggen, der Weiher im Bild, sowie das Steinachstaubecken östlich des Bahnhofs St. Fiden. Diese Becken alle, mit Ausnahme des Nestweihers, liefern ausgenützte Wasserkräfte. Solche werden jedoch in erhöhtem Masse an der Sitter und an der Steinach gewonnen, was aus unserm Wasserkraftkärtchen klar ersichtlich ist.

Die Neuzeit hat die Spuren der städtischen Gräben und Bäche stark verwischt. Vom Irabach und dem Stadtgraben ist an der Erdoberfläche keine Spur mehr zu sehen. Alles ist zugedeckt, überwölbt,



37. Abbildung.

abgetragen oder ausgefüllt. Ebenso sind das Kugel- und das Hopsgermoos verschwunden. Die Steinach ist seit 1903 vom untern Ende der Drahtseilbahn bis St. Fiden überwölbt, so dass das Flüsschen im eigentlichen Stadtgebiet nur noch bis zum Kloster und von St. Fiden an im Galgentobel wieder sichtbar ist.

Die Wasserversorgung der Stadt.

Das Problem der Wasserversorgung und -Ableitung muss in der mittelalterlichen Stadt manche Sorgen bereitet haben. Anfänglich trank man zweifellos nur Bachwasser und das Wasser offener Quellen. Da man aber durch Abfälle und gewerbliche Tätigkeit die Bäche vielfach verunreinigte, entstanden oft epidemische Krankheiten.

Im 15. Jahrhundert begann man besonders in Deutschland mit dem Bau gemeinsamer Wasserleitungen. Anfänglich verwendete man dabei hölzerne Wasserleitungsröhren. Am Bodensee war Ueberlingen eine der ersten Städte, die eine derartige Leitung einführten. Bald ersetzte man übrigens die Holzzröhren durch Steinröhren.

In St. Gallen erfolgte die Erstellung der ersten grossen Wasserleitung anno 1471. In diesem Jahre liess Abt Ulrich gemeinsam mit der Stadt das Wasser auf Hofstetten und im St. Leonhardhölzli fassen und mit hölzernen Teucheln bis zum „Loch“ führen, wo sich ein Teilstock befand.²³ Für gewerbliche Zwecke brauchte man stetsfort noch das Bach- und Weiherwasser.

Frühe nützte man das Quellwasser der nahen Hänge, das in weit mehr öffentlichen Brunnen geschöpft werden konnte als jetzt. Dies dokumentiert deutlich der Frank'sche Plan, der Brunnen an der Speisergasse, auf dem Bohl, Rindermarkt, Marktplatz usw. angibt. Manche dieser Brunnen bildeten einen wunderbaren Schmuck der Altstadt. Zu diesen öffentlichen Wasserspendern gesellten sich die vielen privaten Sodbrunnen in den Höfen. Noch 1868 existierten übrigens in der Altstadt und deren nächster Umgebung 72 öffentliche und 140 Privatbrunnen.

Im letzten Jahrhundert, besonders in der 2. Hälfte, kam mit der Stadtvergrösserung auch eine erweiterte Quellfassung und Wasserversorgung. Die Stadt bezog dabei ein gutes Wasser aus dem Notkerseggerwald, ferner aus den Schlümpf'schen Wiesen (nahe Notkersegg), vom Scheitlinsbüchel, Vogelherd, von der Solitüde und der Menzlenhöhe, von Wylen, vom Ruckhaldenbach, von der Steinachklus, den Dreilinden, vom Brunnenberg, Linsebühl, von St. Gallenbrunn, der Davidsbleiche⁹² usw. Mit der zunehmenden Vergrösserung der Stadt genügten jedoch diese Quellen nicht mehr, den Bedarf zu stillen. Deshalb sah sich die Stadt zum Bau einer grossen, neuen Trinkwasser-Anlage gezwungen.

Nachdem in Zürich schon seit 1884 das Seewasser ausgenützt wurde, erstellte St. Gallen 1894 ein grosses Pumpwerk zwischen Rorschach und Horn, um den Mangel an Quellwasser im Stadtgebiet zu beheben. Das Werk entnimmt sein Wasser bei Ried dem See in einer Uferentfernung von 410 m und einer Tiefe von 48 m. Die Leitungstrecke bis zur Stadt beträgt vom Pumpwerk an 9,7 km.

Grosse Sandfilter klären das Wasser und gewaltige Kolbenpumpen entnehmen dem See täglich 6—12,000 Kubikmeter Wasser. Nach St. Gallen haben Romanshorn 1894, Arbon 1906 und verschiedene andere Bodenseeorte ihren Wasserbedarf teilweise mit Seewasser ergänzt.⁶⁶

Dem Pumpwerk bei Horn folgte später auch eine geregelte Wegführung des Abwassers durch die Erstellung einer Schwemmkanalisation.

Diese Anlagen nehmen in erster Linie alles Schmutz- und Abwasser, dann aber auch das Sturzwasser auf. Die Klärung des Abwassers erfolgt darnach in einer grossen Reinigungsanstalt bei Hofen. Aus dem Abwasser wird die ansehnliche Wasserkraft des Sammelweihers gewonnen, die zur Spitzendeckung des städtischen Elektrizitätswerkes Verwendung findet. Die musterhafte Einrichtung,⁵⁹ die rund 5 Millionen Franken kostete, kam 1916 in der Hauptsache zur Vollendung.

7. Die wirtschaftlichen Verhältnisse St. Gallens.

A. Die Beziehungen der Stadt zu ihrer Umgebung.

In unsern wirtschaftsgeographischen Betrachtungen, die mangels statistischer Grundlagen keineswegs den Anspruch auf Vollständigkeit erheben, lag uns hauptsächlich daran, in groben Zügen zu untersuchen, inwieweit die einzelnen Wirtschaftsfaktoren von der Natur beeinflusst wurden. Ferner sollte festgestellt sein, wie die Stadt auf die umgebende Landschaft in kulturproduktiver, materieller und ideeller Eigenart einwirkte; umgekehrt, wie die Stadt vom umgebenden Hinterland allzeit abhängig war.

Im Abschnitt über die Oberflächengestalt ist dargelegt, dass St. Gallen an der Grenze zwischen den Voralpen und dem schweizerischen Mittelland liege. Dementsprechend gewahren wir im Süden der Stadt neben zahlreichen Wäldern saftig grüne Wiesen und Weiden, in denen eine intensive Viehzucht und Milchwirtschaft (zum Teil als Alpwirtschaft) betrieben wird. Gegen Norden und im Rheintal finden wir ausser der Graswirtschaft und Viehzucht einen intensiven Obst- und Gemüsebau, ferner Reben und zum Teil auch Ackerland. Bodenschätze von nennenswerter Bedeutung fehlen sowohl dem Gebiet der Stadtgemeinde als auch deren Umgebung.

Inmitten dieses ausgedehnten landwirtschaftlichen Produktionsgebietes bildete die Stadt frühe ein Marktzentrum. Dem gegenseitigen

Austausch städtisch-gewerblicher Erzeugnisse mit denen des Landes verdankte der Ort zunächst seine erhöhte Bedeutung. St. Gallen lag dabei zu seinem umgebenden Wirtschaftsgebiet ähnlich günstig, wie manche Höfe im Zentrum ihres arrondierten Gutes. Im Laufe der Zeit gesellten sich zum Austausch der gegenseitigen Erzeugnisse die Produktion und der Handel mit Leinwand, wodurch St. Gallen zur Industriestadt wurde.

Im allgemeinen ist das Hinterland einer Stadt bei gleichbleibenden Bedingungen umso wertvoller, je grösser, fruchtbarer und zugänglicher es ist. Stadt und Hinterland können sich gegenseitig umso mehr nützen, je besser die gegenseitigen Verkehrsbedingungen sind. Verkehr erzeugt Wirtschaft und umgekehrt.

Ein Kriterium für die Produktionskraft und die Absatzverhältnisse des Hinterlandes, wie der Stadt, finden wir in der Dichte der Bevölkerung. Diese ist in weiter Umgebung für das voralpine, st. gallisch-appenzellische Hochland aussergewöhnlich stark; zählte doch der Kanton St. Gallen anno 1920 pro km² 147 Einwohner¹⁰², Appenzell A.-Rh. in einer Höhe von 600—1000 m sogar 228 Einwohner, der Thurgau deren 135. Nach Bezirken¹⁶ ergaben sich folgende Ziffern: St. Gallen (mit Muolen, Häggenschwil und Wittenbach) 1051 Einwohner pro km², Gossau im Westen zählte 188 und Rorschach im Osten 323 Einwohner. Im Thurgau hat der Bezirk Bischofszell 205 Einwohner auf den km², Arbon (inklusive Seefläche 152 Einwohner) exklusive Seefläche deren 362. In Ausser-Rhoden zählten der Bezirk Hinterland mit Herisau 186, der Mittellandbezirk (mit Teufen, Speicher) 238 und der Vorderlandbezirk mit Heiden-Wald 338 Einwohner pro km².

Nicht unwichtig für die Entwicklung und wirtschaftliche Herrschaft einer Stadt sind weiter das Vorhandensein und die Entfernung anderer Städte und Flecken. Die grössten Nachbarstädte St. Gallens sind: Zürich in einer Entfernung von 63 km (Luftdistanz), Schaffhausen mit 63 km, Konstanz mit 30 und Winterthur mit 50 km. Alle diese Städte sind älter als St. Gallen. Doch übertrifft heute nur Zürich unsere Stadt an Grösse.

Die kleinern Städtchen der nächsten Umgebung haben sich mit wenigen Ausnahmen erst nach St. Gallen zu wirklichen Städtchen entwickelt. Die meisten von ihnen waren zur Förderung ihres Gedeihens sehr bemüht, ihre Interessensphären auf ein möglichst grosses Gebiet auszudehnen. Das hatte zur Folge, dass sich diese Gebiete bald berührten. Die Stellung der Kleinstädte wurde aber wirtschaftlich nie überragend. Die meisten blieben lokale Marktstädtchen. Wohl versuchten einige davon, besonders zur Zeit der Leinwandindustrie, mit der Stadt zu konkurrieren (Arbon, Wil), doch ohne nachhaltigen Erfolg.

Heute besteht dieser wirtschaftliche Wettstreit nicht mehr. Dagegen trachten die meisten dieser Siedelungen insbesondere durch

Bahnen möglichst grosse Verkehrsvorteile zu erringen, wodurch es zu gelegentlichen Reibereien kommt. (Wettstreit der St. Galler und Thurgauer Bahnlinie, Bau der Ruppenbahn!) Der Erfolg bei solchen Bestrebungen ist abhängig von der natürlichen Gunst der Verkehrslage. Je reichlicher Verkehrswege in einem Ort zusammentreffen, umso eher bietet sich die Möglichkeit einer erhöhten Entwicklung und einer Vergrösserung des Einflussgebietes. St. Gallen hat z. B. durch den Bau der Bodensee-Toggenburgbahn das Gebiet des obern Thurgaus, sowie das Toggenburg und verschiedene Teile Ausserrhodens fester an sich gekettet.

Oft greifen die Einflussgebiete verschiedener Städte übereinander, anderorts sind sie ziemlich klar abgegrenzt. Von Einfluss sind dabei selbstredend auch die natürlichen und politischen Grenzen. Konstanz konnte sich just wegen der politischen Absperrung gegen die Schweizerseite nicht entwickeln. Doch übt es trotzdem weit in den Thurgau seinen wirtschaftlichen Einfluss aus (Messen). St. Gallen reicht ebenso mit seinem Stickereieinzugsgebiet über die Landesgrenze hinaus, ins Vorarlberg.

Fasst man den Bewohner der Stadt als Kulturproduzenten, den Landbewohner als Naturproduzenten auf (mit Wiesen, Vieh, Garten, Wald), so kann man bei der Stadt ringsum eine kulturelle Beeinflussung feststellen. Bei einer grössern Stadt reicht diese vielfach recht weit, in der Regel bis zum Interessenkreis der nächst grössern Stadt. In St. Gallen deckt sich dieser Einfluss auf die Landschaft ungefähr mit dem Einzugsgebiet ihrer vorherrschenden Industrie. Beide Appenzell, das Toggenburg, der hintere, mittlere und obere Thurgau, das Rheintal und teilweise das Vorarlberg gehören in diese Zone hinein.

Ein interessantes Bild der Reichweite des kulturproduktiven Einflusses auf die Landschaft ergibt sich aus der Feststellung der gelösten *Abonnementsfahrkarten* aus der Umgegend nach der Stadt. Wir haben diese Feststellung zwar bloss für die Stationen der Schweizer Bundesbahnen an der Strecke Winterthur-Rorschach und Arbon-St. Margrethen aufgenommen. Diese Angaben genügen indes für unsere Zwecke, indem sie ein gutes Bild der städtischen Einflusszone vermitteln. Ausgegangen wurde bei der Abgrenzung des Gebietes von der Idee, festzustellen, von wie weit her aus der Umgegend die Bewohner herkommen zur Arbeit in der Stadt oder zum Besuch von Schulen u. dgl. m.

Wir ersehen aus der Zusammenstellung deutlich, dass mit der Entfernung von der Stadt die Zahl der nach ihr gelösten Abonnemente abnimmt. Auffallend ist das Ineinandergreifen der zwei Stadtzonen St. Gallen und Winterthur auf der Bahnstrecke zwischen diesen beiden Orten.

Das Total der im Jahre 1928 nach den 4 städtischen Stationen (Stadt, Bruggen, Winkeln und St. Fiden) und in umgekehrter Richtung nach Winterthur gelösten Abonnements betrug im Jahre 1928:

Von Station	nach St. Gallen (inkl. Winkeln, Bruggen u. St. Fiden)		Von Station	nach Winterthur	
	Arbeiter- und Angest.-Abonn.	Schülerabonn.		Arbeiter- und Angest.-Abonn.	Schülerabonn.
—	—	—	St. Gallen	179	51
—	—	—	Bruggen	1	—
—	—	—	Winkeln	19	—
Gossau	3743	196	Gossau	193	32
Flawil	1241	316	Flawil	140	12
Uzwil	292	313	Uzwil	209	43
Algetshausen . .	11	8	Algetshausen . .	—	—
Schwarzenbach . .	9	4	Schwarzenbach . .	—	—
Wil	255	202	Wil	1764	157
Sirnach	23	16	Sirnach	1396	102
Eschlikon	—	—	Eschlikon	—	—
Aadorf	2	—	Aadorf	1656	192
Elgg	—	—	Elgg	125	200
Räterschen . . .	2	—	Räterschen . . .	1662	171
Winterthur . . .	12	3	—	—	—
Mörschwil	964	303			
Goldach	1117	295			
Rorschach	1260	379			
Staad	103	64			
Rheineck	242	87			
St. Margrethen . .	79	124			
Horn	42	61			
Arbon	196	151			

Für Theater und Konzerte werden im städtischen Umkreis Abonnemente gelöst bis Trogen, Gais, Waldstatt, Degersheim, Wil, Bischofszell, Amriswil, Arbon und Romanshorn.

Einen weitem Einblick in bestimmte wirtschaftliche Beziehungen der Stadt gewinnen wir aus deren Lebensmittelversorgung. Leider fehlen dafür statistische Grundlagen. Wir begnügen uns hier darum ganz kurz mit der Feststellung einiger weniger, wirtschaftlicher Tatsachen.

St. Gallen mit seinen 65,000 Einwohnern (22 % des Kantons) hat zu seinem Unterhalt ein Einzugsgebiet nötig, das weit über die Stadt, ja sogar über die Kantons- und Landesgrenzen hinaus geht.

Als Beispiel für die Lebensmittelversorgung sei die Milchlieferung herausgegriffen. Dabei sei bemerkt, dass die weiten Wiesen eine reiche Viehzucht in unmittelbarer Umgebung zeitigten. Diesem Umstand verdankt die Stadt die Vorzüge ihrer günstigen Versorgung mit Milch, Butter, Käse und Fleisch.

Die Stadt hatte in den letzten Jahren einen durchschnittlichen Milchverbrauch von 35—45,000 Liter pro Tag. Bauern aus der näch-

sten Umgebung bringen die Milch auf Karren und Fuhrwerken her. Dazu wird Milch in weiterer Entfernung von Händlern gesammelt und entweder per Bahn, Fuhrwerk oder Auto zur Stadt gebracht. Das Einzugsgebiet für die Milchversorgung der Stadt schwankt in seiner Ausdehnung. Im Sommer ist der Milchertrag höher, das Einzugsgebiet daher kleiner. Folgende Siedelungen bilden zu dieser Zeit ungefähr die Grenzen des Milch-Einzugsgebietes: Mörschwil, Uzwil, Trogen, Roggwil, Arnegg und Brunnadern. Ueberschüsse werden gelegentlich von der Stadt aus nach Stuttgart geliefert. — Vom November bis Ende Januar ist der Milchertrag kleiner, weshalb das Einzugsgebiet alsdann gewöhnlich bis Bischofszell, Muolen und Wil ausgedehnt wird.

In der Stadt geben die vereinigten Molkereien Milch, Butter und Käse ab. Wer Milch zur Stadt liefern kann, tut es. Bauern, die dies wegen zu grosser Entfernung nicht können, verbuttern oder „käsen“ die Milch. Das Einzugsgebiet für diese letztern Erzeugnisse (Butter und Käse) ist viel ausgedehnter. Alle diese Produkte kommen reichlich aus den Kantonen Appenzell, Thurgau und aus dem Rheintal.

Unvergleichlich grösser als das Einzugsgebiet für Milch ist dasjenige für Fleisch bzw. für Schlachtvieh.

Einer Zusammenstellung des städtischen Schlachthauses entnehmen wir folgende Zahlen:

1928 wurden im ganzen 33,621 Stück Vieh geschlachtet. Von diesen Tieren stammten 17,289 Stück aus dem Kanton St. Gallen, 15,061 aus den übrigen Schweizerkantonen und 1271 vom Ausland. Das eingeführte Auslandsvieh des Jahres 1928 stammte vorwiegend aus der Tschechoslovakei (727 Ochsen und 115 Schafe) und aus Ungarn (244 Ochsen und 115 Schafe).

Die geschlachteten Tiere verteilen sich nach Herkunft und Gattung folgendermassen:

Herkunft	Kanton St. Gallen	Uebrige Kantone	Ausland
1. Ochsen	180	605	971
2. Kühe und Rinder	685	883	—
3. Stiere	408	958	—
4. Kälber	6240	7984	—
5. Schweine	9618	4436	—
6. Schafe	105	185	300
7. Ziegen	23	9	—
8. Pferde	30	1	—
Total	17289	15061	1271

Auffallend klein blieb im Jahre 1928 die Zahl des ausländischen Schlachtviehs. 1913 kamen z. B. aus Frankreich 2941 Stück Grossvieh, aus Italien 1054 und Oesterreich 1662 Schafe. Die Gründe der reduzierten Zufuhr sind gegeben in erhöhten Einfuhrzöllen und der Züchtung besseren eigenen Mastviehs.

B. Die Kulturen in der Umgebung der Stadt.

Der Wald.

Die Galluszelle und das Kloster lagen ursprünglich beide in dem ausgedehnten Arbonerforst, der ein weites Gebiet umspannte. 1155 werden die Grenzen dieses Forstes, die durch Marksteine gekennzeichnet waren, folgendermassen angegeben:

Die Grenze ging „von der Ausmündung der Salmsach in den Bodensee, der Aach nach aufwärts bis Muolen, zur Steinach und bei Kräzern zur Sitter übergehend, derselben bergwärts folgend bis zum Weissbach, dann gegen den Himmelberg, über diesen bis zum Berge Sambit steigend und dem Gebirgsrücken nach hinunter an den Monstein in den Rhein, dessen Lauf folgend zum See und von da zur Salmsach“. (Näf, S. 112.)

Natürliche Lücken in diesem grossen Walde wurden gebildet durch Flüsse, Sümpfe, Moore und Weiher. Wiesenartig offene Gelände, sowie lichte Eichenwälder dienten wohl frühe als Siedelungsplätze im Walde. Künstliche Lücken schufen die Ansiedler, indem sie den Wald rodeten und dadurch Acker-, Wies- und Gartenland bekamen. Solche Rodungen geschahen vereinzelt zwar schon zur Zeit der Kelten und Römer vom See an aufwärts gegen das Appenzellerland. Die erste intensivere Rodung dürfte indes ins 4. und 5. Jahrhundert fallen, also in die Zeit der allemannischen Einwanderung. Allerdings bewirkten das Gotteshaus und die spätere Stadt, insbesondere vom 8.—18. Jahrhundert vielfache Rodungen und Neubrüche. Dadurch entstanden im alten Forste zahlreiche Höfe und Weiler.

Die Rodung geschah durch Niederlegen oder durch Abbrennen der Wälder. Zahlreiche Orts- und Flurnamen in der Umgebung der Stadt erinnern an diese Kulturarbeit oder an das einstige Vorhandensein bestehender Wälder, z. B. Rüti, Josrüti, Schwendi, Brand, Birt (Birüti), Holz, Ahorn, Speicherschwendi, Tannenberg, Hummelwald, Waldstatt, Eichberg, Eichholz usw. Trotz all der vielen Rodungen, die der Klostergründung folgten, bildete der Wald stetsfort noch die Hauptbedeckung des Bodens.

Frühzeitig trafen die Siedler eine Auswahl des Bodens bei ihrer Rodung. Ebene, fruchtbare, sonnige Plätze in günstiger und geschützter Lage wurden steilen, schattigen und magern Bodenpartien vorgezogen. Dieses Prinzip der Rodung hat sich im allgemeinen bis heute erhalten. Immer noch sehen wir den Wald vornehmlich auf steilen, schattigen und magern Boden- oder auf exponierten Höhenzügen.

Stets war der Wald von hohem Wert als Holzlieferant (Bau- und Brennholz), ferner wegen der Jagdtiere, Beeren, der Quellbildung und als Schutz vor Rutschungen in Steilgebieten.

Die Wälder gehörten ursprünglich entweder einer Dorf- oder Weilergenossenschaft und gingen von Generation zu Generation weiter. Dies selbst zu einer Zeit, wo anderer Kulturboden sich durch Zerstückelung längst in Einzelbesitz umwandelte. Auf diese Weise erklärt sich der Bestand mancher Gemeinde- und Bürgerwaldungen. Viele Waldgebiete sind von Gaugrafen und Edelleuten durch Schenkung oder Belehnung mitsamt weiten Landesteilen erworben worden. Ausserdem beanspruchten fränkische Könige zahlreiche, herrenlose Wälder, für welche kein bestimmtes Eigentumsrecht nachgewiesen werden konnte. Mit dem Auftauchen geistlicher und wohlthätiger Stiftungen aller Art, kamen durch die Schenkungen von Landesfürsten, reichen Edelleuten und Bürgern zahlreiche Waldgebiete an Stifte; schon Gallus erhielt auf diese Weise weite Gebiete in der Umgebung seiner Zelle, die für das spätere Kloster von unschätzbarem Werte wurden. Freilich fehlte es bei der folgenden Auswirkung der Eigentums- und Nutzungsrechte der Abtei nicht an Anfechtungen aller Art. Heftigen Streit hatte das Kloster z. B. wegen der Waldungen im Rheintal ums Jahr 890 mit dem Grafen Ulrich von Linzgau zu bestehen;⁶⁷ ebenso anno 1502 mit der Stadt wegen Forstgerechtigkeiten im Sitterwald.

Anfänglich wurde der Pflege des Waldes nicht die geringste Aufmerksamkeit gewidmet. Der grosse Holzreichtum und die Ueppigkeit aller Forste liessen die Bewohner völlig unbesorgt. Holzfrevel wurde anfänglich gar nicht geahndet. Einzig das Versetzen von Marchen wurde ernstlich bestraft. Noch verschloss man sich der Einsicht vom hohen Wert des Waldes für die Zukunft, und damit für die nachfolgenden Generationen. Mitunter schlug man den Wald auch aus Schutzgründen. 1403 wurde, wie bereits erwähnt, der Berneckabhang zur Sicherheit der Stadt kahl geschlagen. Fortan benützte man den Boden dort als Weide. Die ausgedehnten Wälder der Umgebung besaßen zu dieser Zeit noch andere wirtschaftliche Werte ausser dem Holz. Einmal war die Jagd noch äusserst ergiebig. Bären, Wildschweine, Wisent, Gemsen, Hirsche, Biber, Fischotter, Murmeltiere und viel anderes, heute aus unserer Gegend verschwundenes Wild, waren früher reichlich vertreten. Wiederum belegen Orts- und Flurnamen aller Art vielfach das Vorhandensein der obengenannten Tierarten. Abgesehen davon, dass diese Tiere wertvolle Fleischnahrung lieferten, verwendete man deren Felle und Knochen zu Kleidern, Lagerstätten, Werkzeugen u. dergl. Für die Erlegung gefährlicher Wildtiere gab die Stadt frühzeitig Prämien, wie anderseits unbefugtes Jagen als Frevel bestraft wurde. Heute ist der Ertrag, den die Jagd abwirft, recht gering. Hasen, Rehe und Füchse sind die hauptsächlichsten Jagdtiere.

Reich waren die Wälder an Beeren (Heidel-, Brom-, Him- und Erdbeeren) und Früchten aller Art, die von den Bewohnern emsig gesammelt wurden. Besonders im Schwung war das Beerensammeln

bei den Anwohnern des Tannenbergs, die ansehnliche Summen aus diesem Erwerb eingeheimst haben sollen. An Pilzen sind unsere umgebenden Wälder heute nicht mehr reich. Früher war das wohl anders.

Mit der zunehmenden Bevölkerung schwanden die Wälder mehr und mehr, so dass man diese Tatsache allmählich ernst in Erwägung zog. Zum Zwecke der Erhaltung der Wälder und des Jagdwildes stellte man öfters Wald- und Wildhüter an. Die Grafschafts- und Korporationswälder hatten sogenannte „Bannwarte“ als Aufsichtsbeamte. Solche Wälder waren von der allgemeinen Forstnützung ausgeschlossen (eingebannt). Anno 1496 setzte der Abt Gotthard mit der Gemeinde St. Bernhardzell eine Waldordnung fest, die das Reuten, Kohlenbrennen und jegliche Verwüstung des Waldes untersagte, und die feste Bestimmungen über die Benützung des Waldes enthielt. Aeltere Schutzbestimmungen reichen sogar ins 13. und 14. Jahrhundert zurück. Die Schutzbestrebungen für den Wald gingen schliesslich so weit, dass es gelegentlich zu scharfen Misshelligkeiten kam. 1580 erliessen z. B. die Appenzeller ein Verbot für das Fällen und Auswärtsführen von Holz. Dadurch wurden mehrere Stadtbürger und auch die Stadt mit ererbtem Besitz auf Appenzellerboden betroffen. Die St. Galler beschwerten sich energisch, was zur Folge hatte, dass die Appenzeller wieder einlenkten und ihr Verbot nurmehr auf verschwenderische, geldsüchtige Händler anwandten.

Das Kloster und die Appenzeller waren mit ihrem reichen Waldbesitz gut bestellt. Nicht so die Stadt, der es an genügend Wald gebrach. Zielbewusst strebte der Ort deshalb darnach, seinen Forstbestand durch Ankäufe zu erweitern. Im 16. Jahrhundert kamen von Oberberg und von Straubenzell 23, von Waldkirch 20, von Tablat 17, von Rotmonten 11, von Mörschwil 2 und von Appenzell 1 Stück Wald in Stadtbesitz. Nicht selten frevelten die äbtischen Untertanen in diesen Wäldern, besonders in St. Josephen, weshalb die Stadt strenge Bestimmungen gegen diesen Frevel erliess. Trotz ihrer Besitzerwerbungen an Wald, die sich 1738 sogar bis Olmishausen im Egnach erstreckten, blieb St. Gallen genötigt, aus Schonungsgründen grosse Holzkäufe, sowohl beim Abt, als auch bei den Appenzellern zu machen. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts erfolgten solche Käufe auch in Schwaben. Im Jahre 1687 erliess selbst das walddreiche Kloster ein Mandat des Abtes Leodegar, welches den st. gallischen Gotteshausleuten allen Verkauf des stehenden und gefällten Holzes, des Bau- und Brennholzes, bei Strafe und Ungnade untersagte. 1724 wurde dieses äbtische Verbot bestätigt und ausgedehnt.

Bei der Gründung des Kantons St. Gallen (1803) und der Klosteraufhebung nahm der Staat einen Teil der Klosterwaldungen in Besitz. Dagegen blieben die Gemeinde-, Korporations- und Privatwaldungen ungeschmälert in der Hand der alten Besitzer. Die Gemeinde St. Gallen

schuf 1819 eine neue Organisation für ihr Forstwesen und unterstellte ihre Wälder einem besondern Forstamt. Ihm fiel die Aufgabe zu, für gute Bewirtschaftung, Schutz und Förderung der Waldkultur zu sorgen. — 1857 erhielt der Kanton ein Forstgesetz, das 1877 sowie 1906 revidiert und 1925 mit weitem, neuen Verordnungen versehen wurde.

Der neuzeitliche Wald und seine Verteilung.

Unser neuzeitlicher Wald, dessen Bestand durch Gesetze geregelt ist, stellt zu etwa 80 % Nadelwald dar. In der Haupttalmulde ist er nur spärlich (Höchstwald), dagegen in nächster Nähe der Hochtalung noch in grössern Komplexen vertreten. Die bedeutenderen unter ihnen sind im politischen Stadtgebiet: Der Sitter-, Hättern-, Katzenstrebel- und Bruggwald, der Hagenbuch-, Steinegg-, Stuhlegg-, Watt-, Falken-, Bernegg-, Menzlenwald usw.

Das Kärtchen der Siedelungselemente vermittelt ein Bild der Verteilung und Ausdehnung des Waldareals in der Stadtgemeinde. Danach besitzt die politische Gemeinde in ihrem Gesamtareal von 3941 ha total 1010.78 km² Wald. Die Zahl der Waldparzellen im Stadtgemeindegebiet beträgt 443 (85 öffentliche und 358 Privatwaldungen).

Nach dem Besitz ergeben sich folgende Zahlen für das politische Gemeindegebiet:*

a) Wald der Ortsgemeinde St. Gallen	427,36 ha
Wald der Ortsgemeinde Tablat	22,98 ha
Wald der Ortsgemeinde Rotmonten	3,31 ha
b) Wald der politischen Gemeinde St. Gallen	14,04 ha
Wald der Gemeinde Speicher	3,91 ha
c) Korporationswald:	
Katholische Administration	49,35 ha
Kloster Notkersegg	22,24 ha
Bodensee-Toggenburgbahn	1,34 ha
Ortskorporation St. Josephen	1,13 ha
d) Privatwald	74,06 ha
e) Staatswald des Kantons St. Gallen	286,46 ha
f) Bundeswald (Waffenplatz und S. B. B.)	168,04 ha
	10,62 ha
	<u>Total 1010,78 ha</u>

Ausserdem besitzen an Wald in andern Gemeinden:

1. Die Ortsgemeinde St. Gallen in der

Gemeinde Wittenbach	68,60 ha
Gemeinde Gaiserwald	101,90 ha
Gemeinde Waldkirch	133,36 ha
Gemeinde Gossau	30,33 ha
Gemeinde Mogelsberg	1,55 ha
Gemeinde Teufen	25,48 ha

*] Schriftliche Mitteilung des kantonalen Oberforstamts.

2. Die politische Gemeinde besitzt in der	
Gemeinde Wittenbach	3,11 ha
Gemeinde Gaiserwald	5,40 ha

Im Kanton St. Gallen verteilt sich der Waldbesitz folgendermassen :

1. Staatswald	1149 ha
2. Gemeinde- und Korporationswald	26787 ha
3. Privatwald	17581 ha
Total	<u>45517 ha</u>

Im Total der kantonalen Waldfläche ist der Besitz ausserhalb des Kantons nicht inbegriffen.

Die räumliche Verteilung des Waldes zeigt eine ausgesprochene Anpassung an die Oberflächengestalt, ans Klima und an die Bodenart (Steilpartien, exponierte Kuppen, Schattenhänge, Magerböden).

Die charakteristischen Waldbäume unserer Gegend sind: Die Fichte oder Rottanne, die Weiss- oder Edeltanne; weniger häufig sind die Föhre oder Kiefer, die Lärche und die Eibe. An Laubbäumen sind diesen Nadelhölzern beigesellt: Buchen, Stileichen (sonniger Nordhang des Sittertobels), Bergahorn, Birken, Weisserlen, Eschen (am Schattenhang des Sittertobels bei der Walche), Ulmen, Zitterpappeln. An höhern Gesträuchern sind zu nennen die Weide, der Vogelbeerstrauch, Haselnuss, Schwarzerle, Schneeball, Holunder und wilde Rosen. — Ehemals trennten Grünhäge („Lebhäge“) als buschige, gemischte Gesträuchehecken die Güter. Aus wirtschaftlichen Gründen schwanden sie, so dass sie bald Seltenheiten darstellen. Am Ufer der Sitter finden sich eigentliche Laubholz-Auenwäldchen. Die sonnigen Hänge unserer Täler, dann die Schichtköpfe weisen mehr Laubholz auf, als die schattenhalb gelegenen Hänge. Die Mischung der Wälder tritt im Frühling während der Vegetationszeit und im Herbst beim Absterben der Blätter klar hervor. Der heutige Wald präsentiert sich nicht mehr in ursprünglicher Form. Aus vorhandenen Flur- und Ortsnamen dürfen wir darauf schliessen, dass insbesondere die Buche und die Eiche, welche letztere am Bodensee und im Rheintal besonders reich vertreten waren, auch bei uns häufiger auftraten.

Gegen Norden zu schwinden die Wälder im obern Thurgau und am Bodensee, um Wiesen und Obstbäumen Platz zu machen. Letztere bildeten in ihrer Art und ihrem Reichtum förmliche Wälder.

Der Ackerbau.

Die Selbstversorgungsinteressen und die einstigen ungünstigen Verkehrsverhältnisse geboten schon frühzeitig den Getreidebau. Soweit es möglich war, betrieb man diesen selbst im St. Galler Hoch-

tal und darüber hinaus bis ins Appenzellerland, obwohl Klima und Terrain sich für diese Bodennutzung nie besonders eigneten.

Getreidefelder, namentlich mit Spelz und Hafer, weniger mit Weizen besät, lagen im Breitfeld und auf der Südseite des Freudenbergs, ja vereinzelte kleine Streifen zogen bis zu den „Eggen“. In der Gegend von Engelburg und Tannenbergs, sowie auf der Sonnenseite des Freudenbergs hat sich der Getreidebau bis vor etwa 70 Jahren erhalten. Und dies selbst in Höhen zwischen 8—900 Metern.

Ein begehrtes Ackerbauprodukt bildete der Hafer. Aus ihm bereitete man Brot, ferner die haltbare Grütze, schliesslich auch Malz und Bier. Das Kloster hatte seine eigene Haferdörre, die Stadt dagegen liess ihren Hafer in der Muesmühle dörren. Allzeit bildeten die Getreideprodukte eine vielseitig verwendete Nahrung und auf dem Lande zudem ein wichtiges Zehntobjekt. Die Zehntscheune des Klosters in Tablat ist in anderem Zusammenhang bereits erwähnt worden.

Verschiedene Flurnamen in der Stadtgemeinde tragen die Bezeichnung „Acker“. Die Mehrzahl von ihnen dienten indes nicht als Getreideäcker, sondern als Gemüseäcker und Gärten von Stadtbürgern.

Die eigentlichen Aecker der Umgebung lieferten bei weitem nie einen genügenden Ertrag. Dieser war auch stets geringer als in den flachern und trockeneren Teilen des schweizerischen Mittellandes oder des Rheintals. Daher deckten Kloster und Stadt ihren Getreidebedarf, sowohl aus diesen Gegenden als auch aus der Kornkammer Südschwaben. Versiegte diese Quelle, dann existierten in unserer Stadt meist Not und Teuerung. Während der Hungersnot im Jahre 1771 holte man sich die Brotfrucht aus der Lombardei, wozu 460 Mann aufgeboden wurden.

Den grossen mittelalterlichen Frucht-Ankäufen verdankten sowohl die Getreidespeicher des Klosters als auch diejenigen der Stadt ihre Entstehung. Hier lagerte man die angekauften Vorräte ausser im Kornhaus in verschiedenen Stadttürmen ein. Uebrigens bestand in der Stadt während Jahrhunderten ein Kornamt.

Die Neuzeit mit ihrem hochentwickelten Verkehrswesen und ihrer Arbeitsteilung, selbst in der Landwirtschaft änderte die Verhältnisse im Getreidebau vollständig. Weil unser Gebiet in weiter Umgebung für den Getreidebau etwas zu hohe Niederschläge aufweist, ging man mehr und mehr zum Wiesenbau über. Das Lagern der Getreidepflanzen, die ungleiche Reife, das Schimmeln der Körner und andere Schädigungen treten bei zunehmender Niederschlagsmenge derart auf, dass die Rentabilität des Getreidebaues stark beeinflusst wird. Klimatisch bevorzugtere Gegenden, wie Ungarn, Rumänien, Südrussland, Kanada, die Union, Argentinien usw., werfen sich dafür umso

mehr auf den Getreidebau, der heute in unserer Landschaft sozusagen völlig verschwunden ist. Treffend sagt Schlatter: „Zwölf Jahrhunderte hat der Ackerbau in unserer Gegend gedauert, um in der Spanne eines Menschenalters völlig zu verschwinden.“

Fast gleichzeitig mit dem Getreide verschwanden auch die Hanf- und Flachspflanzen, die ehemals die wertvollen Grundstoffe für die Leinwandproduktion darstellten. Die Pflanze wurde, wie das Getreide, bis hoch ins Appenzellerland hinauf angebaut.

Vor den Toren der Stadt pflegten die Stadtbürger frühzeitig *Gemüsegärten*, in denen Spinat, Kohl, Salat und Hülsenfrüchte sich fanden. In manchen Gemüseäckern fehlten auch Runkeln und Rüben nicht.

1926 zählte die Stadt total 9,68 ha Gemüse- und Ackerland.

Heute genügt der Gemüsebau der nächsten Umgebung dem städtischen Verbrauch bei weitem nicht mehr. Aus diesem Grunde werden, abgesehen von der Zufuhr aus den Mittelmeerländern, die Gemüseprodukte in bedeutenden Quantitäten eingeführt aus der Reichenau, dem Paradies, dem obern Thurgau und dem Rheintal. In der nächsten Umgebung machte Tübach einst den Versuch zum Anbau von Gemüse im Grossen.

Die Hungersnöte von 1771 und 1816—17 hatten das Gute, der eben erst eingeführten *Kartoffel* die verdiente Verbreitung zu verschaffen. Als 1846 die Fruchtpreise gewaltig stiegen und gleichzeitig die Kartoffel durch Missernten zerstört wurde, empfand man den Mangel dieses Nahrungsmittels bereits ausserordentlich. In der Gegenwart genügt die Produktion der nächsten Umgebung dem Verbrauch ebenso wenig wie die Gemüseerzeugung. In grossen Mengen werden daher die Feldfrüchte eingeführt aus dem Rheintal, Thurgau, Schaffhausen und aus Südschwaben.

Der Obstbau.

Die hohe Lage unseres Stadtgebietes bringt es mit sich, dass der Obstbau hier zurücktritt gegenüber den tiefer gelegenen und fruchtbaren Gebieten des Thurgaus und des Rheintals. Trotzdem fehlt die Obstkultur in unserer Gegend ebenso wenig, wie im nahen Appenzellerland. Leider beeinträchtigen jedoch die Ungunst der Witterung und die Winde die Erträge recht oft.

Der Obstbau ist wie der Gartenbau offenbar ein Geschenk der Römer, was manche Baum- und Früchtenamen beweisen. Dass unser Kloster die Kultur des Obstes gerne pflegte, ist begreiflich. In seinen Gärten und auf den Höfen der Umgebung kannte man schon im 9. Jahrhundert Aepfel-, Birnen-, Pflaumen-, Walnuss-, Quitten-, Pfirsich- und manch andere Bäume. Obst und Nüsse bildeten auch Zehntobjekte.

Die Einfuhr von Obst nach der Stadt ist alt. Die Früchte genoss man frühe schon in frischem, gedörrtem und gekochtem Zustande. Das Dörren ist zurückgegangen. Dagegen hat die Konservierung der Früchte in anderer Form zugenommen (Sterilisierung, eingemachte Früchte). Im Herbst gelangen massenhaft Äpfel, Birnen und andere Früchte auf den St. Galler Markt. Aus dem Obst wird Most und Saft (Obstwein) gewonnen, der in manchen Haushaltungen ein beliebtes Getränk bildet. In neuerer Zeit wird der Obstwein als alkoholfreies Süssgetränk immer häufiger erzeugt. Aus den benachbarten Mostereigesellschaften Wittenbach, Horn, Egnach usw. gelangen diese Getränke häufig in die Stadt.

Der Rebbau.

Infolge der Höhenlage und der rauhen klimatischen Verhältnisse war der Rebbau im Steinachhochtal kaum möglich.* Dagegen lagerte am Nord- und Ostfuss (Thurgau und Rheintal) ein Kranz von Reben um das St. Galler Hochland. Aus diesen Gebieten bezog zunächst das Kloster seinen Messwein, sowie den Wein für den Eigengebrauch und die vielen Gäste, wodurch das Stift den Rebbau förderte. Frühzeitig sicherte sich das Kloster eigene Weinberge. Urkundlich vernehmen wir von Reben⁹³ bei Romanshorn aus dem Jahre 779; 827 von solchen in Berg-Roggwil, 829 von Kesswil, 830 von Bottighofen, 865 von Landschlacht. Schon 892 soll das Kloster Reben besessen haben in Berneck, bald darauf auch in Goldach (Flurname: Goldachreben), Steinach, Untereggen, Thal und Tübach (Flurname: In den Reben). Weiter hören wir von Rebpflanzungen in Wangs und Grabs 841, in Aadorf 894, in Roggwil 1229, Zuzwil 1260, Hagenwil 1264, Rorschach 1300, Sonnenberg 1316, Bettwiesen 1321, Wil 1350. Im südlichen Kantonsteil fand der Rebbau Pflege in Sargans, Wallenstadt, Rapperswil usw. Einzelne dieser Orte treiben heute noch Weinbau, so dass er sich hier zum Teil wohl über 1000 Jahre behauptet. In andern Gegenden hat der Rebbau aufgehört. In der Nähe der Stadt versuchte man die Reben selbst bei Hafnersberg und am Tannenberg anzupflanzen, jedoch mit schlechtem Erfolg. Berühmt waren dafür als gute Weine derjenige von Berneck, Altstätten (Forstwein) und der Buchberger.

Als der Verkehr noch wenig entwickelt und Gotthard und Arlberg noch nicht durchbohrt waren, beschränkte sich die Weineinfuhr von aussen auf ein Minimum. Die inländischen Weine standen hoch im Preise und förderten die Ausdehnung des Rebbaus.

Wie das Kloster, so bezogen auch die Stadt und deren Spital ihre Weine aus dem benachbarten Thurgau, aus dem Rheintal und von Schaffhausen. Von 1334 an verlangte die Stadt ein Umgeld für allen

* Eine kleine Weinberganlage soll es — abgesehen von Spalieranlagen — früher immerhin am Spitalerberg (jetzt Blumenberg) gegeben haben.⁹⁴

in ihren Gerichten ausgeschenkten Wein. Es darf wohl behauptet werden, dass der Rebbau im Rheintal und Thurgau durch den Weinverbrauch in der Stadt, im Toggenburg und im Appenzellerland indirekt gefördert wurde. Die guten Preise, die man zahlte, lockten im Thurgau zeitweise zu übersteigter Rebkultur. Nicht umsonst, dass hier die Obrigkeit mitunter gegen den übertriebenen Rebbau einschritt, zumal das viele Rebland nicht selten den lebenswichtigen Ackerbau zurückdrängte.

Mit Saumtieren holte man ehemals den Wein in den Rebbaugebieten ab. Die Stadt lagerte ihre Weine im „Grünen Turm“ und im Spitalkeller, das Kloster* den seinen in den grossen Klosterkellereien ein. Auf dem Speisertorturm hatte der Turmwächter die Aufgabe, die vom Rheintal kommenden Weinfuhren zu kontrollieren und die Zahl der „Lägelen“ aufzuschreiben.

Der Wiesenbau.

Frühzeitig pflegte man in unserer Hochtalung den Wiesenbau. Freilich geschah dies ehemals weniger sorgfältig als jetzt. Klima und Boden begünstigten den Futterbau. Die Ertragnisse sind sehr gut. Durch Mähen, Düngen und vermehrtes Weiden ist mit der Zeit eine treffliche Pflanzengenossenschaft in unsern Wiesen entstanden. Die Atzung dauert vom Frühjahr bis in den Herbst hinein. Das Gras wird entweder abgeweidet oder gedörrt. Die Ernten von Dürrfutter, für dessen Gewinnung unsere Gräser und Kräuter ausgezeichnet geeignet sind, erfolgen vom Mai bis August. Meistens werden zwei Hauptschnitte gemacht. Der erste Schnitt liefert das gröbere Heu, der zweite das feinere Emd. Mitunter gewinnt man einen zweiten Heu- oder Emdschnitt.

Das Wiesen- und Weideareal der Stadtgemeinde betragen 2187,65 ha oder 55,5 % der Gesamtfläche. Der Kanton weist bei einer Fläche⁸ von 2113,5 km² an Wiesen 966 km² oder 46 % der Gesamtfläche¹¹⁸ auf.

Als Weiden benützte man stets die Wiesen und Wälder. Ein altes Weidegebiet bildete der Brühl. Dass der Nordhang der Berneck zu Anfang des 15. Jahrhunderts abgeholzt und in eine Allmend für Milchvieh der Bürger verwendet wurde („Stadtweide“), ist bereits erwähnt worden. Ausschliesslich als Weiden ohne Grasschnitt werden heute nur vereinzelte Grundstücke im Brand, Jüch und bei Oberstuhlegg verwendet.

Mit der Aufhebung der Dreifelderwirtschaft und der Preisgabe des Ackerbaus erstanden in der Umgebung der Stadt fast einheitlich

* Nach Von Arx¹⁰⁴ bezog das Kloster an Weinzufuhren zu Ende des 15. Jahrhunderts 3928 Eimer. 1788 betrug die Menge 4580 Eimer und zwar aus den Gebieten von Altstätten, Marbach, Rebstein, Balgach, Bernang, Monstein und St. Margrethen.

nur noch Wiesen. Sie bilden in ihrer saftig grünen Farbe einen prächtigen Schmuck der Landschaft.

Heute erfährt der Wiesenbau durch rationellen Weidgang, durch Düngung und Entwässerung eine treffliche Pflege.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass unsere Wirtschaftspflanzen nicht mehr das bunte Bild von früher zeigen. Viele ursprüngliche Formen sind verschwunden in Anpassung an die internationale Differenzierung in der Landwirtschaft. An Stelle ursprünglicher Wälder, die der Mensch rodete, entstanden vorab Wiesen, die die Viehzucht und Milchwirtschaft zeitigten. Der Ackerbau ist sozusagen völlig verschwunden, mit ihm die Hanf- und Flachskultur. Dafür nahm der Obstbau einen ansehnlichen Aufschwung. Er beherrscht mit den Wiesen und dem „forstlich erzogenen“ Wald heute das Bild der Gegend.

Die Viehzucht.

Sie stand ehemals auf wesentlich niedriger Stufe als heute. Zum Teil wegen des Ackerbaues, der einst bis in bedeutende Höhen hinauf gepflegt wurde, dann auch wegen des geringern Fleischbedarfs.

Hand in Hand mit der Vermehrung des Wiesenbaues nahm die Rindviehzucht einen ungeahnten Aufschwung. Gefördert wurde der Zuwachs durch den guten Absatz von Butter, Käse und Fleisch. Ebenso durch Prämierungen und Preise, welche nach und nach vom Staate verabfolgt wurden.

Der Stadtbezirk St. Gallen ist wie die benachbarten Bezirke Gossau und Rorschach ein Gebiet vorwiegender Milchwirtschaft, währenddem Werdenberg, Sargans, Gaster und Obertoggenburg ausgesprochene Zuchtgebiete darstellen.

Wie sehr die Zahl des Rindviehbestandes (Braunvieh) sich im Kanton steigerte, beweisen folgende Zahlen:

1870	zählte der Kanton	67,000	Stück Rindvieh
1901	„ „ „	105,000	„ „
1926	„ „ „	118,704	„ „

Die politische Gemeinde St. Gallen zählte 1926 ¹¹⁸ insgesamt an Nutztieren:*

	1926	1921
1. Kühe	2325	2052
2. Rinder und Kälber . . .	630	676
3. Ochsen und Stiere . . .	123	139
4. Pferde	549	560
5. Schweine	1388	1354
6. Schafe	86	159
7. Ziegen	145	100
8. Hühner	19757	11540
9. Gänse und Enten . . .	557	567
10. Bienenvölker	572	86

*) Ueber die Tierwelt St. Gallens sei hier auf die ausführliche Darstellung von Dr. E. Bächler in der St. Gall. Heimatkunde hingewiesen.

Die Zahl der Viehbesitzer für die ersten sieben Tiergattungen betrug 1926 im Ganzen 479. Von diesen 479 Besitzern besaßen 211 reine landwirtschaftliche Betriebe. Die übrigen Viehhaber haben einen gemischten Erwerb, indem sie neben der Landwirtschaft noch einem weiteren Berufe leben.

Mit der vermehrten und verbesserten Pflege steigerten sich der Wert und die Milcherzeugung der Tiere. Mehr und mehr stiegen auch der Fleisch- und Milchkonsum. Die Vergrößerung der Stadt rief in der Umgebung einer gesteigerten Viehhaltung und Milchproduktion. Letztere hatte die Entstehung von Käsereien und Molkeereien zur Folge. Käsereien entstanden besonders häufig in der benachbarten Landschaft. Dabei wurden die Betriebe anfänglich vielfach durch Berner und Luzerner betrieben.

Noch sind Pferde in der Stadtgemeinde in ansehnlicher Zahl vorhanden. Diese Tierhaltung ging aber sehr zurück, dies hauptsächlich dank der neuzeitlichen Verkehrsmittel, wie Bahn und Autos. Das Pferd ist Zug- und Reittier. Doch wird sein Fleisch rein oder in Wurstwaren vermischt nicht selten genossen. Ochsen, Stiere und Kühe werden in den bäuerlichen Betrieben der Umgebung übrigens neben den Pferden stetsfort noch als Zugtiere verwendet.

Neben der Rindviehzucht ist in der Umgebung der Stadt, mehr jedoch im Toggenburg, die Ziegenzucht alt beheimatet. Die Ziege ist dabei recht oft die „Kuh“ des armen Mannes. Lange hatte das Tier in Feld und Flur freien Lauf.

Die Schafhaltung ist stark zurückgegangen. Wir treffen sie im Kanton noch am stärksten in den Gebirgsweiden des südlichen Kantonsteils.

Eine auffallende Vermehrung hat die Schweinezucht erfahren. Früher hielten viele Bauern dieses Tier als Schlachttier. Dies ist immer noch der Fall. Die meisten Schweine werden jedoch heute in den Käsereien im Grossen gehalten, wo die Abfälle bei der Käse- und Buttererzeugung meist für die Schweinemast verwendet werden. Daneben bestehen eigentliche Schweinemästereien (z. B. in Oberschachen-Neudorf).

Fast auf allen Bauernhöfen im Stadtgemeindegebiet und der Umgebung hat sich die Geflügelzucht als kleiner Nebenerwerb erhalten. Dieser ist in der Stadtgemeinde in den letzten Jahren nutzbringend gesteigert worden.

Staat, landwirtschaftliche Genossenschaften und Gesellschaften, sowie die 1896 gegründete landwirtschaftliche Schule²⁴ im Kusterhof bei Rheineck fördern heute in mannigfacher Weise die landwirtschaftlichen Bestrebungen. Vieh-, Hagel-, Seuchen- und andere Schadensversicherungen tragen weiter dazu bei, allfällige Schäden leichter zu ertragen. Bodenmeliorationen, Bach- und Flusskorrekturen, Güterzusammenlegungen, verbesserte Düngung usw. helfen reichlich mit, die Landwirtschaft zu heben.

C. Die Industrien St. Gallens.

Das Leinwandgewerbe.

Von den Anfängen seiner Selbständigkeit an bis hinein ins 18. Jahrhundert besass das Leinwandgewerbe⁸⁷ in St. Gallen grösstes Ansehen.⁸⁶

Die Grundlage dieses Erwerbszweiges bildeten der Hanf- und Flachsbaum, die beide in der Nordostschweiz und in Südschwaben sehr verbreitet waren. Erst gewann man die Faserstoffe lediglich für den Eigengebrauch. Frauen und Töchter woben die Textilstoffe zu groben Tüchern und Kleiderstoffen. Allmählich produzierte man Ueberschüsse, sowohl an Rohstoffen wie an Leinwand. Diese Ueberschüsse schob man auf den städtischen Märkten ab, wobei die Rohstoffe von den Webern der Stadt mit grossem Geschick zu feinerer Leinwand verarbeitet wurden. In St. Gallen nahm die Weberei von Leinwand und Zwilch schon 1162 grössern Umfang an. Die Beschränkung der landwirtschaftlichen Produktion in dem rauhen Hochtal, das sich weder für den Ackerbau noch für Reben eignete, forderte die Verarbeitung der Stoffe in der Stadt. Kloster, Ortsbewohner und Landleute kauften die Produkte und halfen so dem Gewerbe zur Blüte. Der Stadt verhalf die Industrie zum Wohlstand, Ansehen und schliesslich auch zur Unabhängigkeit von der Abtei.

In verschiedenen historischen Darstellungen begegnet man der Erwähnung, dass das Leinwandgewerbe durch flüchtige Lombarden (die sich nach der Zerstörung Mailands durch Friedrich I. als Handelsleute und Weber in unserer Stadt niederliessen), gefördert worden sei. Dabei werden Namen wie Zili, Occelli u. a. m. als italienische Einwanderernamen angeführt. Diese Auffassung ist jedoch nicht beglaubigt. Jedenfalls lassen sich verschiedene angeführte Namen auf deutschen Ursprung zurückführen. Fest steht einzig, dass die Leinwandproduktion um diese Zeit schon einen ansehnlichen Umfang angenommen hatte. Näf⁸⁷ schreibt: „Man findet daher schon im 12. Jahrhundert den st. gallischen Verkauf von selbstverfertigten Leinen- und Zwilchtüchern aus den Grenzen eines blossen Marktverkehrs mit der Nachbarschaft heraustreten und als förmlichen Handel mit dem Auslande in gedeihlichem Gang begriffen, die Bürgerschaft im Wohlstand durch gewerbliche Tätigkeit und die Stadt an Ansehen so zugenommen, dass Kaiser Friedrich sie zu Anfang des folgenden Jahrhunderts zur Reichsstadt erhob.“

Für das Leinengewerbe bedurfte es frühzeitig besonderer Einrichtungen, wie z. B. der Walken und Bleichen. Von einer ersten Walke erhalten wir Nachricht aus dem Jahre 1260. Damals soll Ulrich Aeny oder Ann am Bach, unterhalb St. Fiden, eine Zeugwalke erbaut haben. Eine solche bestand alsdann hier bis 1829. Eine zweite Walke gab es an der Steinach beim Espen. Sie gehörte 1308 dem Spital, der die Walke nutzniessungsweise St. Galler Bürgern überliess. Eine dritte Walke befand sich oberhalb der Steinachschlucht bei St. Georgen. Sie erstand 1311 aus einer Mühle. Die grösste städtische Walke mit aus-

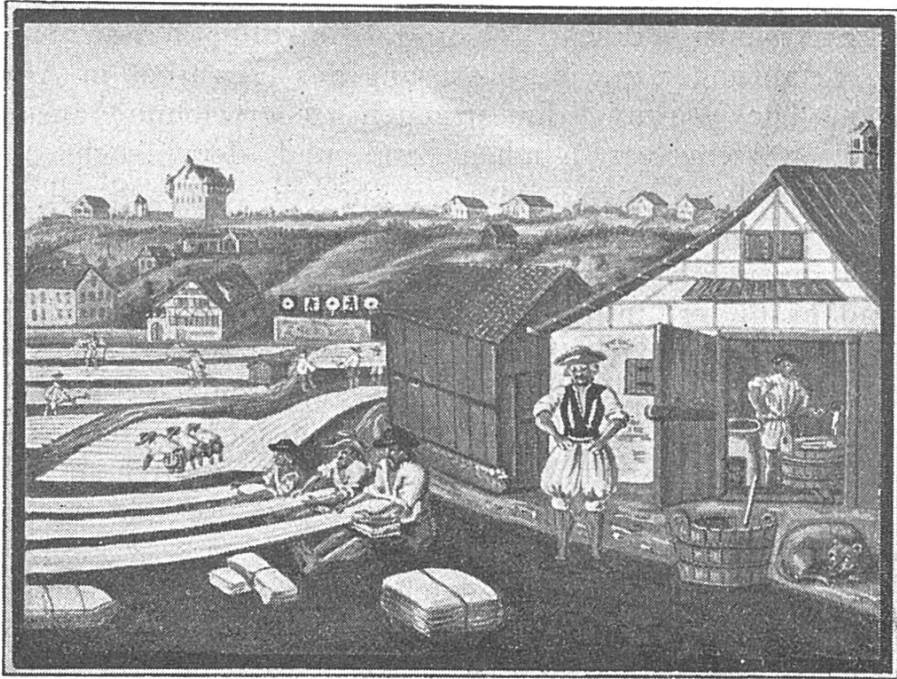
gedehnten Wuhren, kam 1507 an Stelle einer frühern Privatwalke an der Sitter auf. Sie galt als das grösste Werk dieser Art in der ganzen Schweiz.

Bleicheplätze bestanden nachweisbar ebenfalls schon im 13. Jahrhundert. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts stahl ein Ritter von Ramschwag den Bürgern Leinwand ab den Bleichen. — 1303 besitzt der Abt den Leinwandzoll. 1364 ist die erste Leinwandsatzung entstanden.⁸⁴

All diese Daten sollen beweisen, dass das Leinwandgewerbe in unserer Stadt seit alter Zeit heimisch war. Wohl schon zu Ende des 13., sicher aber zu Anfang des 14. Jahrhunderts wurde die Leinwandfabrikation in der Stadt in grösserem Umfange gewerbemässig betrieben. Die Führung in der Leinenindustrie besass um diese Zeit jedoch nicht St. Gallen, sondern erst Konstanz, das sein Einzugsgebiet weit in den Thurgau hinein erstreckte. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts änderte sich jedoch dieser Zustand. Durch heftige Zunftkämpfe und den Uebertritt reicherer Geschlechter zum Landadel wurden das Leinwandgewerbe und der Handel von Konstanz arg geschwächt.⁴ Immer höher blühte dafür das Gewerbe in St. Gallen, welche Stadt mehr und mehr die Führung der Leinwandindustrie im Bodenseegebiet und in Oberdeutschland übernahm. Sowohl nach der Qualität, als auch nach der Quantität stellte sich St. Gallen in einem weiten Wirtschaftsgebiet an die erste Stelle. Dieses Gebiet reichte über St. Gallen, Appenzell und den Thurgau hinaus nach Südschwaben bis Ulm und Augsburg. Hier stiess das Einzugsgebiet auf die Barchentzentren der vorgeannten zwei Städte, sowie diejenigen von Biberach und Memmingen. Lindau, Buchhorn, Kempten, Staufeu und andere Städtchen brachten ihre Leinwand zur Schau nach St. Gallen. Galten doch dessen Leinen als die besthergestellten und am feinsten gebleichten Stoffe.

Schon im 14. Jahrhundert nahm die Fabrikation von Leinwand derart zu, dass sie von der Stadtobrigkeit geregelt werden musste. Grosse Plätze mussten für Bleicheanlagen gewonnen werden. Solche bildeten in der Folge die Brühl-, Linsebühl-, Hochgerichts-, Guggis-, Webers-, Davids-, Geltenwiler- und die Kreuzbleiche. In der Mitte des 15. Jahrhunderts beanspruchten die Bleichen bereits 170 Juchart Land (Juchart zu ca. 36 a). Diese Plätze genügten indes noch nicht, weshalb viele Landgüter am Rosenberg und an der Berneck zum Bleichen und Trocknen der Leinwand gepachtet wurden. Ueberall betrieb man das Bleichen mit der peinlichsten Sorgfalt.

Ein Stab von besondern städtischen Beamten, wie Webern, Schneidern, Schätzern, Leinwandschauern, Leinwandmessern, Bleichern, Färbern, Wagmeistern usw. übten die *Leinwandschau*, d. h. eine peinlich genaue, obrigkeitliche Kontrolle über alle Erzeugnisse aus. Schlechte Ware wurde ausgeschieden und in Stücke zerschnitten, mitunter auch verbrannt. Gute Leinwand dagegen erhielt nach dem Bleichen Stempel und Siegel zur Ausfuhr. Ungeschaute Leinwand



38. Das Bleichen der Leinwand.



39. Der Versand der Leinwand.

durfte nicht verkauft werden. Und wie die Leinwand, so unterstanden auch die Garnzubereitung und der Garnverkauf obrigkeitlicher Verordnung und Aufsicht.

Alle erlassenen Vorschriften und Kontrollen hatten den Zweck, gemachte Erfahrungen zur Verbesserung des Gewerbes in Anwendung zu bringen. Die Wirkung der strengen Ueberwachung äusserte sich denn bald in dem vorzüglichen Rufe und dem wachsenden Absatz der St. Galler Leinen. Immer mehr wurde die Stadt mit ihrer weitem Umgebung in der Nordostschweiz Mittelpunkt des genannten Produktionszweiges. Doch nicht nur in der Stadt, auch auf dem Lande und besonders in verschiedenen Landstädtchen der Umgebung blühte die Leinenindustrie. In den äbtischen Besitzungen fand das Gewerbe eine rege Pflege in Wil, Gossau, Steinach, Rorschach und Appenzell; ferner in der Grafschaft Toggenburg, in Lichtensteig, schliesslich in den bischöflich konstanzer Städtchen Arbon und Bischofszell. Das Aufblühen St. Gallens weckte sowohl den Neid, als auch den Unternehmungsgeist dieser Städtchen. Wil besass 1472 seine eigene Schau, Arbon desgleichen anno 1477. Auch im Fernhandel erschienen die Wiler auf dem Plan, z. B. in Konstanz und Lyon. 1499 erhielten die Appenzeller ebenfalls Anteil an den eidgen. Messprivilegien in Lyon. Unangenehm war es für die St. Galler, als Abt Bernhard in Rorschach Walken und Bleichen errichtete und einen Garnmarkt eröffnete, um mit der Stadt zu konkurrieren.

Alle die genannten Konkurrenzorte, die sich wirtschaftlich von St. Gallen zu lösen versuchten, hatten einen gewissen, nie aber einen durchschlagenden Erfolg. St. Gallen blieb der Kernpunkt eines ausgedehnten Leinwandgebietes, auf dessen Markt der Hauptteil der Erzeugung zusammenfloss. Nach wie vor erfolgte von hier aus auch der Hauptexport in die Ferne, den die st. gallischen Kaufleute mit Energie und Aufwand grosser Mittel und einer hochentwickelten Organisation festhielten. St. Gallen wahrte seine Wirtschaftsstellung als Industriort mit Ueberlegenheit und in einer Art, wie sie im Mittelalter nicht eine einzige Schweizerstadt besass.

Der gute Geschäftsgang in der Leinenindustrie äusserte sich nicht zuletzt in Wegverbesserungen, wie z. B. der Erstellung einer Fahrstrasse durch das Martinstobel und eines Saumweges nach Appenzell. Im Stadttinnern entstanden ein neues Rathaus, ein Kornhaus, ein Kauf-, ein Tuchhaus usw.

Nach dem Stadtbrand von 1418 war es vor allem der Leinwandhandel, der es ermöglichte, den Ort wieder und noch schöner als zuvor aufzubauen. Mit Recht konnte man auch sagen, „es gebe eine Stadt, wo weder ein Weinberg, noch grosse Aecker, noch ein See sei und doch seien in Fülle Wein, Brot und Fische vorhanden.“ Ammann⁴ schreibt: „In dieser wirtschaftlichen Lage wird man den Schlüssel für die geringe, politische Tätigkeit zu suchen haben. Es waren eben alle Kräfte der Wirtschaft gewidmet. Ganz besonders galt dies für

die führenden Familien. Sie waren fast alle als Unternehmer in der Leinenindustrie und als Kaufleute tätig. Gerade diese Leute hatten so keine Zeit und Lust, sich den politischen Angelegenheiten ihrer Stadt zu widmen. Deshalb sah man sich bereits 1401 veranlasst, die Kaufleute zur Uebernahme städtischer Aemter zu zwingen.“

Dank der einseitigen Einstellung auf das Wirtschaftsleben mied man Kämpfe nach aussen, was wiederum hemmend auf die Entwicklung einer führenden Politik einwirkte. Schliesslich ist zu bedenken, dass die Stadt, umschlossen vom äbtischen Gebiet, sich politisch nur sehr schwer hätte entwickeln können.

Der Export der besten st. gallischen Leinwand erfolgte in alle Himmelsrichtungen. (Vergl. Leinwandhandel.) Bezeichnend ist übrigens, dass die Stadt Innsbruck²⁰ im Jahre 1682 zwölf protestantische Schweizer (vermutlich St. Galler) zur Errichtung von Flachsspinnereien kommen liess, um das darniederliegende Gewerbe neu zu beleben.

1714 ist wohl die maximale städtische Leinenproduktion mit 38,000 Stück Tuch zu 120 Ellen erreicht worden. Bald nachher setzte ein unaufhaltsamer Rückgang ein, dem freilich schon früher gelegentliche Krisen vorausgingen. 1749 wurden nur noch 11,000 Tücher erzeugt. 1836 beschäftigten sich bloss noch wenige Personen mit der Leinwanderzeugung und zwar lediglich für den Hausbedarf.

Der Niedergang des einst so blühenden Gewerbes führt sich auf verschiedene Ursachen zurück. Einmal hörte trotz aller Vorstellungen die privilegierte Handelsstellung St. Gallens in Frankreich auf. Hemmend wirkten ferner gewisse Zunftssatzungen. Dann machte sich auch wieder die erneute Konkurrenz der Wiler, Arboner, Appenzeller, Rorschacher usw. bemerkbar; nicht weniger das Aufkommen der schlesischen, böhmischen, sächsischen und österreichischen Leinenindustrie. Später machte sich auch die Abwendung der Landbevölkerung vom Ackerbau bemerkbar. Mehr aber als all diese Umstände schadete der alten Industrie das Erscheinen der Baumwolle.

Baumwollfabrikation und Stickerei.

Die Einführung der Baumwollfabrikation in unserer Gegend geht zurück auf das Jahr 1721. Um diese Zeit beschäftigte die Fabrikation schon manche Hände im Zürcher- und im Glarnerlande. Das Verdienst, den Erwerbszweig in St. Gallen eingeführt zu haben, gebührt einem eingekauften, ehemals französischen Bürger, namens Peter Bion. Er fing im genannten Jahre als Erster an, aus Baumwolle und Leinen den sogen. Barchent oder Bazin zu fabrizieren. Diese Fabrikation betrieb Bion als „Geheimnis“ mit unzüftigen Webern zu Gallibrunn (an der Wassergasse) im Haus zum „Krummenacker“. Offenbar aber liess der unternehmungslustige Fabrikant seine Baumwolle in der Hauptsache im Zürcher- und Glarnerlande spinnen. Bald

fanden indes die Spinnerei und Weberei von Baumwollgarn in St. Gallen und Umgebung allgemeinen Eingang (ca. 1741).

Peter Gonzenbach, der 1732 das Baumwollgeschäft von P. Bion übernahm, begnügte sich nicht mit der blossen Barchentfabrikation. Er liess vielmehr auf feine Leinwand Punkte und Blumen von Baumwollgarn weben und brachte damit die „gemüggelte“ oder „geblümelte“ Leinwand auf den Markt. Es blieb auch nicht lange bei der Erzeugung von halbbaumwollenen Fabrikaten. St. Gallische Kaufleute und appenzellische Weber fertigten schliesslich völlig baumwollene Gewebe als sogen. „Baueltücher“ an. Der Absatz war gut und mehrte sich. — Um 1750/51 ist in St. Gallen die erste Mousseline fabriziert worden und anno 1753 hat das Haus Gonzenbach Mousseline zum Sticken nach dem Vorarlberg gesandt.

Eigentlich kamen all die Zweige der Baumwollfabrikation in St. Gallen fast unmerklich auf neben der Leinenindustrie. Anfänglich schenkte man dem neuen Erwerb wenig Beachtung, da man ihn für unbedeutend hielt. Während die Leinwandfabrikation von alters her einer genauen Regelung unterlag und Fabrikation und Handel scharf getrennt blieben, erfreute sich die Baumwollindustrie von Anfang an einer freieren Stellung. Als die zünftigen Weber schliesslich die Gefahr der Baumwollkonkurrenz erkannten, war es zu spät, sie zu verhindern. Der alte Erwerb erstarb, der neue blühte mächtig auf. Wohl gab es noch allerlei Händel zur Zeit des Uebergangs, währenddem der Rath die Forderungen der alten Weberzunft vielfach schützte. Allein das kaufmännische Directorium, als Repräsentant der st. gallischen Kaufmannschaft, sprach den bewundernswert-grosszügigen und gewichtigen Grundsatz aus, „dass, je weniger die Handlung an einem Orte durch Gesetze und Einschränkungen gehemmt, je grösser der Zusammenfluss von Waren, je stärker die Zahl der Käufer und Verkäufer sei, desto blühender auch die Handlung selbst sein müsse.“¹¹¹

Solch ein Wort stand über dem kleinen Krämergeist zahlreicher anderer Städte. Es beweist, dass unsere Stadt bereits längst den Verkehr nach allen Weltgegenden pflegte und sich nicht auf das kleine Gebiet der nächsten Umgebung beschränkte. Die neue Industrie hob sich in unsern Landen. Zwar folgten bald Krisen. Doch wechselten solche Zeiten wieder mit guten Jahren, besonders in der Baumwolltuchfabrikation und der Mousselineweberei. Auch die Stickerei, zu deren Zentralmarkt sich St. Gallen entwickelte, fand guten Absatz.

Die Stickerei.

Als Industrie begegnen wir der Stickerei zuerst ums Jahr 1750/51. Damals wurde in St. Gallen der sogen. Ketten- oder Grobstich zum erstenmal auf Mousselinestoffe gestickt, und besonders unter Jakob Kirchhofer zu einem neuen, wichtigen und sehr vervollkommenen Handelsartikel gestempelt. Die Arbeit erfolgte von Hand auf dem Stickrahmen und war Hausarbeit.

Eine St. Galler Firma brachte diese Produkte auf den Lyoner Markt und hatte dort durchschlagenden Erfolg. Das brachte der jungen Industrie einen raschen Aufschwung; dies umso mehr, als zu gleicher Zeit viele Arbeitskräfte in der Leinenindustrie kein Auskommen mehr fanden. Um 1773 sollen schon gegen 6000 Personen in der Umgebung St. Gallens in der neuen Industrie beschäftigt gewesen sein. Nicht nur in der Ostschweiz, auch im Vorarlberg, in Schwaben und im Schwarzwald, wandte man sich rege der aufblühenden Kettenstichstickerei zu. In St. Gallen unterstützte der Magistrat die neue Industrie in der Weise, dass er junge Leute durch Lehrgeldunterstützungen und ausserdem tüchtige Meister weiter ausbilden liess. Eine Folge der regen Entwicklung des neuen Handelsartikels war die Umwandlung der grossen Bürgermange an der Neugasse zum sogen. Tuchhaus. 1787 sollen in der Stadt schon rund 260 Baumwollfabrikanten aus der Umgebung ihre Niederlassung besessen haben.

Der grosse Verbrauch an Baumwollgarn steigerte den Bezug dieses Stoffes aus England in derart hohem Masse, dass die Obrigkeit ansehnliche Einnahmen aus dem Garnzoll einheimsen konnte. Während der französischen Revolution benützte die gewerbliche Spekulation die eingetretene Liebhaberei für das Tragen der republikanischen Farben, für Erzeugung eines neuen Handelsartikels durch Fabrikation von dreifarbigem Shawls, Halstüchern u. a. m.

Ums Jahr 1800 erstellte man in unserer Stadt die ersten Spinnstühle zur Verfertigung von Baumwollgarn, worauf von 1800—1802 von einer Aktiengesellschaft ein Spinnereigeschäft betrieben wurde. Dieses befand sich zuerst in einem Klosterflügel, von 1808 an aber im Tuchhaus. Trotz der grossen aufgewandten Kosten gingen die gehegten Erwartungen zunächst nicht in Erfüllung. Immerhin verzeichnete die Handspinnerei einen Rückgang. Im Zeitraum von 1813—66 vollzog sich alsdann der völlige Uebergang von der Hand- zur Maschinenspinnerei.

Um 1806 führten die Gebrüder Feisst in Alt St. Johann und Schoch in Gupfen die Wollentuchfabrikation in unserer Gegend ein. Die Produkte, die von mittelfeiner Qualität waren, gelangten jedoch wie der Wollhandel nicht zu grosser Ausdehnung. Die zum Verkauf gebrachten Produkte waren meist ausländische Fabrikate.

Haupthandels- und Fabrikationsprodukt auf dem Markt bildeten um diese Zeit unstreitig die gestickten Mousselinetücher, daneben die Fabrikation und Färbung von Kattun- und Indiennestoffen. Während der französischen Revolution hatte die st. gallische Baumwollindustrie anfänglich schwer zu kämpfen. Bald aber vermochte der Ausschluss der englischen Fabrikate vom Kontinentalverkehr eine Steigerung der st. gallischen Produktion zu bewirken. Just der Umstand der strengen Verbannung englischer Garne brachte es mit sich, dass J. U. Graf aus Hofstätten im Jahre 1811 in St. Georgen an Stelle der alten Klostermühle an der Steinach eine Baumwollspinnerei errichtete.

Immer mehr entwickelte sich inzwischen der Zweig der Stickerei. Sie nahm von 1818 an vor allem reiche Verbreitung im Appenzellerland und im Rheintal, wo sie sich zur allgemeinen Hausindustrie der Landbevölkerung entwickelte. Einerseits hängt dieser Werdegang mit dem Niedergang der Hausspinnerei zusammen, anderseits mit der zunehmenden Bedeutung der Feinstichstickerei, in der sich die feinhändigen Innerrhoderinnen höchst geschickt erwiesen.

Von den 30er Jahren an schieden sich Feinstichstickerei und die Grobstichstickerei mehr und mehr und gingen ihre besondere Entwicklung.

Als sich anno 1820 Amerika den neuen Erzeugnissen der st. gallischen Baumwollindustrie öffnete, machte die, nach der französischen Revolutionszeit eingetretene Depression, einer erneuten Geschäftsbelebung Platz, besonders in der Stickerei.

Bezeichnend für den Aufschwung der st. gallischen Baumwollindustrie und deren Handel mögen folgende Zahlen sein: 1823 wurden 67,000 Stück gewöhnliche Baumwolltücher und nur noch 9000 Stück Leinwandtücher nach der Sitterwalke gebracht. Um diese Zeit gründete J. Kelly in Mettendorf bei Gossau die erste grössere Rotfärberei. 1837 entstand an der Steinach eine grössere, noch heute bestehende Spinnerei, die das Wasser aus dem damals neuerstellten Rütiweiher erhielt.

Hand in Hand mit der gesteigerten Entwicklung der Baumwollindustrie erfolgte auch eine ansehnliche Hebung des Garnhandels und der Appreturen, welche letztere 1828 besonders durch den Kaufmann Michael Weniger eingeführt wurden.

Inzwischen eroberte sich die Plattstichstickerei, ebenfalls als Hausindustrie, einen grossen Anhang. Sie brachte in die Stickerei neues Leben, guten Absatz und Vervollkommnung der Fabrikate. Schritt für Schritt entzog in der Folge der feinere Plattstich, dem Kettenstich den Boden, so dass diesem fast ausschliesslich nur noch die Produktion von Vorhängen verblieb. Die Nachfrage nach Plattstichstickereien wurde in den 40er Jahren plötzlich so gross, dass trotz der vielen zuströmenden Arbeiter der Bedarf kaum gestillt werden konnte. Nach Amerika wanderten vor allem broschierte, grössere Mousselinestücke, nach der Levante und nach Aegypten gefärbte Mousseline- und Kattunstücke.

Von 1835 an erschienen vielerorts Jaquard- und mechanische Buntwebereien. Der vermehrte Absatz rief der Entstehung neuer Manufakturetablissemments, vor allem im Toggenburg (Ebnet, Wattwil), woselbst Anfangs der 50er Jahre schön gewobene und hübsche, farbig bedruckte Stoffe erzeugt wurden; ebenso in Flawil, Niederuzwil, Buchental, Jona, Uznach, Murg, Thal, ferner im Kanton Appenzell, im Thurgau usw.

Eine rege Förderung der st. gallischen Industrie, des Handels und des Verkehrs ging stetsfort von der seit 1621 bestehenden kaufmänni-

schen Korporation aus. Sie hat seit ihrem Bestehen für die genannten Erwerbszweige unglaublich viel geleistet bis zum heutigen Tag.

Je mehr die Baumwollindustrie sich entwickelte, umso mehr ging die Leinwandproduktion ihrem Verfall entgegen, so dass 1827 die vor 375 Jahren errichtete Leinwandschau entbehrlich wurde und ebenso die Bleicheplätze, die in gesteigertem Masse als Gärten und Bauplätze in Nutzung kamen.

Im allgemeinen darf gesagt werden, dass die vielgestaltige st. gallische Baumwollindustrie bis zum Ende der 30er Jahre die Krisen der Kontinental Sperre und deren Gefolgewirkungen glücklich überstand. Eine grosse Freude brachte der Bund 1848 mit der Einheit des Zolls, der Masse und des Gewichtes.

Um 1855 machten sich in der Stickerei bereits die Konkurrenz St. Quentin und Plauen bemerkbar, besonders auf dem kontinentalen Markt. Als sich dazu 1857 die amerikanische Krise gesellte, erlitt die Stickerei einen schweren Schlag. Nach dem Sezessionskriege wurden jedoch die Vereinigten Staaten erneute bedeutende Abnehmer unserer Stickereien. Zur Union gesellte sich bald England.

Inzwischen geschah die Erfindung der Handstickmaschine, die ebenfalls in den 50er Jahren aufkam und die Industrie erneut zur Blüte brachte. In St. Gallen entstand die erste Stickfabrik mit 12 Maschinen an der Wassergasse. Zum Inhaber hatte sie F. E. Rittmeyer, der 1854 in Bruggen ein Etablissement für 100 Maschinen schuf. Zwanzig Jahre später war die Stickmaschine derart vervollkommenet, dass sie imstande war, die Arbeit von vierzig Stickerinnen zu versehen. Nacheinander gelangten, um nur die wichtigsten Etappen zu nennen, die Heilemannsche Handstickmaschine (die 1828/29 erfunden, aber erst 1840 gebrauchsfähig wurde); die einnadelige Kettenstickmaschine (1865), die Rietersche und später die Saurersche Schiffstickmaschine (Anfangs der 70er Jahre) zur Einführung.

In der Folge haben bis heute die verschiedenen Zweige unserer Baumwollindustrie die Plattstich-, Weiss- und Buntweberei, die Mousseline-Kettenstich-Feinstickerei usw. recht wechselvolle Schicksale erlebt. Die Appenzeller Handstickerei vermochte sich nach allerhand Krisen relativ gut zu behaupten. Die letzten vier Dezennien weisen folgende Exportzahlen auf:

1890	28 q	= Fr. 343,000	1919	21 q	= Fr. 495,124
1900	66 q	= Fr. 782,000			

Was die feine Handstickerei selbst bis in die heutige Krise hinein zu halten vermochte, das ist die vortreffliche, feine Qualität der Waren.

Die Stickmaschine machte ihrerseits bald eine Wandlung durch. Stand sie in der Zeitperiode von 1850—70 fast nur in Fabriken, so schlug die Entwicklung von 1870 andere Bahnen ein. Die komplizierte Maschine wanderte ins Haus des Arbeiters, der mit dieser Industrie meist einen kleinen Landwirtschaftsbetrieb verband. Verschiedene Gründe veranlassten diese Erscheinung.

Viele leerstehende Webkeller wurden umgebaut und neuerdings verwendet. Mehr noch erfolgte der Anbau kleiner Sticklokale. Damit konnte die Heimarbeit, die man der Fabrikttätigkeit vorzog, wieder aufgenommen werden. Billig liessen sich zeitweise auch gebrauchte, gute Maschinen kaufen. Die selbständige Heimarbeit brachte weniger Gebundenheit an die Arbeitszeit und gestattete die Verwendung der Kinder zu Hilfsarbeiten, wie der „Fädlerei“ u. a. m. Die Kombination mit der Landwirtschaft brachte den Vorteil allseitiger Betätigung, reicher Abwechslung und gestaltete zudem die industriellen Krisen erträglicher. Häufig lässt sich an den ländlichen Bauten die Kombination Landwirtschaft und Stickerei erkennen in der typischen Dreiteilung: Wohnhaus, Sticklokal und Scheune.

Der Kombination fehlten aber Mängel nicht. Die An- und Umbauten verursachten viele Unkosten, die Maschinen veralteten rasch, Eltern und Kinder überarbeiteten sich vielfach, und zudem blieb die Fertigkeit bei dem kombinierten Betrieb auf geringerer Stufe als bei ausschliesslicher Stickerei.

Einige Zahlen aus den drei Kantonen St. Gallen, Thurgau und Appenzell aus der charakteristischen Zeit⁶² der Entwicklung, mögen die erwähnten Tatsachen weiterhin beweisen:

Jahr	Maschinen in Fabriken	Maschinen bei Heimarb.	Total
1872	5935	448	6384
1880	12861	2553	12861
1890	10326	9063	19389
1900	5152	10903	16055

Ausserordentlich wichtig für die Entwicklung der Stickerei war die Erfindung der *Pantograph-Schifflistickmaschine*. (Prinzip der Nähmaschine mit Schiffli.) Diese Maschine wurde 1863 durch J. Gröbli in Flawil erfunden, und später, nach vervollkommelter Konstruktion, herausgebracht von Adolf Saurer in Arbon. Sie hat sich von Ende der 80er Jahre an allgemein eingebürgert und zu einem gefährlichen Rivalen der Handstickmaschine entwickelt. Von 542 Maschinen der Kantone St. Gallen, Thurgau und Appenzell stieg die Zahl im Jahre 1890 auf 4936 kurz vor dem Weltkrieg. Stellenweise trat die Schifflimaschine schon im Hause des Einzelstickers auf. Der Krieg hat freilich dieser Entwicklung starken Eintrag getan.

Zeichnerisches Geschick und eine hochentwickelte Maschinenteknik liessen prächtige Phantasie-Formen und kunstreiche Produkte erstehen, die von der echten Handstickerei kaum mehr zu unterscheiden sind. Produkte der neuen Herstellungsart bildeten Bänder, Entredeux, Roben, Vorhänge, Taschentücher usw.

Als besondere Zweige der Stickerei haben sich im Laufe der Zeit entwickelt die Kettenstickerei und Lorrainestickerei, welche letztere die Effekte der lothringischen Stickerei nachahmt. Mit der Zeit



40. Imitation feiner Handstickerei und venezianischer Spitze
(10fach verkleinert) von Rau & Co., St. Gallen.



41. Spanisches Taufkleid, Stickerei mit feiner Ajourstickerei,
ausgeführt auf Organdi, von Gebr. Iklé & Co., St. Gallen.

kam es auch zur Verarbeitung von Seidenfäden, Wolle, Kunstseide und Metallfäden.

Seit 1910 hat sich, jedoch nur fabrikmässig, die Automaten-Schifflistickerei eingebürgert, die den Sticker ausschaltet. Sie ist für die Stickerei-Heimarbeit der gefährlichste Gegner. Zum Automaten gesellte sich 1909 auch noch die Ausschneidemaschine, die Tausende von Heimarbeiterinnen um ihren Erwerb brachte.

Zusammenfassend lassen sich nach Lorenz ⁶² folgende Phasen in der Stickerei feststellen:

- 1750—1820 Kettenstichstickerei. — Handarbeit. — Heimarbeit.
- 1820—1850 Ueberflügelung der Kettenstichstickerei durch die Plattstichstickerei. — Handarbeit. — Heimarbeit.
- 1850 Konkurrenz der Handmaschinenstickerei mit der feinen Handstickerei. — Zurückdrängung derselben auf Innerrhoden. — Die Handmaschinenstickerei wird Fabrikarbeit.
- 1870—1890 Rückbildung der Handmaschinenstickerei zur Heimarbeit. — Auftreten der Schifflistickerei, die fabrikmässig betrieben wird. — Die Kettenstichmaschine bleibt in der Heimarbeit.
- 1890—1900 Die Handmaschinenstickerei wird allmählich von der Schifflistickerei zurückgedrängt. — Vorwiegend Heimarbeit.
- 1900—1909 Die Zurückdrängung der Handmaschine durch die Schiffliemaschine dauert fort. Letztere gelangt auch zur Heimarbeit.
- 1910 Der Automat tritt auf, jedoch nur fabrikmässig. Die Ausschneidemaschine konkurriert mit der Handausschneiderei.
- 1922—1929 Rückgang der Stickerei. Vernichtung grosser Maschinenbestände.

Die Stickerei hatte zur Veredlung ihrer Erzeugnisse von jeher zahlreiche Hilfsindustrien (Ausrüstereien) im Gefolge. Hieher zählen die Bleicherei, Sengerei, Appretur, Aetzerei und die Färberei, welche sich ebenfalls vervollkommten und sich den wachsenden und wechselnden Anforderungen anpassten. Zu den genannten Zweigen gesellten sich auch Rohstoffindustrien, wie die Spinnerei, Zwirnerei und Weberei, welche Rohstoffe (wie Stickgarne und Stickböden) lieferten.

St. Gallens Schwergewicht lag stets im Export der Waren, welche in den Fabriken und im Haus des Heimarbeiters der Umgebung für seine Rechnung produziert werden. Noch 1902 gab es in der Stadt 261 Exporthäuser.

Es ist schwer zu schildern, wie sich die Zeiten inzwischen geändert haben. Hunderte von Fabrikanten und Arbeitern machen heute eine bitter ernste Zeit durch. Wirtschaftliche Sperren, Schutzzölle, Konkurrenz, Geschmacksänderungen, dann die trostlosen Geldverhältnisse (Valutazerfall) mancher Staaten haben den Export von

Stickereien auf ein Minimum zurückgeschraubt und die Arbeitslosigkeit gefördert. Zahlreiche Fabriken und Handelshäuser sind geschlossen, viele der bestehenden führen einen verzweifelten Kampf. Die Bevölkerung ging zurück und so bot St. Gallen vorübergehend wirklich das Bild einer welkenden Stadt.

Der Rückgang der Stickerei wird durch nachfolgende Zahlen klar veranschaulicht.

Es zählte das st. gallische Stickereigebiet ¹⁰² in der Ostschweiz

1910	an Handstickmaschinen	15671;	an Schifflistickmaschinen	5619
1920	"	"	7959;	"
1928	"	"	3454;	"

Von den 2575 Maschinen sind 1523 Automaten und 1228 Pantographmaschinen.

Die Zahl der Fabrikbetriebe ⁹⁸ belief sich 1888 auf 1139, anno 1911 auf 866 und im Jahre 1927 auf 683.

An Berufstätigen in der Stickerei finden wir:

	Total	
1870	13,800, davon Frauen	10,000
1888	45,100, „ „	25,400
1910	72,300, „ „	43,800
1920	43,100, „ „	27,100

Heute mag das Total der in der Stickerei Beschäftigten kaum 12—14,000 betragen.

Natürlicherweise reduzierten sich durch den Rückgang der Stickerei auch die Bestände an Fabrikarbeitern. Ihre Zahl betrug

1888	1911	1927
18,000	29,000	11,000

Um in der gegenwärtigen, scharfen wirtschaftlichen Krise eine Ueberproduktion zu verhindern, ist man seit dem Jahre 1922 dazu übergegangen, den Maschinenpark zu vermindern.

Trotz des starken Rückganges der Stickerei und der tiefen Exportziffer von 113,5 Millionen Franken ist diese Industrie noch immer eine Hauptindustrie unseres Landes. Es darf wohl angenommen werden, dass die schwerste Krise in der Stickerei bald überwunden sein wird. Ist es doch nicht ausgeschlossen, dass die Mode ihre Aufmerksamkeit wieder unsern Erzeugnissen zuwendet. Bei der gegenwärtigen Krise in der Branche hat freilich bereits eine Abwanderung tüchtiger Kräfte zu andern Berufen eingesetzt, so dass sich schon ein fühlbarer Mangel an gutgeschultem Fachpersonal bemerkbar macht.

Der Ruf nach neuen Fabrikationszweigen ist in der heutigen Krisenzeit sehr begreiflich. Nicht alle Industrien lassen sich aber in unserm Hochtal einführen. Es bedarf darin einer geographischen Anpassung, wie sie die Stickerei mit ihren leichten Produkten darstellte. Wie in den Jurahöhen nur eine Leichtwaren-Industrie gedeihen konnte (weitab von Rohstoff und Kohle), so können bei uns nur Industrien aufkommen, die sich den natürlichen Verhältnissen anpassen.

Bei der Einführung neuer Erwerbszweige in St. Gallen ist es zweckmässig, solche mannigfaltig zu gestalten. Just die Einseitigkeit unserer Stickereiindustrie liess die jetzige Krise besonders scharf hervortreten. Zürich und Basel mit ihrer vielseitigen industriellen Betätigung spürten die schweren Zeiten der Nachkriegsjahre viel weniger.

Mit Mut und Kraft und Hilfe aller geht gewiss auch diese schwere Zeit bei uns wieder vorüber und winkt der Stadt künftig ein neuer, guter Stern. Die strebsame, fleissige Bevölkerung bietet Gewähr dafür, dass die jetzige Not, wie so manche andere trübe Zeit, sieghaft überwunden werden kann.

Ausser der Stickerei sind nur wenig andere Industrien vorhanden, die eine höhere Arbeiterzahl aufweisen. Und selbst diese beschäftigen sich zu einem ansehnlichen Teil mit der Verarbeitung von Stoffen. Fabriken mit über 100 Arbeitern besitzt die Stadt (ausser den Stickereigeschäften) nur fünf (Strumpffabrik Rossner & Co. mit 120, Strickwarenfabrik Tanner & Co. 120, Stoffdruckerei J. J. Bruggmann A.-G. 125, Cartonnagefabrik und Buchbinderei Eichmüller 100 und die Färberei und Appretur Sittertal A.-G. mit zusammen 320 Arbeitern und Arbeiterinnen.

Unter den Fabriken mit 50—100 Arbeitern seien erwähnt: Die Schokoladefabrik Maestrani, ferner eine Strumpf-, eine Strickwaren-, eine Damenkleiderfabrik und eine lithographische Anstalt.

20—50 Arbeiter beschäftigen drei Strumpf-, zwei Hut- und zwei Herrenkleiderfabriken. Dazu gesellen sich je eine Gummiband-, Biscuits-, Confiserie-, Werkzeug-, Sack-, Kabel-, Schirm-, Möbel-, Strickwaren-, Kochfett- und Seifenfabrik, eine Wirkerei, eine Giesserei und eine pharmazeutische Fabrik.

Abschliessend sei eine Zusammenstellung gegeben über den Anteil der Beschäftigten unserer Gemeinde nach den verschiedenen Berufsgruppen. Darnach ergaben sich für das Jahr 1920 folgende Ziffern:

Landwirtschaft	Gewerbe	Industrie	Handel und Verkehr	Verwaltung, Geistige Berufe	Total der Erwerbstätigen
1375	7641	13498	8887	2428	33829

Leider fehlt eine neuere Statistik. Sie würde zweifellos in einzelnen Zweigen ein verändertes Bild erzeugen.*

Nie spielte früher in St. Gallen der **Fremdenverkehr** eine Rolle. Abgesehen davon, dass der eigentliche Fremdenverkehr überhaupt neueren Datums ist, fehlte es St. Gallen an irgend einem Anziehungspunkt. Schaffhausen hatte einen solchen im Rheinfall, der schon vor anderthalb Jahrhunderten viele Fremde anlockte.

Heute erscheinen in unserer Stadt Jahr für Jahr mehr Besucher. Mit Recht, denn St. Gallens Landschaft bietet „unerschöpfliche Quellen

*) Die Betriebsstatistik vom 1. Aug. 1929 konnte leider in dieser Arbeit nicht verwendet werden, da das Material statistisch noch nicht zusammengestellt und kontrolliert ist.

körperlicher und geistiger Neubelebung". Die zentrale Lage zwischen dem Bodensee und den Voralpen macht den Ort zu einem geeigneten Ausgangspunkt für zahlreiche kleinere Ausflüge, wie für weitere genussreiche Bergwanderungen ins Appenzellerland und Toggenburg. Wie herrlich ist schon der Blick von den Gipfeln des Stadtgemeindegebietes aus. Ob wir den Rosenberg, den Freudenberg, die Solitüde, die Berneck oder die Höhe des Peter und Paul ersteigen: Ueberall gewahren wir eine herrliche Rundschau. Nah und fern entrollen sich unserm Auge reizende Landschaften. Gegen Norden liegen die anmutigen Gefilde der Bodenseegegend, im Westen das fruchtbare Fürstenland. Im Süden und Osten schweift der Blick über die saftig grünen Wiesen, Weiden und Wälder des Appenzellerlandes zum Alpstein hin. Welche unendliche Fülle formenreicher Landschaftsbilder, welch reizvoller Wechsel in unserer prächtigen Gegend. Just dieser Wechsel verschiedenartiger, herrlicher Landschaftsbilder hebt St. Gallen an Reichhaltigkeit über manch andere Stadt. Mehr als bis anhin dürfte daher St. Gallen in Zukunft einem gesteigerten Fremdenverkehr sich öffnen.

D. Handel.

1. Der Leinwandhandel.

Der erste Handel in St. Gallen war ein Austausch- und Versorgungshandel. Produkte der Landschaft, wie Getreide, Milch, Butter, Käse, Fleisch, Gemüse, Wein, Holz usw. wurden gegen gewerbliche Erzeugnisse des Klosterortes eingetauscht. Aus dieser Wechselbeziehung entwickelte sich der Markt, der sein Einzugsgebiet allmählich weiter und weiter ausdehnte. Mit der Höherentwicklung des Gewerbes wuchs auch der Handel, der ja ein typischer, städtischer Erwerbszweig ist.

Einen lebhaften Aufschwung des Handels brachte die Leinwandindustrie, die zur Anknüpfung zahlreicher Beziehungen Anlass gab. St. Gallen entwickelte sich vom 13. Jahrhundert an zu einem Hauptzentrum im oberdeutschen Wirtschaftsgebiet, besonders in der Bodenseelandschaft. Die Grundlage der st. gallischen Industrie bildete der Hanf- und Flachsbaum, der in intensiver Weise in nächster Umgebung, im Thurgau, St. Gallischen und im Appenzellerlande seine Pflege fand. Schon im 15. Jahrhundert gelangte St. Gallen als erste Handels- und Industriestadt der Schweiz in führende Stellung. Neben ihm hatte lediglich Basel durch seine Schürlietzweberei,⁶ vom Ende des 15. Jahrhunderts an auch durch die Papierwarenfabrikation und Buchdruckerei industrielle Bedeutung. In Oberschwaben betrieben Ravensburg, Kempten, Wangen, Isny, Memmingen und Biberach, vom 15. und 16. Jahrhundert an auch Leutkirch, Kaufbeuren und Lindau und in der nächsten Umgebung von St. Gallen Wil, Lichtensteig, Rorschach, Amriswil, Arbon und Appenzell das Leinwandgewerbe.

Die Ausfuhr St. Gallens erstreckte sich weithin: nach Genf, dann nach dem Tirol⁸⁴ (schon 1336 nachgewiesen), nach Italien (Genua, Mailand, Venedig, Como, Mantua, Bologna, Florenz), Tunis, Cypern, Frankreich (Lyon, Paris, Avignon, Montpellier), Spanien (Saragossa, Barcelona, Valencia), Niederlande, England, Belgien (Antwerpen, Brügge), Deutschland (Nürnberg, Leipzig, Lübeck, Frankfurt, Breslau, Danzig), ferner im Osten nach Wien, Budapest usw. St. Galler Kaufleute erschienen auf den Messen und Märkten von Zurzach⁶, Genf, Nördlingen, Frankfurt, Leipzig, Lyon, Krakau, Warschau, Genua usw. Spielte die Stadt in der Politik nie eine grosse Rolle, so in hohem Masse im Wirtschaftsleben durch ihre Ausfuhrindustrie und ihren ausgedehnten Fernhandel. Dieser Gegensatz ist ein markantes Kennzeichen des mittelalterlichen St. Gallens. Um aus diesem Handel den grösstmöglichen Gewinn zu ziehen, drängten die St. Galler unter Vermeidung fremden Zwischenhandels bis zu den Verkaufsstellen selbst vor. Der einzelne Kaufmann hätte aus eigenen Mitteln dies zwar kaum vermocht. Für ihn traten daher kapitalkräftige Gesellschaften ein. Unter ihnen stand die Diesbach-Watt⁵-Handelsgesellschaft an erster Stelle. Sie entstand wohl zu Anfang des 15. Jahrhunderts (1. oder 2. Jahrzehnt) und setzte sich zusammen aus Teilhabern der Städte St. Gallen, Bern, Basel, Nürnberg und Breslau. Ihr Hauptgeschäftszweig war der Vertrieb der St. Galler Leinwand. Ausgedehnte Handelsbeziehungen und ein grosses Netz von Handelsniederlassungen und Stützpunkten bildeten wertvolle Grundlagen für den St. Galler Leinenhandel. Die Gesellschaft erschloss besonders den Nordosten unseres Kontinents (Russland, Litauen, Polen usw.), was für St. Gallen von lang andauernder, günstiger Wirkung blieb. Ausser mit Leinwand betrieb die Gesellschaft einen bedeutenden Zwischenhandel mit Nürnberger Metallwaren, Wachs und Pelzwerk aus dem Osten und spanischem Safran, der damals als Gewürz eine grosse Rolle spielte. Neben den Diesbach-Watt pflegten im mittelalterlichen St. Gallen die Mötteli-Gesellschaft, die Gesellschaft Ludwig Vogelweiders, die von Heinrich Hochrütiner, Hans von Watt und die Familie Zollikofer den Fernhandel.⁴ Nicht die Stadt als solche betrieb somit in jener Zeit den Handel, sondern es besorgte der Kaufmannsstand den Vertrieb der Waren.

St. Gallens Handel ist keineswegs durch eine bevorzugte Lage an einer Kreuzstrasse des Weltverkehrs, sondern vielmehr in einem abgeschiedenen Bergtal entstanden. Seine hohe Bedeutung verdankte der Ort vor allem einer tüchtigen, schaffensfreudigen und unternehmungslustigen Bevölkerung, für die ernster Fleiss ein charakteristischer Wesenszug ist. Dass die wohlorganisierten, energischen und weit-sichtigen kaufmännischen Gesellschaften durch ihren regen Handel das mittelalterliche Boten- und Transportwesen förderten, leuchtet ohne weiteres ein. Bei dem schlechten Zustand der Strassen der damaligen Zeit erfolgte übrigens der Transport der Leinwand vornehm-

lich in kleinen Fässern („Leinwandlägelen“) auf Maultieren. — Mancherorts eroberten sich die st. gallischen Kaufleute Zollerleichterungen und Privilegien. Schon 1387 schloss die Stadt mit Nürnberg einen Vertrag ab, für gegenseitige Zollbefreiung ihrer Handelsgüter. Aehnliche Vorteile genossen die St. Galler Kaufleute bei den Herren von Montfort, sowie auf den Messen von Genf, Lyon und an andern Orten. Von der grossen Bedeutung des st. gallischen Leinenhandels nach Frankreich bekommt man eine Vorstellung, wenn man erfährt, dass dort von 1616—27 auf 40 Messen rund dreissigtausend Leinwandballen im Werte von Fr. 50,000,000 eingeführt wurden. Uebrigens betrug die Produktion an Leinwand schon im 15. Jahrhundert in St. Gallen jährlich gegen 200,000 Ellen.

Allein es fehlte dem Aufschwung der Leinenindustrie und des Leinwandhandels auch nicht an Rückschlägen und Krisen. 1497 z. B. musste die Stadt Geld vorstrecken, um den Absatz der Leinwand zu finanzieren. (Vergl. Vadian II. 353 und Ammanns Wirtschaftsstellung S. 156.)

Nach dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts gingen die Leinenproduktion und deren Handel vor allem durch die aufkommende Baumwollfabrikation unaufhaltsam zurück, um schliesslich bald völlig zu verschwinden.

2. D e r B a u m w o l l h a n d e l.

Mit dem Aufkommen der Baumwollindustrie, deren Rohmaterial P. B i o n erst von Acre und Cypern, nachher von Saloniki, Guadeloupe und Ostindien bezog, kam auch der Baumwollhandel auf. Der erzeugte „Barchent“ oder „Bazin“ wanderte ebenfalls in „Lägelen“ bis Genf und Basel, in Kisten und Ballen bis Wien, Venedig, Mailand, Genua, Bozen, Paris und Strassburg. Die Fabrikation von gemischten Stoffen, wie z. B. der „geblümelten“ Leinwand, lösten bald den Handel mit Baumwollstoffen aus. Glarner Händler insbesondere kamen mit Garn allwöchentlich nach St. Gallen. Mit der Entwicklung und dem Aufblühen der Baumwolltuch- und Mousselineweberei, sowie der Stickerei hatte die st. gallisch-appenzellische Baumwollindustrie ihr Arbeitsfeld gleich nach der Mitte des 18. Jahrhunderts wohl bestellt. Der Absatz der Stickerei folgte bald den einstigen Handelswegen der Leinwand. In den Jahren 1785 und 1793 folgten böse Krisen. Zu dieser Zeit befasste sich das Kaufmännische Directorium mit der Frage „wie statt der bisherigen, sinkenden Handelszweige andere, nützliche entdeckt und eingeführt werden könnten.“ Der Krise folgten wieder bessere Zeiten, in denen besonders die st. gallisch-appenzellischen Mousseline- und Stickereiwaren nach zahlreichen Ländern wanderten. In der Folge dehnte sich durch die Entwicklung der Stickerei der Handel mit diesen Waren riesenhaft aus.*

*) Ueber die gesamte Entwicklung der Baumwollindustrie sei hier auf das grosse Werk „Industrie und Handel des Kantons St. Gallen“ von Dr. H. Wartmann, sowie auf die Jahresberichte der Kaufmännischen Corporation in St. Gallen hingewiesen.

3. Der Stickereihandel.

In den 20er Jahren des vorigen Säkulums begegnete der Absatz von Stickereien nach Norden, Westen und Osten mannigfachen Schwierigkeiten. Einzig Mittel- und Unter-Italien zeigten sich als gute Abnehmer. Bald wanderten, durch mit regem Eifer eingeleitete Unternehmungen, st. gallische Handelsprodukte nach Nord-, Mittel- und Südamerika; ebenso nach Nordafrika, Aegypten und weiter nach der Türkei. Insbesondere blühte der Absatz mit Buntwebereien zu den farbigen Völkern, z. B. nach Hinterindien, Ceylon und den Sunda-inseln. Von der Mitte der 40er und 50er Jahre an trat auch England in lebhaften Handel mit unserm Industriegebiet, sowohl für Buntwebereien, als auch für Stickereien; mit der Union, die sich nach der Krise von 1857 seit 60—70 Jahren massgebend für uns erwies, ging der grösste Absatz nach diesen beiden Ländern. Umgekehrt bezog unsere Industrie ihre hauptsächlichsten Mengen an Rohbaumwolle aus der Union und den englischen Kolonien Aegypten und Indien. Im Inland beträgt der Absatz kaum 2 %. Im Mittelpunkt des Stickereihandels steht der Exporteur, der seinen Sitz vorwiegend in der Stadt hat. Meist hat er selbst keine Maschinen. Dafür arbeiten in seinem Dienst die Maschinen besitzenden Lohnsticker, sowie die wichtige Gilde der Zeichner und Entwerfer. Zu deren Ausbildung dienen ausgezeichnete Zeichnungsschulen, wertvolle Sammlungen (Iklé-Sammlung), Museen, Wechselausstellungen usw. Beim Rösslitor wickelt am Mittwoch- und Samstag-Vormittag auf freiem Platz noch heute die Stickereibörse ihre Geschäfte ab. Zahlreiche Fabrikanten, Lohnsticker, Kaufleute und Fergger (von Fertiger = Vermittler) beleben an diesen Tagen den Geschäftsplatz. Die Warenausgabe zwischen Exporteur und Lohnsticker geschieht entweder direkt oder durch die Vermittlung des Ferggers.⁹⁷

Der rege Handel ^{14 a} blieb bis 1914 erhalten. Im Kriege sank die Menge der ausgeführten Industrieprodukte, doch wurde der quantitative Ausfall zunächst quitt gemacht durch wesentlich höhere Preise, die unsere Fabrikanten bezahlt erhielten. Bis 1920 beobachteten wir daher eine stetige Steigerung der Ausfuhrwerte. 1919 wurden St. Galler Stickereien ausgeführt im Werte von 425 Millionen Franken und noch 1920 betrug die Summe 412 Millionen Franken. Dann aber folgte ein rapides Sinken der Exportziffern. Folgende Zahlen mögen dies veranschaulichen:

Jahr	Menge q	Wert in 1000 Fr.
1885	36,600	91,000
1913	91,751	215,503
1918	44,571	283,128
1919	58,991	425,395
1920	55,783	411,960
1921	28,354	146,795

Jahr	Menge q	Wert in 1000 Fr.
1922	37,216	157,073
1923	40,644	161,332
1924	37,900	164,716
1925	31,775	132,674
1926	33,229	122,637
1927	33,977	120,272
1928	32,832	113,489

Veränderte Moderichtung, Schutzzölle und Einfuhrverbote, ausländische Konkurrenz, sowie der Valutazerfall in manchen Staaten sind die hauptsächlichsten Gründe des verhängnisvollen Rückganges von Stickerei-Industrie und -Handel. St. Gallen wurde mit seiner einseitigen Modeindustrie dadurch von einer Krise heimgesucht, die alle bisherigen Depressionen übertrifft.

Dem Jahresbericht¹⁵ des Kaufmännischen Directoriums pro 1928, sowie den Mitteilungen von Herrn Dr. Pfister⁷² entnehmen wir, dass unter den Abnehmern st. gallischer Stickereien heute noch Grossbritannien und die Union den ersten Rang einnehmen. 1928 betrug der Export nach Grossbritannien 24,5 Millionen Franken, nach den Vereinigten Staaten 9,5 Millionen Franken und nach Britisch Indien 10,5 Millionen Franken.⁷³

Das Wirtschaftsjahr 1928 verzeichnet nach demselben Bericht für die einzelnen Zweige unserer Industrie folgende zahlenmässige Ergebnisse:

Maschinenstickerei	1927		1928	
	q	Fr	q	Fr
Plattstichstickereien, Besatzartikel	11,527	38,855	9,845	33,341
Plattstichstickereien, Tüll- und Aetzstickereien	558	5,588	465	4,365
Plattstichstickereien, andere	17,913	59,179	17,764	57,419
Leinenstickereien	382	2,947	445	3,082
Seidenstickereien	267	3,301	241	3,588
Wollstickereien	18	109	26	162
	30,665	109,979	28,786	101,957

Gesamtausfuhr der Plattstichgewebe und Stickereien:

	1927		1928	
	q	Wert in 1000 Fr.	q	Wert in 1000 Fr.
Plattstichgewebe	1,180	3,989	1,097	3,756
Kettenstichstickereien, Vorhänge	1,518	4,861	2,042	5,914
Kettenstichstickereien, andere	622	1,401	901	1,780
Plattstichstickereien, Besatzartikel	11,527	38,855	9,845	33,341
Plattstichstickereien, Tüll- und Aetzstickereien	558	5,588	465	4,365
Plattstichstickereien, andere	17,913	59,179	17,764	57,419
Transport	33,318	113,873	32,114	106,575

	1927		1928	
	q	Fr.	q	Fr.
Transport	33,318	113,873	32,114	106,575
Handstickereien	6	73	6	82
Leinenstickereien	382	2,947	445	3,082
Seidenstickereien	267	3,301	241	3,588
Wollstickereien	18	109	26	162
	<u>33,991</u>	<u>120,303</u>	<u>32,832</u>	<u>113,489</u>

Die Maschinenstickerei zeigt nach dieser Zusammenstellung gegenüber 1927 einen Ausfall von rund 8 Millionen Franken. Auffallend stark ist der Rückgang an baumwollenen Besatzartikeln für Wäsche (von 11,527 q auf 9,845 q). Schuld an dieser Erscheinung ist die Mode, die in erster Linie die farbige Trikotwäsche, die leichte Seiden- und farbig mercerisierte Baumwollwäsche vorzieht.

Die feine Appenzeller Handstickerei zeigte 1928 im Verhältnis noch einen befriedigenden Geschäftsgang.⁶⁸ Ihre Artikel, wie Taschentücher, Bett- und Tischwäsche, Monogramme, bestickte Kissen und Decken, finden vornehmlich Absatz nach England, der Union und den nordischen Staaten.

Die Lorrainestickerei war ordentlich beschäftigt. Originelle Schnitt- und Farbenkombinationen fanden in billiger und einfacher Ausführung guten Absatz.

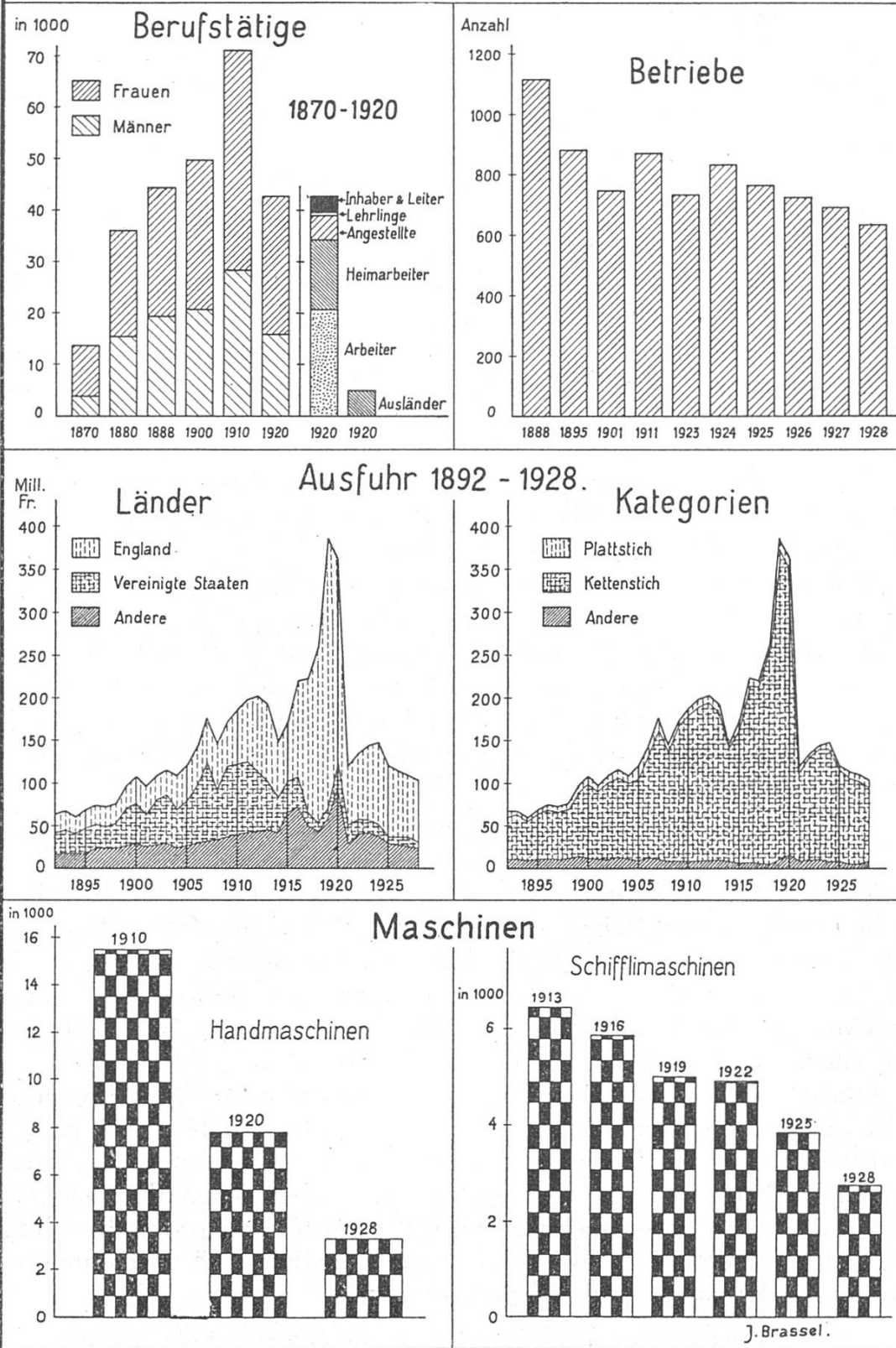
Unbefriedigend blieb der Geschäftsgang in der Ausrüsterei, in der Stückwarenausrüstung, in einigen Nebenzweigen, wie der Türkischrot- und Couleurfärberei.

Die geringe Steigerung der Bevölkerung, die Ansiedelung einiger neuer Industrien und die langsam aufkommende Bautätigkeit zeigen, dass die schwersten Krisenjahre und der grösste Tiefstand im allgemeinen wohl überwunden sind. Sicher wird sich auch der Handel wieder frisch beleben und hoffentlich mit neuen Industrien der Stadt wieder Aufschwung bringen. „Als Markstein¹ in der Vermehrung kaufmännischer Möglichkeiten für Handel und Industrie mag nicht zuletzt die 1928 erfolgte Schöpfung eines Zollfreilagers (im Lagerhaus) beitragen,“ das seine Entstehung der Initiative der kaufmännischen Corporation verdankt.

Dank des erhöhten Handels und der gesteigerten Industrie entwickelten sich in St. Gallen eine Reihe von Bankhäusern. Schon 1752 erfolgte in unserer Stadt die Gründung einer obrigkeitlichen Leinwandkasse, die freilich 1798 wieder einging. Das Kaufmännische Directorium rief indes 1787 die Gründung einer „Mousseline- und Baumwolltuchkasse“ ins Leben. Der Reihe nach folgten die Ersparniskasse der Ortsbürgergemeinde St. Gallen, sowie diejenige des Kaufmännischen Directoriums. Beide erhielten sich bis heute. Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an folgte sodann die Gründung weiterer, grösserer Banken, über deren Entwicklung Dr. Brühlmann

Die Stickereiindustrie

in graphischer Darstellung nach Angaben des eidgenössischen statistischen Amtes in Bern 1928.



42. Abbildung.

eine gute Zusammenstellung im neuen Führer von St. Gallen gegeben hat.²¹

Das Boten- und Postwesen.

Eine Folge des ausgedehnten Handels, zumal nach dem Ausland, war die Entwicklung eines regelmässigen Botenverkehrs. Schon im Mittelalter bestand, durch private Initiative ins Leben gerufen, ein solcher Botenverkehr für wichtige Brief- und Postsendungen, besonders nach Nürnberg, Feldkirch und Augsburg. In der Folge gründete die st. gallische Kaufmannschaft als treibende Kraft ein regelmässiges Botenwesen mit sicherem Botenritt. Dieses erste, organisierte Botenwesen, das sicher schon 1553 bestand, bezeichnete man als den „Ordinari“. Es war keine Post im heutigen Sinne. Die Boten reisten meist in wöchentlichen Abständen weg. Sie standen nicht im städtischen, sondern rein im Dienste der Kaufmannschaft. Von der Stadt trugen die Boten höchstens ein Abzeichen auf sich. Der Verkehr richtete sich vorab nach den Hauptzentren Nürnberg⁸⁵ und Augsburg. Offenbar erwies sich von Zeit zu Zeit eine Neuregelung des Botenwesens als notwendig. 1575 erfolgte die Organisation der Strecke St. Gallen-Lyon. Neben diesem privaten, entwickelte sich mit der Zeit der städtische Ratsbotendienst.

Die Obrigkeit bot den Bestrebungen des kaufmännischen Botendienstes im allgemeinen gerne Hand. Dies zeigte sich 1675 bei der Durchsetzung der Fischer'schen Posteinrichtung im Kanton Bern und 1678 bei Behinderung des Nürnberger Botenwesens durch die Reichspost (vergl. Näf, S. 448). Freilich fehlte es nicht an gelegentlichen Reibereien zwischen dem städtischen und dem kaufmännischen Botenunternehmen.

Schon im 16. Jahrhundert begannen die Taxis mit dem Botendienst zu konkurrieren; später auch die Klingenfuss in Schaffhausen. Noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts aber gab es 4 Boten für Nürnberg, die im „Nothveststein“ ihr Botenlokal hatten. Auf ihrer Reise berührten diese Boten damals Rorschach, Lindau, Ravensburg und Ulm. Die 350 km lange Strecke bis Nürnberg wurde gewöhnlich in 5 Tagen zurückgelegt. Bis Lindau, das von 1636 ein taxisches Bureau erhielt, ging ein besonderer Bote. Von hier ging die Italienpost ab. Ende des 17. Jahrhunderts wurde das Botenunternehmen nach Nürnberg eingestellt. Doch blieb das sich entwickelnde Postwesen bis 1798 im Einverständnis mit der Obrigkeit Eigentum der kaufmännischen Corporation.* Selbst als 1798 die Post von den helvetischen Oberbehörden als Staats- und Kantonsregal erklärt wurde, besorgte das Kaufmännische Directorium die Post weiter, freilich auf Rechnung der Staatsbehörden und unter deren Kontrolle.

* Als das Kaufmännische Directorium den Postverkehr an die Hand nahm, wurde als Postgebäude der Nothveststein bestimmt. Später erfolgten verschiedene Verlegungen des Postlokals.

1836 ging die Post vollends an den Staat über, der seine Räume im Stadthaus an der Schmiedgasse dafür öffnete. Von da siedelte das Postamt in die heutige Walhalla, dann ins Hauptpostgebäude beim Bahnhof; seit 1911 ist es hier untergebracht. 1849 wurde die Post von der Eidgenossenschaft übernommen; 1852 folgte der Telegraph. Seither besteht ein staatlicher Postverkehr, der erst mit Pferdegespannen den Fern- und Nahverkehr regelte. Heute haben wir statt dessen die Bahnen und eine Reihe von Autopostverbindungen. Letztere führen nach Heiden, Rehetobel, Engelburg, St. Josephen, Arbon, Waldstatt usw. Daneben besteht immer noch ein unregelmässiger, privater Botenverkehr für Güter, wie er seit altersher von verschiedenen Siedelungen nach der Stadt unterhalten wird. Schliesslich führt die neuerrichtete st. gallische Fluglinie Personen und Postgüter zum Weitertransport bis Zürich und Basel.

8. Verkehrslage, Wege und Verkehrsentwicklung.

Für die Entwicklung einer Siedelung ist deren Verkehrslage in hohem Masse von Einfluss. Freilich bedingt der Verkehr für sich allein noch keineswegs die volle Entfaltung einer Stadt. Zudem kann der Verkehrswert der Lage im Laufe der Zeiten wechseln. Siedelungen, die früher eine gewisse Bedeutung hatten, spielen heute keine grosse Rolle mehr und umgekehrt.

Gewisse Plätze besaßen durch alle Zeiten hindurch eine günstige Lage, die ihnen auch in Zukunft zum Vorteile gereichen wird. Andere Orte, besonders in erhöhter Schutzlage, wie Regensberg, Kyburg, Greyerz, Romont u. a. m. vermochten keinen direkten Anschluss an moderne Verkehrswege zu gewinnen. Bei diesen Siedelungen liegen die neuzeitlichen Verkehrsplätze, wie z. B. Bahnhöfe, abseits der Altstadt. Bei Regensberg entwickelte sich das in der Ebene gelegene Dielsdorf sehr stark, währenddem das genannte alte Städtchen völlig in seinem frühern Ausmass verharrte.

Bei jeder Siedelung haben wir zu unterscheiden die Nahverkehrs- oder Lokallage von der Fernverkehrslage. St. Gallen besitzt als Ganzes, trotz Tobeln und Bergen, eine ausgezeichnete Nahverkehrslage, d. h. es liegt verkehrsgeographisch günstig zu seiner nächsten Umgebung, wie dem Fürstenland, den beiden Appenzell, Toggenburg, Thurgau, dem Bodenseegebiet und Rheintal. Inmitten dieses wertvollen Hinterlandes bildet die Stadt ohne nennenswerte Grenzhemmnisse einen zentral gelegenen Punkt, nach dem heute aus allen Richtungen Strassen, Wege, Bahnen und Autolinien einmünden. Demgegenüber ist die Fernverkehrslage, wie z. B. die Lage in der Schweiz oder die internationale Lage unserer Stadt ungünstig. In dieser Beziehung geniessen Zürich, Luzern, Basel, Lausanne weit mehr Vorzüge. Auch die Alpenstadt Innsbruck hat im Schnittpunkt der Brennerbahn und Arlbergbahn eine viel günstigere Verkehrslage, sowohl in Nord-Süd- als auch in West-Ost-Richtung.

Ueberall erweist sich die Verkehrslage abhängig von der Oberflächengestalt. Diese Abhängigkeit vom Gelände war früher wesentlich grösser als im Zeitalter unserer hochentwickelten Technik, die mächtige Tunnels, kühne Brücken u. dergl. baut. St. Gallen besitzt in den Sitterbrücken prächtige Dokumente dieser Art, ebenso in seinen Tunnels (Rosenberg und Stadttunnel). Daneben bleibt aber infolge mangelnder Durchtalung Nord-Süd und Nordwest-Südost der Verkehr in diesen Richtungen stetsfort gehemmt, währenddem sich die Verbindung Südwest-Nordost gegen Wil, Winterthur, Zürich und anderseits gegen Rorschach, Rheintal, Bregenz, Lindau viel günstiger gestaltet.

Die zentrale Lage im oben geschilderten, kulturell hochentwickelten Einzugsgebiet trug wesentlich dazu bei, die Entwicklung der Stadt zu fördern. Die heutige Verbindung St. Gallens mit dem fruchtbaren, wirtschaftlich reichen Hinterland ist trotz mancher Hemmnisse durchaus gut. Dem 19. und 20. Jahrhundert mit seinen neuen Verkehrsgrundlagen, seinen Umwälzungen, seinen neuen Strassen und Bahnen, der Abschaffung der Zölle und Wegschraken usw. gebührt das Hauptverdienst der gesteigerten Verkehrsentwicklung. Die Gegenwart sucht den Verkehr stets noch zu heben. Durch Elektrifikation der Bundesbahnen, die Anlage eines zweiten Geleises auf der Hauptbahnlinie, durch die Einführung von rationellen „Oelmaschinen“ (Bodensee-Toggenburgbahn), durch den Ausbau der Autolinien und durch den Anschluss an internationale Luftschiffahrtslinien suchen Behörden, Kaufleute u. a. m. unablässig St. Gallens Verkehrsstellung zu heben und dadurch indirekt den Handel, das Gewerbe, die Industrie und Kultur erneut zu fördern.

St. Gallen muss seine Verkehrsbedeutung mit allen Kräften wahren und fördern, zumal es nicht die Lagevorteile von Basel, Schaffhausen, Zürich und manch andern Städten besitzt.

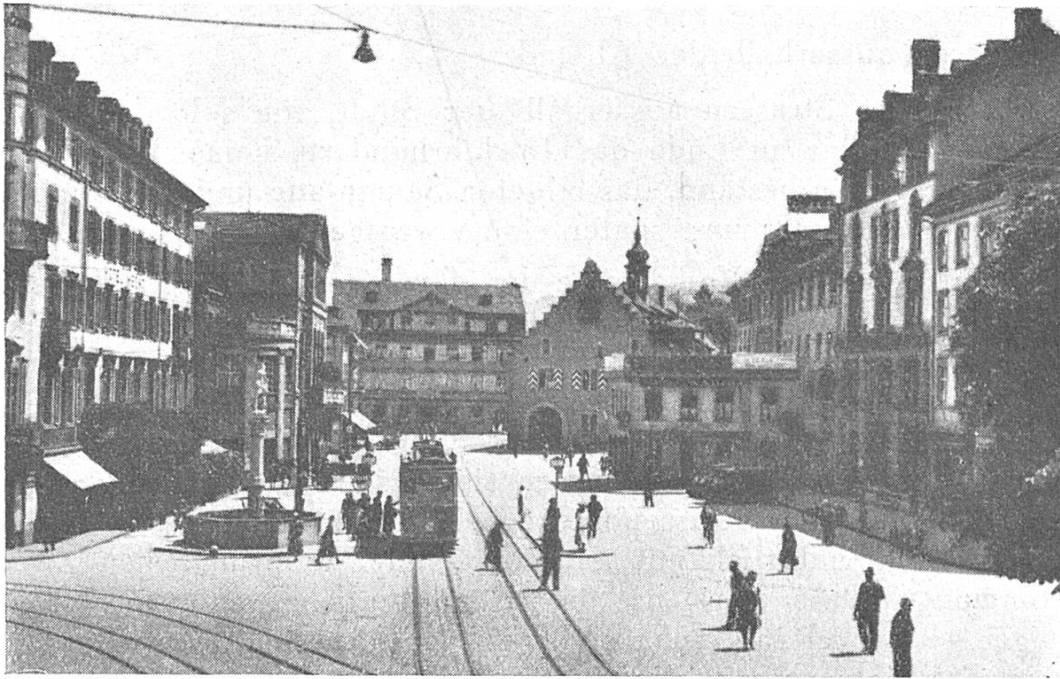
A. Die Strassen.

a) Die Verkehrswege bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

1. Strassen in der Altstadt.

Mit der Erstellung der Stadt kam es darin auch zur planmässigen Anlage von Strassen. Deren älteste waren in ihrem Verlauf gebunden an die Tore. Viele Strassen verliefen krumm. Indem die Szenerie dadurch mit jedem Schritt wechselte, zeigten sich abwechslungsreiche Bilder, meist von ungestörter ästhetischer Wirkung. Die krumme Speisergasse ist heute noch ein solches Dokument.

Die Strassen der Altstadt erwiesen sich als konservatives Element. Wohl sind da und dort Veränderungen eingetreten. Im grossen ganzen aber ist unser Strassenbild dasselbe, das anno 1422 mit dem Wiederaufbau der Stadt in Erscheinung trat. Manche Verbindungen



43. Hecht- und Theaterplatz mit dem Kaufhaus (Treppengiebel), „Nothveststein“, Theater.



44. Marktplatz.

tragen stets noch den Namen früherer gewerblicher Tätigkeit, z. B. die Bleiche-, Weber-, Metzger- und die Schmiedgasse.

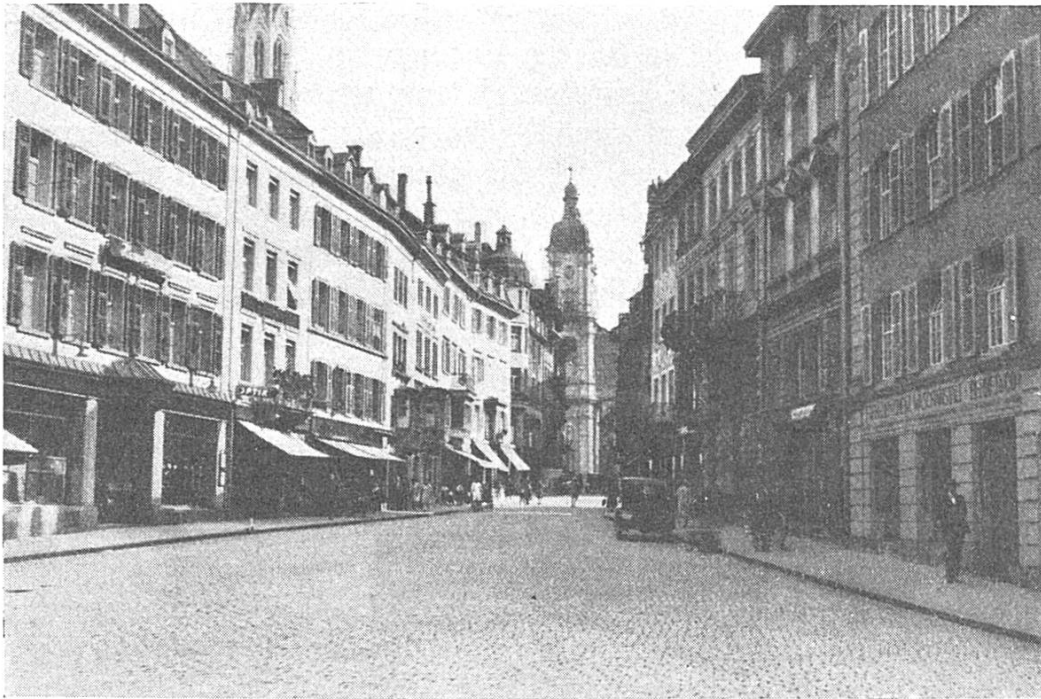
2. Strassen ausserhalb der Altstadt.

Eigentliche Strassen ausserhalb der Stadt, wie solche heute bestehen, gab es bis zu Ende des 18. Jahrhunderts keine. Was früher an Verkehrswegen bestand, das bildeten Saumpfade und Gewohnheitswege für Fussgänger und später einige wenige Fahrstrassen.

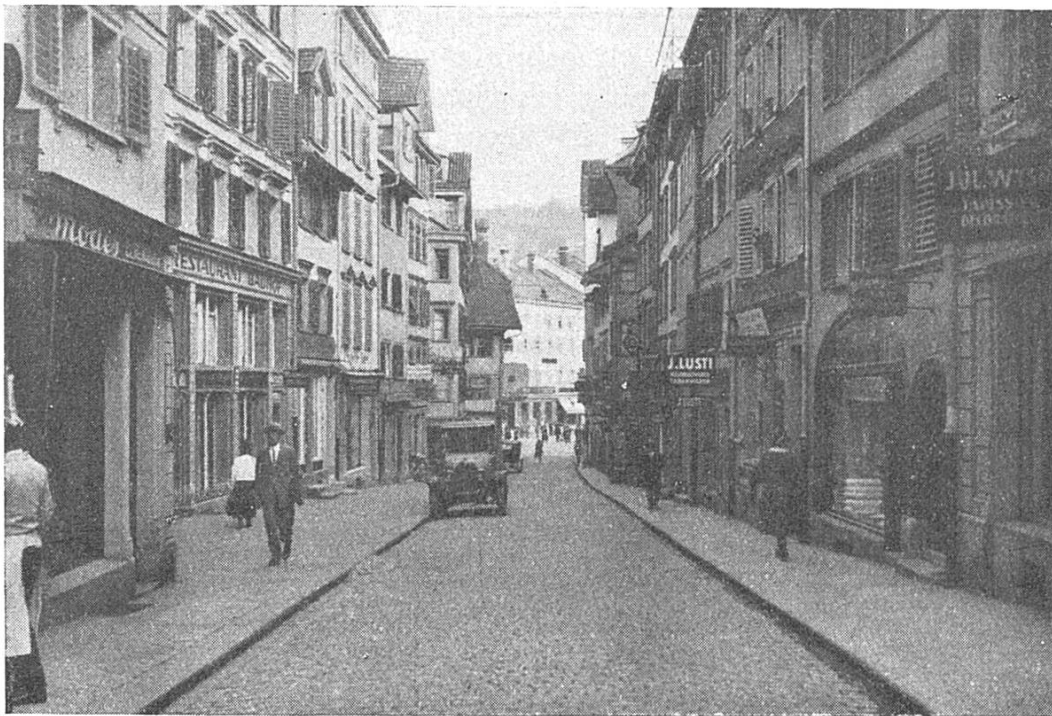
Bei der geringen Volksdichte der damaligen Zeit bestand freilich auch ein wesentlich geringeres Verkehrsbedürfnis als heute. Saumwege stellten bereits einen Kulturfortschritt dar. Schon diese primitiven Verbindungen, dann aber vor allem die aufkommenden Fahrstrassen liessen Zölle, Schlagbäume-, Weg- und Brückengelder aufkommen. Solche Abgaben erhielten sich bis ins 19. Jahrhundert hinein. An der grossen Strassenbrücke bei Stocken ist das alte Zollhaus noch erhalten, natürlich mit anderer als der ursprünglichen Zweckbestimmung. Dass übrigens die alten Verkehrswege, infolge der weniger entwickelten Technik, enger von der Bodengestaltung abhingen, ist einleuchtend. Berge, Schluchten und Tobel bildeten weit mächtigere Hindernisse als heute. Zwar überstiegen die Wege die Bergsättel in ähnlicher Weise, wie die heutigen Strassen, aber bei Schluchten und Tobeln zog man ehemals zum Wasser hinunter an Furten, Führen und Stege.

Zweifellos die beste Verkehrsverbindung von St. Gallen aus bestand nach Wil-Zürich. Hier konnte man zur Hauptsache in verhältnismässig ebenem Gelände auch mit mehrspännigem Wagen durchfahren. Erst vom Multertor, später vom Scheibenertor aus führte diese Strasse nach Bruggen, von da (bis anno 1811) in Windungen nördlich der heutigen Strassenbrücke ins tiefe Sittertobel hinunter.⁹¹

Wichtig war die Verbindung nach Rorschach. Auf diesem Wege kamen über Lindau Korn, Salz, Nürnbergerwaren und vom Rheintal her Getreide und Wein. Der älteste Weg nach Rorschach führte erst durch das Speisertor und den Linsebühl zum Tempelacker; von da gegen das Gemeindehaus St. Fiden ins Gebiet des heutigen Bahnhofs und schliesslich als Hohlweg zur Steinach hinunter; darnach wieder hinauf gegen Steffishorn, Ziel und Riedern und über Goldach nach Rorschach hinunter. 1468 kam mit der Erstellung einer hölzernen Brücke übers Martinstobel eine zweite Verbindung mit Rorschach zustande. Diese zog vom Linsebühl über Hagenbuch, Hofweg zur Martinsbrücke und über Untereggen nach Rorschach. Unter dem hochherzigen Abt Beda wurde 1774—78 mit grossen Opfern der Strassenzug Rorschach-St. Gallen-Wil neu angelegt und um- und ausgebaut, obwohl sich die Stadt dem Unternehmen recht unfreundlich erzeigte. Die Hungersnot von 1771—72 liess übrigens den Wert guter Verkehrswege deutlich erkennen.



45. Die trichterförmige Marktgasse als Typus einer alten Geschäftsstrasse.



46 Die Metzgergasse mit teilweise schmalen und ungleichhohen Häusern.

Ihren Anfang nahm die äbtische Strasse in Rorschach. Von da zog sie über Riedern, die Untere Waid, Ziel, Steffishorn, Neudorf, St. Fiden, über die Bleichen durchs Brühlthor in die Stadt, und aus ihr durchs Scheibenertor nach Bruggen. Hier gings wie ehemals zur Sitter hinunter und wieder hinauf nach Kräzern, alsdann über Gossau nach Wil. Diese äbtische Strasse ist streckenweise noch im Gebrauch; andere Teile bilden Nebenstrassen, wieder andere Stücke sind eingegangen. Der Strassenbau Abt Bedas bedeutete für die Nordostschweiz einen Markstein im Verkehrswesen. Von dieser Zeit an regten sich Strassenbau-Bestrebungen, zumal im Rheintal und im Appenzellerland.

Im östlichen Teil der Stadt, an der heutigen Rorschacherstrasse entstanden dadurch, sowohl im Krontal als später auch im Neudorf eine Reihe von Häusern. Die Strasse wirkte hier unbedingt siedelungsfördernd, zumal seit der Erstellung der jetzigen grossen Verkehrszüge.

Nach Süden führten ins Appenzellerland bis ins 19. Jahrhundert hinein bloss Fusspfade und Saumwege. Wie im Westen und Nordwesten die Sitter und im Osten und Nordosten die Goldach, so versperrten nach Süden die Urnäsch, der Wattbach, die Sitter und mit diesen Gewässern verschiedene Bergkämme mehrfach den Weg. Eine der schlimmsten Strecken führte über die Hundwiler Leiter in das steile Sitter- und Urnäschtobel und die „zwei Brücken“ nach Stein und Hundwil.

Herisau erreichte man über Kräzern. 1783 entstand von da eine Strasse über Hof, Schloss Sturzenegg nach Herisau und ebenso eine solche von Gossau aus mit gleichem Endziel.

Ziemlich zur gleichen Zeit erfolgte eine Weganlage über Hagenbuch, Muschelnberg und Hub nach Speicher (1789). Der Hauptweg hieher führte durchs „Steingrübli“ über Jüch nach Kapf zum „Schwarzen Bären“ nach Loch, Hohenwiesen und Vögelinsegg. Ein weiterer Weg nach Speicher war der bis Schaugen und von da über die Landschaft. Schliesslich erreichte man Speicher und Trogen auch über St. Georgen und das obere Steinachtal. Schon im Mittelalter bestand von Trogen aus ein brauchbarer Saumweg über den Ruppen.

Teufen und Gais gewann man auf verschiedenen Wegzügen, die streckenweise eigentliche Hohlwege darstellten. Einmal wanderte man gegen St. Georgen. Hieher führten ein Staffelweg durch das Mühltobel und ein Fussweg über Buch. Von St. Georgen folgte der Weg einerseits über „Bädli“, Stuhlegg, Gaiseregg nach Gais; anderseits über Brand, Schäflisegg nach Teufen. Ein verhältnismässig spät entstandener Weg ging von der Stadt über Gallenbrunn, Platten, Riethüsli, Liebegg und Stalden nach Teufen. Dieser Weg wurde 1806 vom Multertör über das Kugelmoos nach Platten und 1816 über die Lustmühle geleitet. Von da folgte damit auch die Verbindung nach Hundwil und Stein.

Nach Norden und Nordosten gingen Hohlstrassen gegen den Thurgau. Einerseits zweigte eine Verbindung vom Platztör ab über

den Laimat, Rotmonten, durch den Bruggwald, Ziel, Steg nach Wittenbach; anderseits über St. Jakob, Heiligkreuz, Armenhub und das Kappelgut bei Kronbühl.

Nach Steinach gelangte man über Harlachen (an der Rorschacherstrasse), Guggeien und Mörschwil.

Gegen Norden und Nordwesten wanderte man über den Rosenberg und den Hätternsteg nach Engelburg; weiter über die Spieseggbrücke nach St. Josephen und Abtwil.⁹¹

Die schlechten, alten Wegverbindungen hatten zur Folge, dass man sie, abgesehen von der Wilerstrasse, höchstens mit ganz kleinen Wägelchen, oft mit blossen Schleppgabelwägelchen, befahren konnte. Mehr als heute ging oder ritt man oder liess sich in von Pferden oder Menschen getragenen Sänften befördern. Weitaus die meisten Waren der nächsten Umgebung wurden auf den Rücken von Saumtieren befördert. Zahlreiche Verwendung fanden die Rückenkörbe („Kränzen“), ferner „Reffe“, die man heute noch sieht für Käse- und Buttertransporte (Appenzellerland, Toggenburg usw.).

b) Neuzeitliche Strassen.

Sie sind ein Produkt des 19. und 20. Jahrhunderts. In der Altstadt konnte der Ausbau der Strassen nur in bescheidenem Masse erfolgen, da vor allem die bestehenden Häuserfronten eine Verbreiterung nicht zulassen. Konservativ haben sich deshalb in grossen Zügen die alten Strassenzüge erhalten. Immer noch finden wir hier malerisch krumme Gassen und stets noch können die Markt-, Speiser-, Multer- und Neugasse als Hauptstrassen bezeichnet werden. Daneben erhielten sich die alten Aufteilungs- und Verbindungsstrassen.

Dem Streben nach Befreiung von Verkehrshemmnissen fielen die alten Tore und Türme, das Rathaus und wegen verschiedener Ab- und Durchbrüche (Neu-, Brühl-, Spital- und Glockengassedurchbruch usw.) mehrere andere Bauten zum Opfer. An deren Stelle oder daneben entwickelten sich mitunter kleinere freie Plätze. Hauptplatz in der Altstadt blieb der Marktplatz, an dessen unterm Ende heute zwei Strassenbahnlinien zusammenlaufen.

Der moderne Verkehr mit seiner Unzahl von Autos ist in der Altstadt teilweise beeinträchtigt durch die engen Strassen und durch verschiedene Bauten, Brunnen u. dergl. Es bleibt der Zukunft vorbehalten, an verschiedenen Stellen in dieser Hinsicht freiere Bahnen zu schaffen für den neuzeitlichen Verkehr.

Ausserhalb der Altstadt sind die vielfach asphaltierten oder gepflasterten Strassen breiter und gerader. Die intensive Vergrösserung der Stadt im letzten halben Jahrhundert rief einem reichen Ausbau guter Haupt- und Nebenstrassen. Nach verschiedenen Plätzen laufen die Strassen strahlenartig zusammen (Bahnhofplatz). Die Hauptstrassenstränge durchziehen unsere Talung von Südwesten nach Nord-

osten. Gegen Norden zu bildet der Rosenberg nach wie vor ein Hemmnis, weshalb ihn die grössern Strassen (nach dem Thurgau und nach St. Josephen-Engelburg) umgehen, während ihn die Stadtstrassen in mehrfachen Kurven ersteigen (Greifenstrasse, Tigerbergstrasse usw.). Nach Süden und Norden zu sind die Strassen der Stadt eigentliche Steigungsstrassen (St. Georgen-, Berneck-, Gottfried Keller-, Teufenerstrasse usw.).

Infolge der topographischen Verhältnisse finden sich an den beiden Talhängen zahlreiche Treppen (Schlössli-, Rosenberg-, Falkenburgtreppe usw.). Darin ist unsere Stadt Zürich und Lausanne ähnlich.

Die Strassen der modernen Stadt lassen sich klar in zwei Gruppen gliedern. Einmal haben wir die schon beschriebenen Strassen der Altstadt (innerhalb der ehemaligen Mauern). Um diese besteht eine äussere Ringstrasse, die den einstigen Stadtgraben begleitet (Obere und Untere Grabenstrasse, Thor-, Burggraben- und Moosbrückstrasse). Solche Ringstrassen sind in vielen Städten des In- und Auslandes wahrzunehmen.

Eine zweite Gruppe stellen die Strassen ausserhalb der Altstadt dar. Es sind dies die neuen, breiteren Verkehrswege, die sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts entwickelten. Sie passen sich ebenfalls der Oberflächenform an, indem sie Steigungen, Senkungen und Krümmungen mitmachen.⁴⁹ Viele der neuen Strassen bilden regelmässige, geradlinige Anlagen in Schachbrettform, nach dem Muster amerikanischer Städte (Davidstrasse, Vadianstrasse, Lachen, Vonwil usw.).

Ein Teil der Strassen sind Durchgangsstrassen, die von andern Siedelungen in unsere Stadt und wieder darüber hinaus ziehen. Von ihnen zweigen weitere Hauptstrassen als Längs-, Schräg- oder Querstrassen ab. So ergibt sich ein ansehnliches Netz von Haupt- und Nebenstrassen, die zum Teil unter sich wieder parallel verlaufen. Durch diese Haupt- und Aufteilungsstrassen ist eine leichte Verkehrsmöglichkeit geschaffen, sowohl von der Stadt zu den Vororten, als innerhalb der einzelnen Stadtteile selbst.

In diesem Zusammenhang sei hingewiesen auf die **Strassen-
n a m e n** :

Strassennamen sind geographisch in zwei Fällen recht aufschlussreich. Einmal, wenn durch sie Bodenformmerkmale angedeutet werden, so dann, wenn die Namen Stadtgrenzen (Grabenstrasse) oder wirtschaftliche Eigentümlichkeiten angeben (Gerbergasse, Multergasse usw.).

Selbstverständlich können wir nicht alle Namen hier aufzählen. Wir greifen vielmehr nur einige der wichtigsten Klassen und deren Vertreter heraus, ohne Rücksicht darauf, ob sie in der Alt- oder Neustadt unseres Ortes auftreten.

Manche der Alt- wie der Neustadt-Bezeichnungen weisen hin auf ein Gewerbe, eine bestimmte Tätigkeit oder auf bestimmte Berufsklassen, z. B.: Metzger-, Multer- (Bäcker), Ledergerber- (jetzt Neugasse), Weber- und Schmiedgasse, dann Mühlenstrasse, Walkeweg, Brühlbleiche und Bleichestrasse.

Manche Namen geben Aufschluss über die topographischen Verhältnisse, den Untergrund, Gewässer, die Form der Strasse usw., wie z. B. Bachstrasse, Bergstrasse und Bergtreppe, Bogenstrasse, Büchelstrasse, Espenmoosstrasse, Felsenstrasse, Felsenweg, Fluhweg, Gerhaldenstrasse, Haldenhof, Höhenweg, Hügelstrasse, Lochstrasse, Martinsbrückstrasse, Mühlensteig, Mühlentreppe, Riedtgasse, Riethüsli, Ringelberg, Sittertal, Sittertobel, Steinachstrasse, Talhofstrasse, Talstrasse, Tobelstrasse, Wassergasse usw.

Auf gewisse Kulturen, Gutsbesitz, Gärten oder eine bestimmte Kultur-tätigkeit weisen Bezeichnungen hin, wie: Scheibenacker-, Schiltacker-, Sternacker-, Tempelacker-, Treuacker-, Wald-, Weiherweid-, Klosterweidli-, Rütistrasse, Stocken.

An Pflanzen- und Tiernamen, die freilich häufig bloss bildlich gewählt wurden, erinnern folgende Bezeichnungen: Apfelbergstrasse, Birnbäumenstrasse, Buchenwaldstrasse, Dreilindenstrasse, Tannenstrasse, Pfauengasse, Finkenweg usw.

Auf andere Ortschaften oder sonstige geographische Bezeichnungen und auf bestimmte Richtungen weisen hin die Namen: Berneckstrasse, Teufenerstrasse, Bildstrasse, Zürcherstrasse, Birtweg, Fürstenlandstrasse, Feldlistrasse, Gäbrisstrasse, St. Georgenstrasse, Heinrichsbadweg, Herisauerstrasse, Lämmisbrunnstrasse, Rehetobelstrasse, Remishubstrasse, Rickenstrasse, Rorschacherstrasse, Speicherstrasse, Vonwilstrasse usw.

Bestimmte Gebäude und Zentren bezeichnen (verschwundene oder erhaltene): Bahnhofstrasse und -Platz, Bankgasse, Güterbahnhof, Kornhausstrasse, Museumstrasse, Schulstrasse, Spitalgasse, Stationsstrasse, Theaterplatz, Volksbadstrasse, Waisenhausstrasse, Zeughausgasse, Zollhausstrasse.

An historische Bauten oder Wehren erinnern: Burggraben, Damm, Wallstrasse, Falkenburg, Grabenstrasse, Hochwachtstrasse, Torstrasse, Turmgasse, Wehrstrasse, Burgstrasse.

An alte Geschlechter, historische Gestalten von St. Gallen oder der Schweiz, an Dichter, Künstler usw. erinnern: Bedastrasse, Blarerstrasse, Müller-Friedbergstrasse, Ulrich Röschstrasse, Uli Rotachstrasse, Vadianstrasse, Zilystrasse, Gallusstrasse, Dierauerstrasse, Ekkehard-, Tell-, Dufour-, Winkelried-, Zwingli-, Scheffel- (Hadwigstrasse), Böcklin-, Heine-, Lessing-, Goethe-, Gottfried-Kellerstrasse usw.

An religiöse Verhältnisse, Einrichtungen oder Bauten erinnern: Gallusstrasse, Heiligkreuz-, St. Josephen-, Kapellenstrasse, Katharinen-, Kirch-gasse, St. Magniberg, St. Fiden, Kirchlistrasse, Klosterhof, St. Leonhardstrasse, Notkerstrasse, Othmarstrasse.

Das letzte Jahrhundert hat zum Teil Namen gewählt von bekannten oder berühmten Personen. Dies kannte man im Mittelalter weniger. Wenn dazumal eine Strasse nach einer Person benannt wurde, so galt das dem Besitze, den der Betreffende hatte, nicht seinem Ruhme. In diesem Sinne haben die alten Strassennamen mehr Anziehendes und häufig in ihrer Eigenschaft als Urkunden auch mehr praktischen Wert. Uebrigens haben einige alte Gassen ihren Namen gewechselt, z. B. die Ledergerbergasse (heute Neugasse), die Heidengasse (heute Schwertgasse), die Judengasse (heute Hinterlaubengasse).

Die **Z u f a h r t s s t r a s s e n** vom benachbarten Land zur Stadt haben im 19. Jahrhundert eine riesige Veränderung durchgemacht. Zwei Gründe sind es vorab, die das Aufleben des Strassenverkehrs schon vor dem Erscheinen der Bahnen beeinflussten: die Verstaatlichung der Strassen (Kanton St. Gallen 1831) und die Aufhebung der Zölle und Weggelder (1848). Die hauptsächlichsten Anlagen der heutigen Staatsstrassen erfolgte in den 20er, 30er und 40er Jahren des vorigen Säkulums. 1812 schon kam es zum Bau der Zürcher-

strasse; bald folgten die Rorschacher- und Thurgauerstrasse. 1834 bis 1843 begannen die Verbesserung und der Ausbau der Strasse St. Gallen-Lustmühle-Teufen. 1841—42 folgte die heutige Speicherstrasse über Notkersegg, Kurzeegg, Schwarzer Bären, Vögelinsegg, Speicher, Trogen. In die gleiche Zeit fällt der weitere Ausbau der Strasse nach Wil und Rorschach-Staad; ebenso wurden nach Erneuerung der Martinsbrücke von 1842—45 einerseits die Verbindungen von da bis Untereggen und Goldach, und anderseits bis Eggersriet-Heiden geschaffen, schliesslich dazu die Strasse über Zweibrücken nach Rehetobel. 1848 erhielt St. Georgen über Buch eine Strassenverbindung mit der Stadt. 1850 entstand die Laimatstrasse.

Heute ist unser Strassennetz reichlich ausgebaut. Allein, die Neuzeit mit ihren modernen Ansprüchen für den Autoverkehr verlangt weiteren Ausbau, der sich vor allem auf Verbreiterungen, Differenzierungen, Materialverbesserungen, Gerad- und Freilegungen zu erstrecken hat.

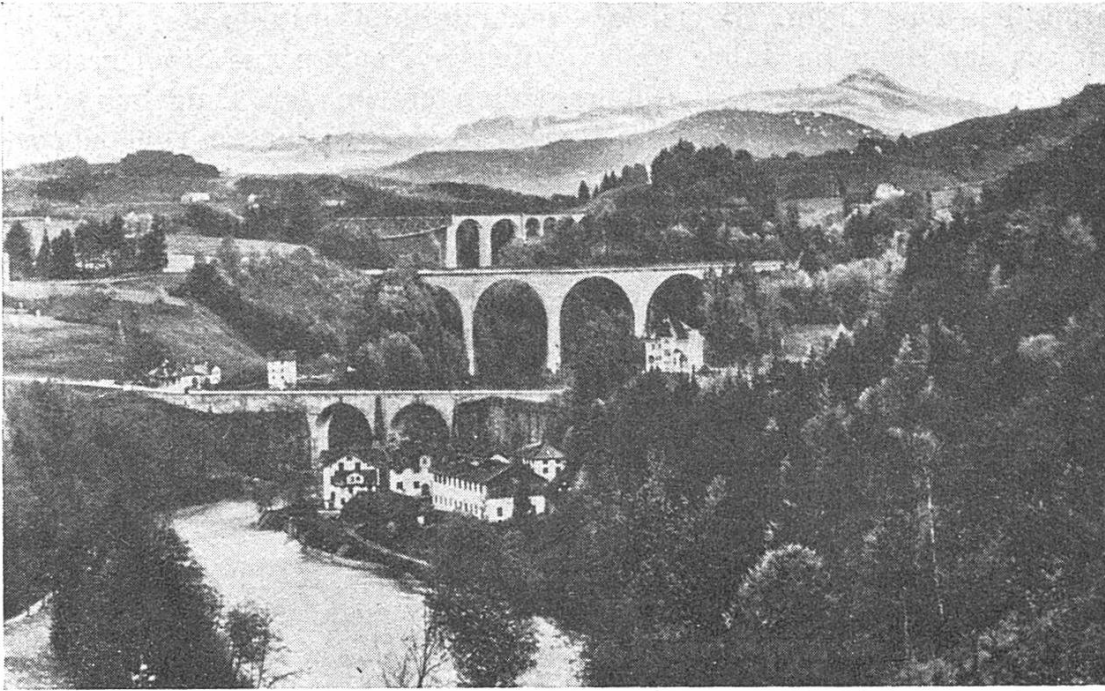
Betrachtet man den Verlauf der Hauptstrassen, die unserer Stadt zustreben oder von hier ausstrahlen, so gewinnt man den Eindruck, dass die Siedelung trotz Bergen und Tobeln einen günstigen lokalen Strassenknoten darstellt.

Nie bildete freilich St. Gallen ein Eingangstor wie Basel, Genf oder Zürich, nie einen Strassenknoten von internationaler Bedeutung wie Berlin, Wien, Paris, und nie einen militärischen Stützpunkt. Dafür war es auch nie ein wichtiger Kampfplatz.

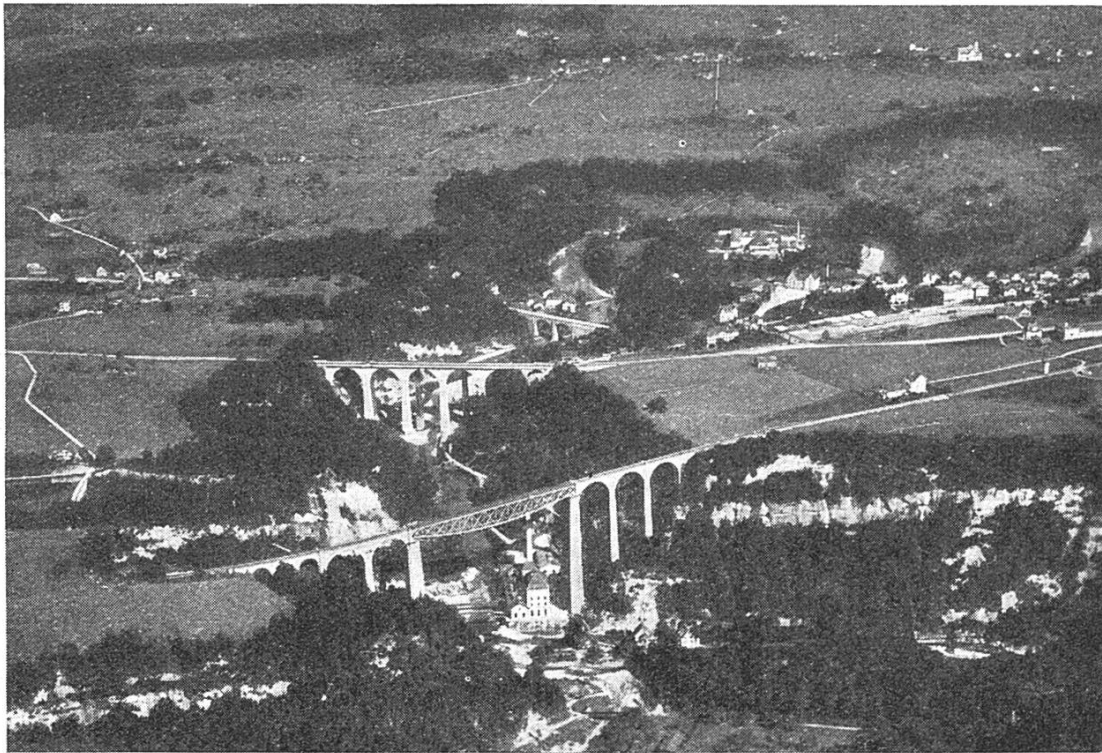
B. Brücken.

Mit der Verbesserung und dem Ausbau der Strassen ging die Erstellung von Brücken teilweise Hand in Hand. Urprünglich überschritt man die Bäche und Flüsse an untiefen Stellen, den Furten. Dann kamen niedere Stege und Holzbrücken, die sich nur wenig über das Wasser erhoben. Breite Flüsse erhielten ihre Fähren. Fast allgemein stieg man aber bis ins 18. Jahrhundert hinein in unserer Gegend noch an die Flüsse hinunter, was bei starkem Gefälle oft recht unangenehm und mühsam war. Abt Bedas Sitterbrücke lag zu Ende des 18. Jahrhunderts noch in der Tiefe. Erst die, 1807—11 durch J. Haltiner erstellte Kräzernbrücke bedeutete eine ansehnliche Ueberwindung topographischer Schwierigkeiten. Der steinerne Brückenbau, der 25 m hoch, 12 m breit und 177 m lang ist, galt als ein technisches Wunderwerk der damaligen Zeit. Schade, dass diese Brücke für den heutigen Verkehr zu tief liegt. Unweit dieses Ueberganges nehmen sich die alte, holzgedeckte Wattbach- und Sitterbrücke beim Kubel, der grossen Strassenbrücke gegenüber sehr bescheiden aus.

1856 erfolgte die Fertigstellung der Eisenbahnbrücke über das Sittertobel. Ihre Befreiung von der Oberflächenform ist noch auffallender, indem sie die hohen Uferkanten des Sittertobels direkt mit-



47. Das Sittertobel mit seinen Brücken von Norden gesehen.
Im Vordergrund, bei der Häusergruppe an der Sitter, stand ehemals der älteste Uebergang. Darüber folgt die heutige Strassenbrücke, dann der Steinbau der S. B. B. und im Hintergrund die Brücke der B. T. B.



48. Die Sitterbrücken von Süden gesehen (nach einer Aufnahme der Ad Astra).
Im Vordergrund die Brücke der B. T. B.

einander verbindet (Höhe 61 m, Länge 168 m.) Die Brücke war ursprünglich aus Eisen. Bei ihrer Neuerstellung infolge des Doppelgleises der Bahn im Jahre 1926 wurde der Neubau aus Stein erstellt.

Die kühnste aller Flussüberspannungen in der Umgebung der Stadt ist die, 1911 erstellte Sitterbrücke der Bodensee-Toggenburgbahn (Höhe 98 m über der Flußsohle, Länge 373 m). Sie ist an den Seiten aus Stein, im Mittelstück aus Eisen.

Die drei Brücken über die Sitter in ihrem stufenweisen Höherklimmen sind eine selten schöne, geographische Erscheinung. Sie zeigen, wie sich der Mensch durch vervollkommnete Technik von der Bodenform unabhängig machte.

Interessant ist auch die Wandlung in der Art des Baumaterials. Erst kamen Holz, nachher Steine, dann Eisen, darauf Steine und Eisen und bei der zuletzt erstellten Brücke wieder Stein in Anwendung.

Im Osten der Stadt geschah schon 1468 der Bau einer Brücke übers Martinstobel, an Stelle eines uralten Steges. In seiner heutigen Gestalt stammt dieser Uebergang aus dem Jahre 1876.

An andern Brücken und Stegen in nächster Umgebung der Stadt seien genannt: Zweibrücken am Wattbach-Sitterzusammenfluss; Zweibrücken an der Goldach; die Spieseeggbrücke,* der Hätternsteg, die Erlenholz- und Lehnbrücke (westlich Wittenbach) und die Gmündertobelbrücke.

C. Die Eisenbahnen.

Die Bahn brachte eine Neubelebung und Verkehrsumwälzung, die für die Stadt von grösster Bedeutung wurde.

Im Jahre 1856 fuhr der erste Zug in St. Gallen** ein. Damit beginnt eine neue Aera des Verkehrs und der Entwicklung der Stadt. Es ist kein Zufall, dass diese erste Bahnanlage von Südwesten nach Nordosten unser Hochtal durchzieht. Sie folgt damit dem wichtigsten, alten Verkehrsweg von Zürich über Winterthur, Wil, St. Gallen nach Rorschach. Von hier gewann sie in der Folge Anschluss nach Bregenz und Lindau, anderseits das Rheintal hinauf und schliesslich dem See entlang hinunter nach Romanshorn und Konstanz. Die Bahn wählte das von der Natur geeignetste Oberflächengebiet, denn wie für die Strassen, so ist selbstredend für die Bahn möglichst ebenes Gelände am vorteilhaftesten. Just aus diesem Grunde bleibt der Nord-Süd-Verkehr

* Die erste Spieseeggbrücke stammt vom Jahre 1592, die heutige von 1779.

** Es wurden dem Betriebe der Reihe nach übergeben: Winterthur-Wil (14. Oktober 1855); Wil-Flawil (25. Oktober); Flawil-Winterthur (15. Februar 1856); Winterthur-St. Gallen (25. März 1856); St. Gallen-Rorschach (25. Oktober 1856); am 25. August 1857 Rorschach-Rheineck und am 1. Juli 1858 Rheineck-Chur. (Vgl. Weissenbach Ph.¹¹³: Das Eisenbahnwesen der Schweiz. Zürich 1917.)

also in Ermangelung einer günstigen Bodengestaltung, für den Bahnverkehr gehemmt.

Der Bau der ersten Eisenbahn begegnete in der Umgebung der Stadt grossen technischen Schwierigkeiten. Im Westen musste das mächtige Sittertobel durch eine grosse Brücke überspannt werden. Im Osten bot der Bahnbau im lehmigen, rutschenden Steinachtobel ebenfalls viele Unannehmlichkeiten.

Die Bahn Zürich-Winterthur-St. Gallen-Rorschach ist heute noch die Hauptverkehrsader unserer Stadt. Erst durch sie wurde der Ort, wenn auch nur indirekt, dem grossen Weltverkehr angeschlossen. Dadurch bekamen Handel, Industrie und die Entwicklung der Stadt neue Impulse.

Seit dem 15. Mai 1927 ist die Linie Rorschach-St. Gallen-Zürich elektrifiziert. Für diesen Zweck hat man den Strom aus dem Ritomwerk nach dem Unterwerk Gossau geleitet. Gleichzeitig mit der Elektrifikation erfolgte die Weiterführung der Arbeit für die Erstellung der zweiten Spur von Winterthur nach Rorschach. Dank dieser Fortschritte hat St. Gallen bereits einige wesentliche Vorteile im Eisenbahnverkehr errungen. Sowohl für die Zufuhr von Rohprodukten und Lebensmitteln, als auch für den Absatz eigener Erzeugnisse, wie vor allem der Industriewaren, gestaltet sich die neue Verkehrsmöglichkeit wesentlich vorteilhafter als früher. Die Strecke blieb bis heute die einzige Fernverkehrslinie, die den Anschluss an die grossen internationalen Linien vermittelt.

Leider liegt die Stadt St. Gallen nicht an einem Kreuzungspunkt internationaler Zugverbindungen oder Transitlinien wie Zürich, Basel, Lausanne oder Bern. Ja, der Ort ist nicht einmal an einer bedeutenden internationalen Durchgangslinie.

In der West-Ost-Richtung gehen die Züge Paris-Wien von Zürich über Buchs durch den Arlberg (Durchstich 1884). Nach West-, Nord-, Zentral- und Süddeutschland vollzieht sich der Verkehr vorwiegend über Basel, Schaffhausen und Romanshorn. Vom diagonalen Schienenstrang, der die Schweiz von Genf über Bern-Zürich nach Romanshorn durchzieht, und der einen ansehnlichen Gütertransport über den Bodensee (Trajektverkehr nach Friedrichshafen und Lindau) unterhält, liegt unsere Stadt seitab. Einzig der Verkehr von Zürich über St. Gallen nach München und aus der Stadt und ihrem Einzugsgebiet nach Oesterreich hat etwelche internationale Bedeutung.

Ein durchgehender Nord-Süd-Verkehr mangelt ebenfalls. Dieser umgeht die St. Galler und Appenzeller Berge entweder in der Richtung Schaffhausen-Winterthur-Zürich oder durchs Rheintal nach Chur.

St. Gallen bildete nie ein alpines Eingangs- und Grenztor, nie einen Paßsammelort wie Chur, auch keinen internationalen Strassen- und Bahnknoten (Zürich), keine Brücken- (Basel), keine Hafen-, keine Zoll- oder Hotelstadt (Luzern). So sind die Verkehrseinflüsse im Vergleich zu manch andern Siedelungen in der Gallusstadt be-

scheidener. Dass die flachen Mittellandstädte für den modernen Eisenbahnverkehr natürlich grössere Vorteile boten, liegt auf der Hand.

St. Gallen wird trotz eifriger Bemühungen stets mit gewissen Nachteilen der Bahnverkehrslage zu rechnen und zu kämpfen haben. Das Bestreben, die Ungunst der Fernverkehrslage zu beheben, kam zum Ausdruck im Bau der Bodensee-Toggenburgbahn; ferner im Eintreten für das Ostalpenbahnprojekt (Splügen, Greina oder Bernhard) und in dem Gedanken einer Ruppenbahn.

Ueber die Entwicklung der Bahnen seien nur einige wenige Daten aufgeführt:¹¹³

Zu der 1856 erstellten Normalbahn gesellte sich 1873—74 eine Verbindung von St. Gallen über Gossau nach Sulgen. Dadurch kam, wie übrigens auch durch die Bodensee-Toggenburgbahn, der Anschluss St. Gallens an die schweizerische Diagonalstrecke Genf-Romanshorn zustande.

Die Bodensee-Toggenburgbahn,²² die mit einem Kostenaufwand von 50 Millionen Franken 1910 fertigerstellt wurde, stellt eine Transversalbahn dar. Sie hat den Zweck, St. Gallen einerseits mit dem Bodenseegebiet, anderseits mit dem Appenzellerland, Toggenburg, Seebezirk, Gaster- und Glarnerland, sowie mit Zürich und dem Gotthard zu verbinden. Ursprünglich war geplant, in Zug den Anschluss an die Gotthardbahn zu gewinnen.

Infolge der vielgestaltigen, topographischen Verhältnisse mussten bei der Bodensee-Toggenburgbahn mehrere Tunnels (Ricken 8,6 km, Bruggwald u. a. m.) und Viadukte (Sittertobel, Degersheim, Herisau u. a. m.) errichtet werden. Der Stadt brachte die Verbindung entschieden eine ansehnliche Verbesserung ihrer Verkehrsbeziehungen in Nord- und Südwest-Richtung. Insbesondere wurde der Weg zur Kantonshauptstadt für verschiedene Landesgegenden sehr verkürzt (Toggenburg, Seebezirk, Gaster usw.). Ebenso befördert die Bahn alljährlich viele Touristen zur Stadt, und schliesslich kettete sie den obern Thurgau, besonders im Bereich von Romanshorn und Amriswil, fester an St. Gallen. Amriswil hat durch eine Autoverbindung mit der Station Muolen Anschluss an die Bodensee-Toggenburgbahn gewonnen.

Ausser diesen Normalbahnen zweigen von St. Gallen aus zwei Schmalspurbahnen ab, die für den Touristenverkehr sowohl, als auch für den Lokalverkehr eine gewisse Bedeutung haben. Es sind dies die Appenzeller Strassenbahn (eröffnet 1. Oktober 1889) und die Trogenerbahn (eröffnet 10. Juli 1903).

Alle diese Bahnen verstärkten entschieden die Lebensgrundlagen der Stadt. Viele Güter konnten nunmehr leicht aus und zu dem hoch und abgelegenen Orte transportiert werden, was insbesondere für die industrielle und die Handelsentwicklung sehr bedeutsam war. Mit dem verbesserten Verkehr und dem industriellen Aufschwung steigerten sich die Bautätigkeit, sowie die Zahl der Bevölkerung. Immer mehr wurde die Stadt dadurch in der Neuzeit Handels-, Industrie-, Geld-, Kultur- und Verwaltungszentrum.



49. Der Hauptbahnhof von Westen. Rechts davon (mit Turm) die Hauptpost, davor der keilförmige Bahnhof der Trogener- und Gaiserbahn.



50. Das Bahnhofgebiet von Osten. — Rechts vorn das alte Bahnhofgebäude, nachher der neue Hauptbahnhof. — Links vorn die „Walhalla“, darauf das Rathaus (ehemals Post), schliesslich die neue Post (mit Turm).

Um ein Bild zu vermitteln über die Verkehrsverhältnisse St. Gallens haben wir der Statistik von 1928 die auf nebenstehender Tabelle dargestellten Angaben entnommen.

Am 1. August 1928 betrug die Zahl der abgehenden Züge vom Hauptbahnhof 69 (worunter 13 Schnellzüge). Angekommen sind auf das gleiche Datum 72 Züge mit ebenfalls 13 Schnellzügen. In diesen Zahlen sind die Verbindungen der Bodensee-Toggenburgbahn mitbegriffen. Für die einzelnen Richtungen ergeben sich folgende Ziffern:

	Abfahrt-Richtung	Davon Schnellzüge	Ankunft-Richtung	Davon Schnellzüge
Zürich	15	6	16	6
Romanshorn	10	1	11	1
Rorschach	17	5	17	5
Sulgen	9	—	9	—
Herisau	18	1	19	1
Total	69	13	72	13

Ausserdem gingen auf der Schweizer. Bundesbahn am gleichen Tage je 10 Güterzüge ein und aus; die Bodensee-Toggenburgbahn verzeichnete auf denselben Zeitpunkt 2 abgehende und 3 ankommende Güterzüge. Somit betrug die Gesamtzahl aller einlaufenden Züge 85, die der auslaufenden 81; total 166 Züge.

Der gesamte Zugsdienst auf den 5 städtischen Bahnhöfen der Schweizer. Bundesbahn und Bodensee-Toggenburgbahn wird besorgt durch ein Verkehrspersonal von 422 Beamten und Angestellten (Hauptbahnhof 379, St. Fiden 25, Bruggen 6, Bruggen-Haggen 3, Winkeln 9 Personen).

Die beiden Strassenbahnen (nach Trogen und Appenzell), die von dem selbständigen Gaiserbahnhof (beim Hauptbahnhof) ausgehen, sowie die Postautos, die bei der Hauptpost ihren Anfang nehmen, zeigen an Verbindungen folgende Zahlen:

	Ab Richtung	An von	Total
1. Trogen	14	14	28 Züge
2. Appenzell	11	11	22 „

Postauto-Verbindungen: .

	Ab Richtung	An von	Total
1. Eggersriet-Heiden	3	3	6 Postautos
2. Rehetobel-Heiden	3	3	6 „
3. Winkeln-St. Josephen	4	2	6 „
4. Engelburg	3	3	6 „
5. Waldstatt	4	4	8 „
6. Arbon	3	3	6 „

Ueber die Zahl der ausgegebenen Fahrkarten, Abonnemente und Güter orientiert die verkehrsstatistische Tabelle.¹⁰⁰

Verkehrsstatistik der Stadt st. gallischen Bahnen pro 1928.

(Nach den Angaben der statistischen Abteilung der S. B. B. in Bern.)

Ab Station	Einfache Fahrkarten ab :	Hin- und Rückfahrkart. (unverdopp.) ab :	Strecken- abonnements ab :	Total der Fahrkarten u. Abonnements	Rang unter den Schweiz. Stationen	Brutto- Einnahmen In Franken	Rang unter den Schweiz. Stationen	Güterversand in Tonnen	Güterempfang in Tonnen	Total	Rang unter den Schweiz. Stationen
1. S. B. B. (inkl. Sulgen)											
St. Gallen (Hptbh.)	142 446	241 342	4808	388 596	9	2 801 133	8	33 234	88 588	121 822	9
St. Fiden	15 559	42 876	4087	62 522	105	150 781	119	15 399	34 532	49 931	91
Bruggen	9 585	16 214	4060	29 859	241	58 680	276	915	15 286	16 201	224
Winkeln	13 021	17 980	1968	32 969	212	44 713	355	3 143	11 013	14 156	250
2. B. T. B.											
St. Gallen	82 392	110 700	1644	194 736	—	509 504	—	7 822	34 708	42 530	—
St. Fiden	11 484	16 311	258	28 053	—	55 171	—	7 244	15 384	22 628	—
Haggen-Bruggen	13 368	16 506	1253	31 127	—	37 900	—	826	7 182	8 008	—
3. Appenzeller- Strassenbahn											
St. Gallen	27 535	31 118	2339	60 992	—	150 323	—	8 327	927	9 254	—
Riethüsli	8 091	6 158	78	14 327	—	18 845	—	328	—	328	—
								(inkl. Gepäck)			
4. Speicher-Trogen											
St. Gallen	15 018	15 502	266	30 786	—	56 727	—	6 648	352	7 000	—
Speisertor	12 163	9 673	56	21 892	—	32 148	—	—	—	—	—
*Notkersegg	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Schwarzer Bären	2 437	2 535	—	4 972	—	2 617	—	—	—	—	—

*) Ohne Ausgabestelle.

Verkehrsstatistik der Autoposten von St. Gallen pro 1928.

Linie	Einf. Fahr- karten ab den Haltestellen der Stadt- gemeinde	Hin- und Rückfahrten ab :	Strecken- abonnements	Total der gelösten Fahrkarten	Gepäck kg	Extrafahrten Reisenden- zahl
1. Eggersriet-Heiden	4244	3186	259	7689	4294	—
2. Rehetobel-Heiden	5373	3740	266	9379	3162	—
3. Engelburg	9928	5130	217	15275	1617	—
4. Arbon	Statistik nicht differenziert			11802	—	—
5. Waldstatt	9344	4284	142	13770	4238	3237
6. Abtwil-St. Josephen	Statistik nicht differenziert			22000	—	—

In neuester Zeit erfuhr St. Gallens Verkehr eine weitere Förderung durch verschiedene Autoverbindungen, die besonders für den Lokal- und Touristenverkehr eine recht ansehnliche Bedeutung erlangten. Die Stadt besitzt heute Autoverbindungen mit Eggersriet-Heiden, Rehetobel-Heiden, Engelburg, Waldstatt, Arbon und Abtwil-St. Josephen.

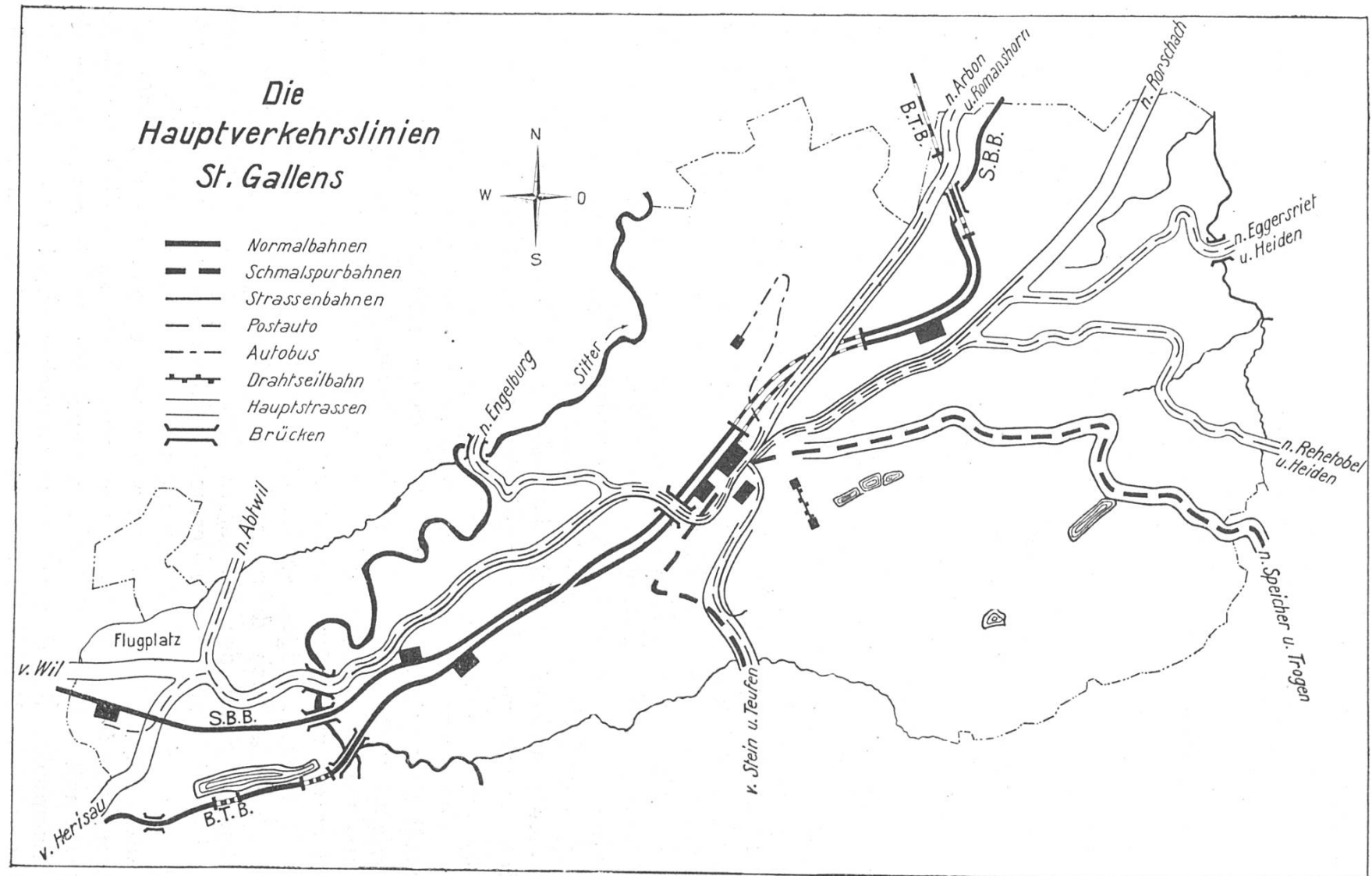
In der Stadt besorgen die Strassenbahnen⁴¹ (Betriebslänge 12 km), eine Autobuslinie und eine Drahtseilbahn⁴⁰ den internen Verkehr. Der Tramverkehr vollzieht sich in der Richtung Südwest-Nordost. Nur eine einzige elektrische Strassenbahn erklimmt den südlichen Höhenrand über die Teufenerstrasse zum „Nest“. Für den Rosenberg besorgt dies ein Autobus und für St. Georgen die Drahtseilbahn Mühleck-St. Georgen.⁴⁰ Im Jahre 1928 beförderten die genannten drei Verkehrsmittel total 7,784,852 Personen und zwar

die städtischen Strassenbahnen	7,154,900 Personen
die Drahtseilbahn St. Georgen	391,046 „
der Autobus Rotmonten	238,906 „

Alle Haupt- und Nebenbahnen, Trams und Autolinien laufen im Gebiete des Hauptbahnhofes zusammen. 1911 machte hier der erste Bahnhof samt der Post einer neuen grossen Gesamtanlage Platz. Sie stellt heute das wichtigste Verkehrszentrum dar.

Neu ist für unsere Stadt der Anschluss vom Flugplatz Breitfeld an die internationalen Flugstationen Zürich und Basel. 1928 beförderte die st. gallische Fluglinie rund 400 Personen, 17,000 kg Post und Fracht, darunter 381,000 Briefe.

Durch die Strassen- und Normalbahnen, sowie durch die Autoverbindungen erfuhr der Vorortverkehr eine ansehnliche Steigerung. Verbilligte Preise für Arbeiter, Schüler und Angestellte (Wochen- und Monatskarten) förderten in hohem Masse diesen Verkehr. Dadurch wird wieder billigere Wohnmöglichkeit geschaffen und ebenso die Land- und Gartenhaltung ermöglicht. Rasch (in 10—20 Minuten) werden mit der Bahn oder den Postautos erreicht: Gossau, Herisau, Mörschwil, Wittenbach, Kronbühl, Lustmühle usw. Die Vorbedin-



51. Abbildung.

gungen zu weiterer Entwicklung des Wohngebietes sind daher im ganzen nicht ungünstig.

Zu den modernen Verkehrsmitteln, die heute das Strassenbild unserer Stadt beleben, gehören schliesslich die Autos und Fahrräder. Die Stadtgemeinde besass am 10. September 1928 an:

Autos	985	Motorräder	388
Lastwagen und Traktoren	199	Fahrräder	7288

Zieht man St. Gallens verkehrsgeographische Nachteile für den Fernverkehr in Betracht, so erscheint die erreichte Grösse unserer Stadt verwunderlich. Weder das viel ältere und günstig gelegene Konstanz, noch Arbon oder Winterthur haben St. Gallen in der Grösse erreicht. In der ganzen Ostschweiz, sowie im Bodenseegebiet dominiert St. Gallen als grösste Siedelung.

9. Die Entwicklung der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert.

Als zwangsläufiges Ergebnis politischer, wirtschaftlicher und kultureller Umwälzungen zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts änderte sich das Stadtbild wesentlich. Mit der Aufhebung des Zunftwesens, vieler Zölle, engherziger Niederlassungsbestimmungen und manch anderer Schranken musste die Stadt gleichsam auch ihren alten Charakter wechseln. In formaler Hinsicht ist die neue Zeit gekennzeichnet durch den Abbruch der künstlerischen Tradition, sinkendes Formgefühl, Zerstörung des Alten usw., auf der andern Seite freiere bauliche Grundsätze, Freizügigkeit, Niederlassungs- und Gewerbefreiheit u. dergl. m. In St. Gallen vollzog sich dieser Umschwung verhältnismässig frühe. Viel früher als z. B. in den benachbarten, kleinern Städten, wie Wil, Lichtensteig, Bischofszell, Arbon, Altstätten, Brengenz usw.

Der grosse Unterschied zwischen der modernen und der alten Stadt liegt vor allem darin, dass erstere sich befreite von der bisherigen, starren und geschlossenen Form. Die Neustadt wächst gewissermassen offen und natürlich in die Landschaft hinaus und bietet daher ein unruhigeres und unausgeglicheneres Bild. Zeigte die Altstadt etwas Fertiges, so ist die Neustadt etwas Werdendes, Unfertiges, das sich dehnt, reckt und streckt. Die gewerblich aufblühende Stadt des 19. Jahrhunderts hatte andere Interessen und andere Ziele als die alte Festungsstadt, weshalb die Neustadt in ihrer Entwicklung auch neue Wege ging. Zu den vorhandenen, alten Kristallisationspunkten gesellten sich neue Zentren, wie Bahnhöfe, Kirchen, Schulen, Geschäftszentren usw. Noch ist freilich der Marktplatz mit seiner nächsten Umgebung für den innern Verkehr der Brennpunkt. Ja, dieser Strassensammelpunkt ist durch die Niederlegung des alten Rathauses und des Marktttores sogar bis in den „Bohl“ und in die Neugasse hinein zum Teil erweitert worden. Und

noch strömen hier die Produkte der Umgebung zur Deckung des Nahrungsmittelbedarfes der städtischen Bevölkerung zusammen, wie anderseits Land- und Stadtbewohner in den Läden und Warenhäusern der Innerstadt zahlreiche häusliche Bedürfnisse stillen. Auch die alten Durchgangs- und Geschäftsstrassen, wie die Multer- und die Speisergasse, sind heute noch eigentliche Verkaufs- und Geschäftsstrassen.

Der neuzeitliche Grund- und Aufriss.

Die erste neuzeitliche Ausbreitung unseres Ortes folgte den alten Landstrassen, die im Talgrund zur Stadt führten (Rorschacher-, Zürcher- und St. Jakobstrasse). Damit sicherte man sich die gute Verbindung zur Innenstadt und genoss gleichzeitig die Vorteile eines relativ ebenen Baugrundes. Die weitere, durch die Bevölkerungszunahme bedingte Entwicklung führte einerseits bis an die nächstgelegenen, dörflichen Siedlungszentren, anderseits zur Bildung völlig neuer Wohnquartiere und Stadtviertel, mit zum Teil einförmigen Häuserblockbildungen und geraden Strassen. Strahlenartig ziehen diese heute vom alten Stadtkern hinaus ins Land. Peripher erfolgt an diesen Verkehrssträngen die Anlage neuer Wohnquartiere und damit das Weiterwachstum der Stadt. Auf verschiedenen Stadtplänen ist diese Entwicklung deutlich ersichtlich. Selbstredend konnte die Ueberbauung nicht allorts auf einmal erfolgen. Die ehemals selbständigen Orte wurden auch durch die neuzeitliche Stadtverschmelzung nicht sofort verdaut. Diesem Umstand sind glücklicherweise die verschiedenen Grundflächen (Wiesen, Gärten, Zierplätze usw.) zu verdanken, die in hygienischer, sozialer und ästhetischer Hinsicht für Gross-St. Gallen heute so wertvoll sind.

Nach wie vor ist das Relief von Einfluss auf die Form, obwohl der Mensch durch künstliche Eingriffe kleine Unebenheiten ausgleicht, Bäche und Gräben überwölbt und dergl. mehr (Steinach, Irabach). Wie die Wohnplätze in der neuzeitlichen Entwicklung vorerst den ebenen Talgrund bevorzugten (die Talhänge wurden erst in neuerer Zeit dichter besiedelt), so taten ein selbes die Hauptstrassen und Bahnen. Und war die Altstadt, bedingt durch Vorschriften, kreisrund oder oval, so ist die heutige Stadt entsprechend der Oberflächenform in die Länge gestreckt und zwar von Südwesten nach Nordosten. In dieser Richtung beträgt die Stadtlänge auf dem Talgrund Winkeln-Obere Waid 11 km. Demgegenüber haben wir quer zum Tal eine Orts-Ausdehnung von bloss 1—2 km (Nordwest-Südost).

Das ganze Stadtgebiet ist heute eingeteilt in verschiedene Bauzonen¹² mit speziellen Vorschriften über die Häuserhöhe, den Bau-raum usw. Ist die heutige Gesetzgebung zwar freier, so erfolgt dennoch die moderne Stadterweiterung nach einem geometrischen Grundplan.

Die heutige Stadterweiterung hat die nicht immer leichte Aufgabe zu erfüllen, die verschiedenen Grund- und Aufrisse zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen. Bedauerlicherweise sind in der stillen Zeit der letzten hundert Jahre manche schmucke Stadtbilder verschwunden und man hat den realen Forderungen zu weitgehende Konzessionen gemacht. Deshalb entbehrt das heutige Stadtbild des geschlossenen, malerisch prächtigen Anblicks der mittelalterlichen Gallusstadt. Glücklicherweise trachtet die moderne Stadtbaukunst danach, das Neue ästhetisch befriedigend zu gestalten. Man fordert wieder eine individuelle, dem Bedürfnis und dem Schönheitssinn folgende Anlage, die sich der Umgebung und der Natur des Landes anpasst. Das schöne Alte sucht man zu erhalten oder mit neuzeitlichem Geschmack und neuzeitlichen, hygienischen Anforderungen zu verbinden.

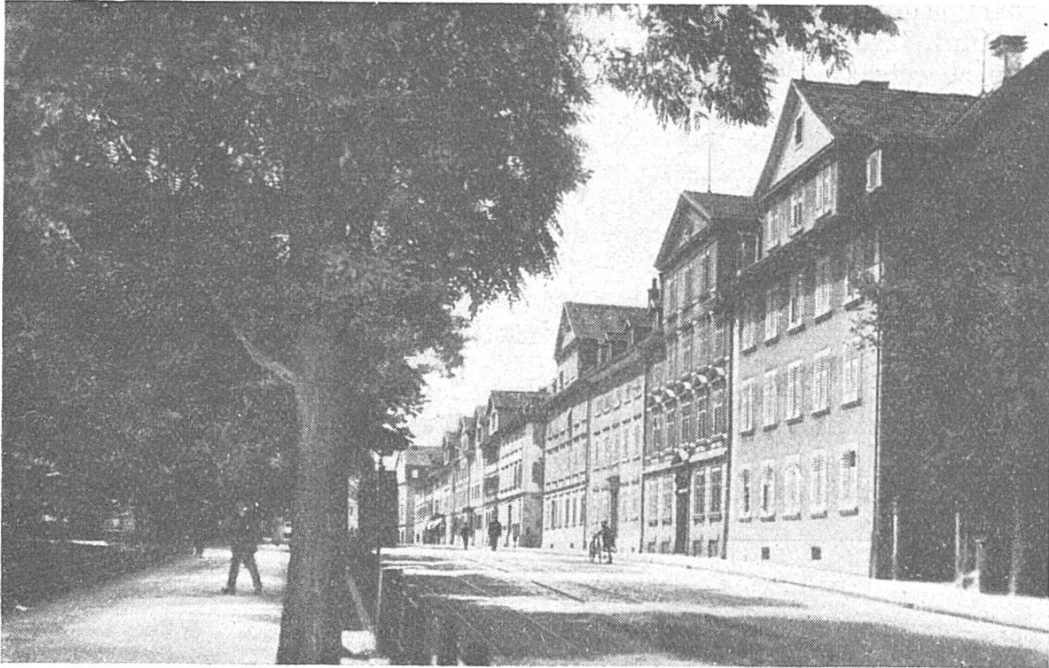
Im vorhin erwähnten Bauplan, der in sich die bauliche Ausgestaltung nach den Grundsätzen des modernen Städtebaus birgt, sind einige Vorschriften enthalten, die wir herausgreifen, weil sie sowohl für den Grundriss, wie auch für den Aufriss und damit für das Siedlungsbild bestimmend sind.

Das erste Quartier, das sich genauer Bauvorschriften und einheitlicher Baugestaltung fügen musste, waren die Häuser an der Rorschacherstrasse und an der Schützengasse, die alle nach einem wohlüberlegten Bauplan erstellt wurden. In der Bauvorschrift vom 27. Dezember 1791 wird von den Häusern an der Rorschacherstrasse bei zwei Stockwerken mit Parterre eine Höhe von 12 m und eine Tiefe und eine Länge von je 9 m gefordert und zudem eine Entfernung von 2,4 m von der Heerstrasse verlangt. Der Platz nördlich der Häuser musste als Garten angelegt werden. Weder auf der Nord-, noch auf der Südseite der Häuser wurden Erker gestattet. — Unsere neuern Bauverordnungen und Ueberbauungspläne enthalten zahlreiche Vorschriften über die Höhe der Häuser, ihren gegenseitigen Abstand, deren Entfernung von der Strasse und die Festlegung von Wegen, Plätzen, Strassen, Baulinien, Durchfahrten usw. Heute wacht die Baupolizeibehörde auch darüber, dass das Landschafts- oder Strassenbild nicht verunstaltet wird und bestehende Bauten von künstlerischem oder historischem Wert durch bauliche Aenderungen nicht beeinträchtigt werden.

Nach der Höhe der Häuser und den Bauabständen ist die Stadt in 5 Bauzonen eingeteilt.

Die Zone I umfasst die Altstadt mit dem Stift, dem Bahnhof- und Geschäftsquartier bis zur Geltenwilen- und St. Leonhardstrasse. Kennzeichen dieser Zone sind hohe, lückenarme Bauten.

Die Zone II schliesst östlich und westlich an Zone I an und umfasst das Talgelände bis zur Ulrich Röschstrasse, beidseits der Rorschacherstrasse bis Neudorf-Buchenwäldchen, Buchental, Kolosseum-, Ziegler- und Lettenstrasse, ferner Oberstrasse, Landhaus-, Burg-, Zürcher- und Schönaustrasse anderseits.



52. Häuserpartie an der Rorschacherstrasse.
Erstellt Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts.



53. Davidstrasse. — Beispiel einer modernen, geraden Strasse.
Rechts Handelshäuser, links das städtische Lagerhaus.

Zone III: Fuss der Berneckhöhe und des Harfenberges, unteres Linsebühlgut, Steingrübli, Grossacker, St. Georgen, Riethüsli, Lukasstrasse, Am Weg, Hof Tablat, Grütli, Bodensee-Toggenburgbahnlinie; westlich der Sitter längs der Zürcherstrasse bis zum Bild und Bildweiher, sowie das Gebiet beim Bahnhof Winkeln und Altwinkeln. Hier sehen wir bereits Lücken und tote Winkel in der Ueberbauung.

Zone IV: Südhang des Rosenbergs bis zum Heiligkreuzwald, Hofstetten, Berneck, Dreilinden, Scheitlinsbüchel und südlichster Teil von Birnbäumen bis Hagenbuchwald mit vorwiegend lockerer Ueberbauung.

Zone V: Alles übrige Gebiet innerhalb der politischen Stadtgrenze. (Höfe und Weiler ausserhalb der zusammenhängenden Siedelung.)

In den Zonen I und II gilt die geschlossene Ueberbauung; in Zone III kann nur geschlossen gebaut werden, wenn ein Ueberbauungsplan dies vorsieht. In den Zonen IV und V bzw. III haben wir offene Ueberbauung. Dabei muss im allgemeinen ein Gebäudeabstand von 10—12 m gewahrt bleiben. Soweit keine Baulinien festgesetzt sind, gelten bei Neubauten folgende Mindestabstände von der Strassengrenze:

a) bei Staatsstrassen 4,5 m; b) bei den übrigen Strassen 3 m für die Zonen I—III und 5 m für die Zonen IV—V. Vorbauten, wie Erker, Veranden, Balkone, Vordächer, Terrassen und Treppen dürfen um einen Drittel des Grenzabstandes, im Maximum aber nur 2 m über die Bauflucht vortreten. Ueber Strassen dürfen Vorbauten höchstens 1 m und erst in einer Höhe von 5 m in den Luftraum hinausragen.

Die Gebäudehöhe soll das Höchstmass von 18,5 m im allgemeinen nicht überschreiten. Im übrigen gelten für die einzelnen Bauzonen folgende Bestimmungen:

Zone I: Fünf Drittel des Baulinienabstandes, in allen Fällen mindestens 12 m, zulässig höchstens 5 bewohnbare Geschosse.

Zone II: Gleich Baulinienabstand, in allen Fällen mindestens 12 m zulässig höchstens 4 bewohnbare Geschosse.

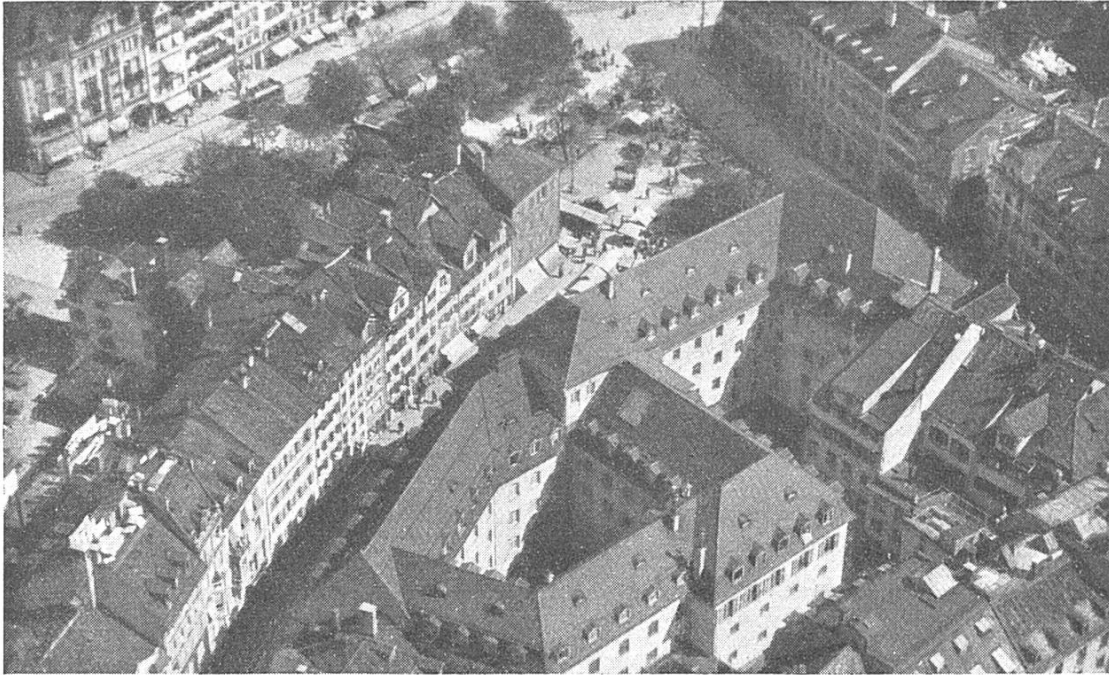
Zone III: Gleich Baulinienabstand, zulässig höchstens 3 bewohnbare Geschosse.

Zone IV: 12 m talseitig gemessen, zulässig höchstens 3 bewohnbare Geschosse.

Zone V: 10 m talseitig gemessen, zulässig höchstens 2 bewohnbare Geschosse.

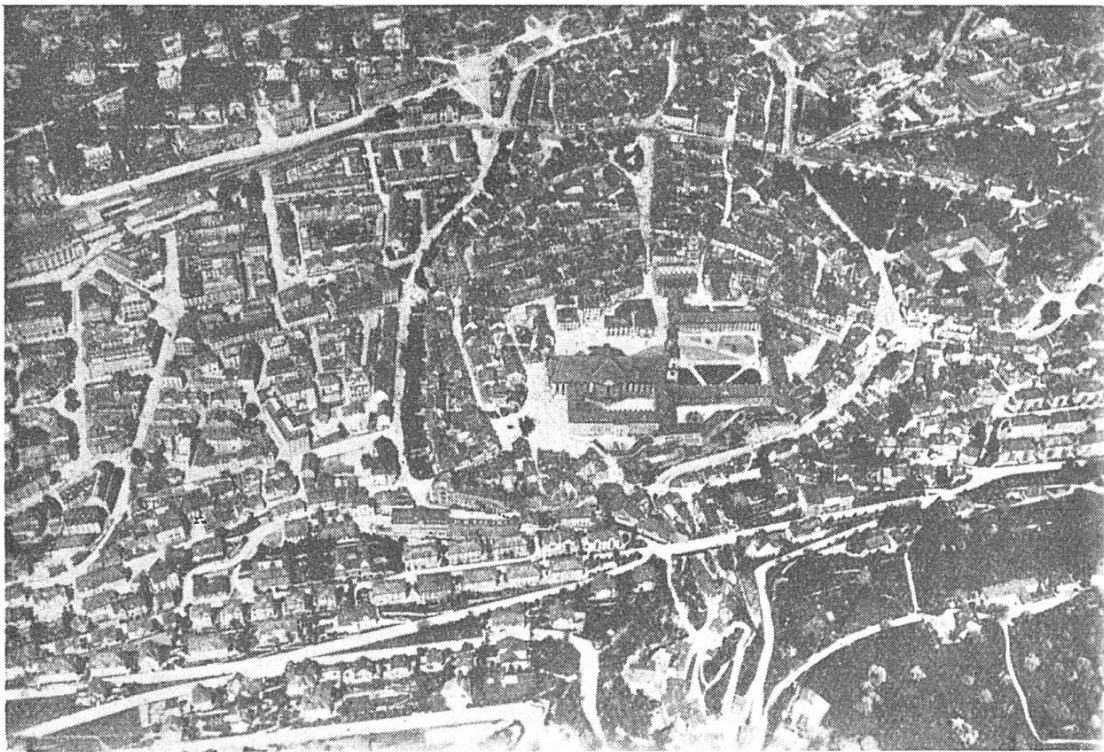
Durch Spezialbestimmungen wurden die Höhe der Häuser und die Zahl der Stockwerke in einzelnen Bauquartieren noch genauer fixiert. So blieb die Dachgesimshöhe im „Bleicheli“ auf 13 m, die Stockwerkhöhe auf 3 beschränkt (Bauvorschriften von 1886 und 1900). Mansardendächer blieben in diesen Höhen verboten. Im Frohngartenquartier beträgt die Bauhöhe für 3 Stockwerke und Parterre 14 m (Bauvorschrift von 1899 und 1901); am Obern Graben gelten 10 m, an der Moosbrückstrasse 12 m. An der Speicherstrasse wurde die Höhe durch Vorschriften von 1852 und 1900 auf 2—3 Stockwerke festgelegt. An der Weberbleiche gilt eine Höhe von 13,5 m und eine Tiefe von 12 m (Vorschriften von 1809, 1811 und 1877).

Bei den Gruppenbauten an der St. Leonhard-, Post- und Gutenbergstrasse müssen die Häuserkomplexe zusammen 40,5 m Länge und 12—14,8 m Tiefe haben; die Zahl der Stockwerke ist freigegeben, unter der Bedingung, dass die Symetrie ungestört bleibe (Vorschriften von 1859, 1869, 1900). Aehnlich die Häuserbauten auf der Davidsbleiche mit Gruppen- oder Einzelhauslängen von 35,45—40,5 m und



54. Die Neugasse und der Marktplatz.

An der Neugasse sind die schmalen, hohen Traufenhäuser mit ihren Aufzuggiebeln und Dachluckern auffällig.



55. Die Altstadt aus der Vogelschau.

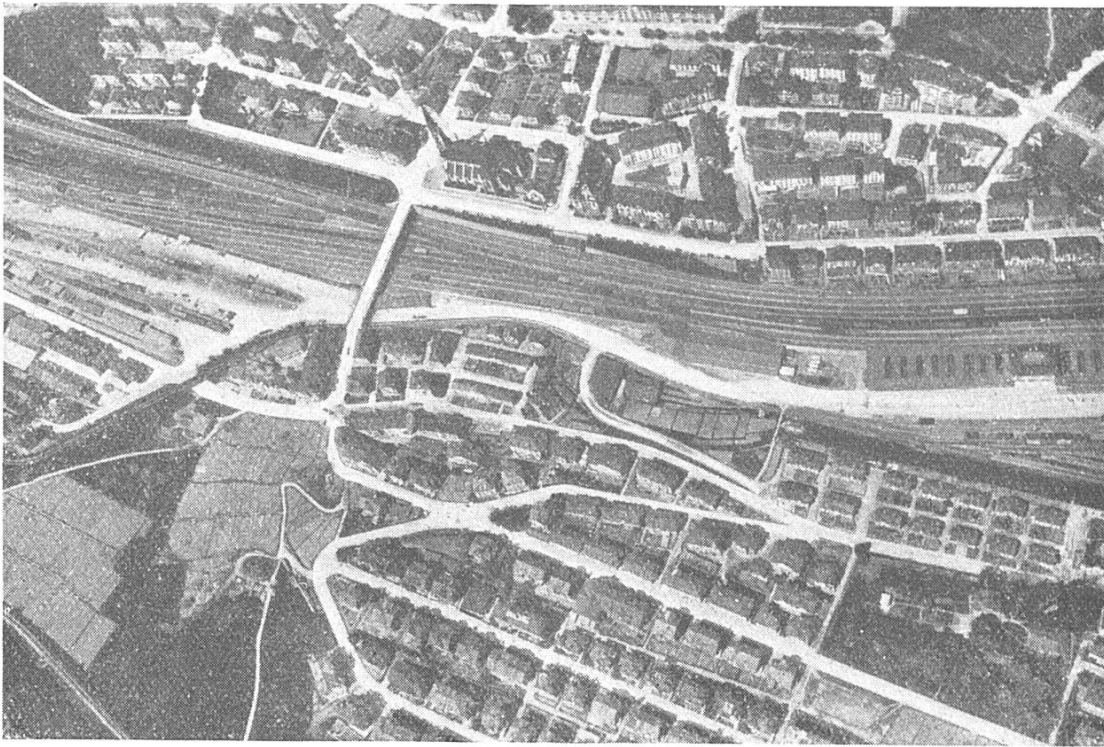
Deutlich sind auf dem Bilde der Klosterbezirk, die Ober- und Unterstadt, die Grabenstrasse, sowie die westlichen und östlichen Anschlussquartiere sichtbar.

einer Tiefe von 12—14,5 m bei freier Höhe unter Wahrung der Symetrie (Vorschriften von 1870, 1900, 1905). Bei diesen letztern Anlagen wurde namentlich auf Symetrie der Komplexe gedrungen. Beim Rosenbergquartier war man von Anfang an bedacht, ihm den Charakter eines Villenquartiers zu geben (abgesehen von den schon überbauten Gebieten der Greifen- und Laimatstrasse). Während wir für das Greifenackergebiet die Bestimmung finden, dass ausser den bestehenden Bauten keine Häuser mehr erstellt werden dürfen, deren Umfassungswände nur aus Fachwerk mit Bretter- oder Schindelverkleidung oder reiner Holzkonstruktion bestehen (Vorschriften 1883 und 1900), wurden im Rosenbergquartier bei einem Gebäudeabstand von 15 m und einer architektonisch hübschen Durchbildung auch Chalets aus Holz gestattet.

Es ist klar, dass die Auswahl der zitierten Bestimmungen über die Höhe, Tiefe und Länge der Häuser das Siedelungsbild massgebend beeinflusst und sich geographisch deshalb markant äussert. Von geographischem Interesse sind ferner auch die Bestimmungen, dass die Eindeckung der Häuser feuersicher, d. h. aus Stein, Schiefer, Ziegel, Metall, Glas, Zement, Asphalt, Holzzement oder Eternit sein muss; ebenso, dass zwischen seitlich zusammengebauten Häusern eine Brandmauer nicht fehlen darf, und dass Holzbauten nur bei einem Gebäudeabstand von 15 m gebaut werden dürfen. Schliesslich sind Vorschriften über die Sicherheit der baulichen Konstruktion, die Abwasserverhältnisse, Feuerstätten und Kamine usw. wichtig.

Ein Blick über unsere Stadt von irgend einem erhöhten Punkte oder aus einem Flugzeug lässt deutlich die alten und neuen Elemente, die die Stadt aufbauen, erkennen. Da finden wir immer noch als Hauptfiguren das Kloster, die Altstadt mit der Iravorstadt, den Marktplatz und die bogenförmige Grabenstrasse. Diesem Organismus der Altstadt lagern direkt vor einige alte Quartiere, wie der Anfang der St. Jakobstrasse, die Speiservorstadt, das Linsebühlquartier u. a. m. Westlich der Altstadt gewahren wir das neuzeitliche Verkehrszentrum des Bahnhofs. Deutlich lassen sich weiter die ehemals selbständigen Vororte St. Fiden, St. Georgen, Bruggen usw. erkennen. Sie zeigen zum Teil noch recht dorfähnlichen, individuellen Charakter, obwohl breite Siedelungsstränge vom alten Stadtkern hierher ziehen. Leicht unterscheidet sich die lockere Bebauung, wie z. B. auf dem Rosenberg, gegenüber der gedrängten Bauweise der Innenstadt.

Betrachten wir in diesem Gesamtbilde von Alt und Neu die im Aufriss wichtigen Gebäude und gruppieren wir dieselben nach ihrer Zweckbestimmung.



56. Westliche Stadtpartie mit teilweise geradlinig angelegten Bauquartieren.



57. Geschäfts- und Verkehrsquartier in der Umgebung des Hauptbahnhofes.

Art der Gebäude.

Wir können die Gebäude unserer Stadt in zwei Hauptgruppen gliedern. Dabei unterscheiden wir mit Geisler ³⁶

1. Das städtische Wohnhaus,
2. Die Sondergebäude.

Die zweite Gruppe gliedert sich in

- a) Verkehrs- und Verwaltungsgebäude,
- b) Kulturgebäude,
- c) Gewerbliche Gebäude.

Das neuzeitliche Wohnhaus.

Wir haben das alte, städtische und das ursprüngliche, ländliche Wohnhaus bereits früher beschrieben. Hier seien nur einige kurze, charakteristische Züge des modernen Wohnhauses dargestellt, wobei gleich hervorgehoben sei, dass das ländliche, bäuerliche Wohnhaus im Stadtgemeindebereich und der nächsten Umgebung seine Form wesentlich mehr bewahrt hat, als das Stadthaus in seinem neuzeitlichen Aussehen.

Für dieses ist auffallend die Preisgabe bodenständiger Art. Wenn auch nicht alle, so haben sich doch viele Wohnhäuser von charakteristisch alten Formen und Einteilungen befreit. Nicht nur in den Neuquartieren mit ihren Schemabauten, sondern selbst in der Altstadt ist diese Tatsache teilweise wahrnehmbar.

Die neuern Häuser sind im allgemeinen breit gebaut. Abgesehen von einigen Zentren mit grossen Mehrfamilienhäusern und Blockbauten, sind die Häuser niederer. Ueberall tritt das Bestreben zutage, Luft, Licht, Sonne in alle Räume hineinfluten zu lassen. Die Inneneinteilung ist zweckmässiger, hygienischer und komfortabler. Das Längs- oder Traufenhaus dominiert in den Neuquartieren, wie in der Altstadt.

Der Stil der neuzeitlichen Bauten ist mannigfaltig, wenn überhaupt bei manchen derselben noch von einem Stil gesprochen werden kann. Leider tragen viele Häuser den Stempel unschöner Spekulationsbauten. Es ist jammerschade, dass die stärkste bauliche Entwicklung unserer Stadt just in eine stillose Zeit fallen musste. Die Spuren derselben lassen sich wohl nicht so rasch verwischen. Glücklicherweise werden heute wieder schöne, stilvolle Bauten erstellt. Zwar repräsentieren sie oft recht markant soziale Unterschiede.

In allen Bevölkerungsschichten macht sich die Tendenz bemerkbar, etwas abseits des Geschäfts-, Verkehrs- oder Arbeitszentrums in einem ruhigen, gesunden, sonnigen Wohnquartier oder in einem Einfamilienhaus zu leben. Immerhin bleibt dabei ein guter Verkehrsanschluss begehrt. Dieses Bestreben, ausserhalb der Stadt zu wohnen, ist freilich zum Teil auch bedingt durch billigere Wohngelegenheit.

Da draussen bietet sich meist die Möglichkeit der Garten- und mitunter sogar der Kleinviehhaltung. Im Gegensatz zur geschlossenen Innerstadt ist die Bauweise hier offen.

Wie in den meisten neuzeitlichen Stadtbildern fehlen auch in St. Gallen Eigenheimkolonien nicht. Solche wurden errichtet auf dem Rosenberg (Waldgut und Schorenhalde).

Die gesteigerte Wirtschafts-, Verkehrs- und Bevölkerungsentwicklung zeitigte als Neuerscheinung auch grössere Mietshäuser und Reihenhäuser (Vadianstrasse usw.).

Wie die Bauformen, so ist auch das Baumaterial heute sehr mannigfaltig. Verwendet werden in buntem Durcheinander natürliche Bausteine (Sandstein, Kalk, Granit usw.) und Holz, z. B. bei Riegelbauten, ferner Kunststeine, wie z. B. Backsteine, Beton (Kies und Zement) usw.

Zusammenfassend können wir über das neustädtische Wohnhaus im Vergleich zum alten Stadthaus folgendes sagen:

Das alte Haus war hoch, schmal und tief. Als Zweifrontenhaus genoss es weniger Luft- und Lichtzufuhr als der heutige Bau.

Das neuzeitliche Haus ist im allgemeinen breiter, oft aber weniger tief, als Einzelhaus gewöhnlich auch niedriger als das Altstadthaus. Beiden ist vorwiegend die Trauffront eigen.

Das alte Wohnhaus bevorzugte aus Schutzgründen, ferner unter Zwang und in zeitlicher Art die Lage in der Stadt. Heute sind die sonnigen, ruhigen Wohnhäuser ausserhalb des Stadtkerns sehr geschätzt. Somit gibt sich auch bei uns, wie in so vielen andern Städten, die Tendenz der Trennung von Wohnhaus und Geschäftshaus kund und ebenso die Gründung von Einfamilienhäusern und Eigenheimen ausserhalb der Stadt.

Im alten Kern, sowie in den alten Vorstädten herrschte die enge Bauweise. Offen gebaut ist dagegen der Gürtel der dörflichen Vororte (St. Fiden, Bruggen usw.) und Villenquartiere (Rosenberg usw.).

In der Stadtgemeinde und deren nächster Umgebung lassen sich heute 3 Haustypen feststellen. Sie stehen alle in einer Wechselbeziehung zum Klima, zur Wirtschaft und zum vorhandenen Baumaterial.

Im Süden, Südosten und Südwesten finden wir das alpine

A p p e n z e l l e r L ä n d e r h a u s. Es war dies in seiner ursprünglichen Art ein Holzhaus mit Flachdach. Später verwandelte sich dies letztere in ein Steildach, das oft zur angebauten Scheune einen Kreuzfirst bildet und zur Strasse Giebelfront einnimmt. Das Haus ist meist ein- oder zweigeschossig, hat schmucke Fensterreihen und besitzt gewöhnlich Stube, Nebstube, Küche, Speicherraum und Gang, darüber Kammern, die „Brüggi“ und zuoberst den Estrich. Die Bedachung erfolgte frühzeitig mit Schindeln oder „Ländern“, woher der Name Länderhaus stammen soll.

D a s T o g g e n b u r g e r h a u s. Dieser ebenfalls alpine Typus ähnelt äusserlich dem Appenzellerhaus, besonders durch die Giebel-

front, Fensterreihen und Schindelbedachung. Statt des Block- oder Riegelbaus besitzt das Toggenburgerhaus meist einen Ständerbau, d. h. es besteht meist aus einem Gerippe von starken Schwellen und Pfosten oder Ständern. Charakteristisch für diesen Typus sind vielfach Vordächer („Klebdächer“) über den Fensterreihen, welche letztere übrigens auch beim Appenzellerhaus auftreten. Der Haustypus ist in der Stadtgemeinde bei Kräzern und im Bild vertreten.

Das schwäbische Haus. Es ist eine Form, die aus Süddeutschland stammt. In seiner ältern Art stellt es ebenfalls einen Ständerbau dar. Heute ist es vornehmlich eine Riegelbaute, wie wir solchen nordwärts der Stadt im nahen Thurgau häufig begegnen. Das meist grosse Haus hat Trauffront und liegt mit der Scheune in einer Flucht. Es folgen sich gewöhnlich Wohnteil (mit ähnlicher Einteilung wie das Appenzellerhaus), Scheune und Stall. Das Haus zählt fast durchwegs zwei Geschosse. Es tritt nordwärts der Stadt in Wittenbach bereits häufig in Erscheinung.

Nach diesen Haustypen stossen also in unserm Stadtgemeindegebiet 3 Formen zusammen, zu denen sich noch das städtische Wohnhaus mit seinen Sonderbauten gesellt.

Sonderbauten.

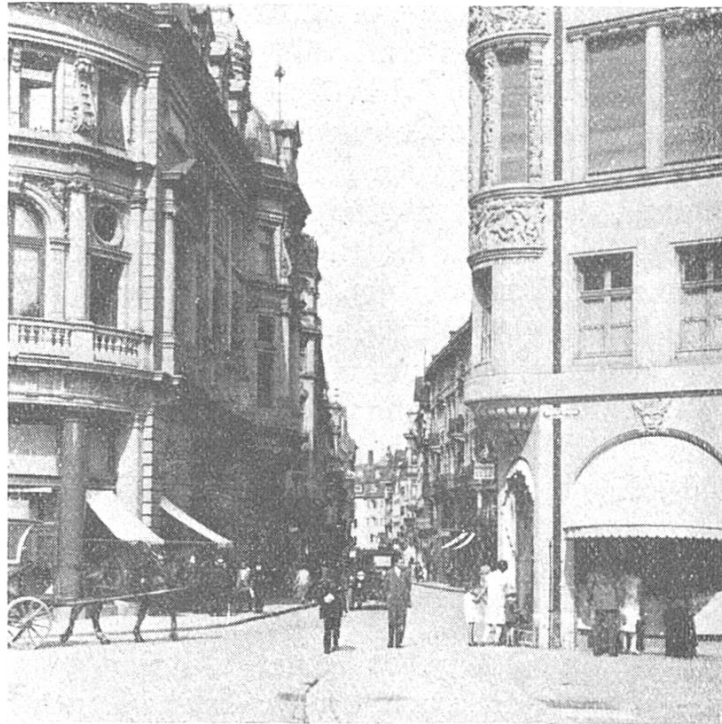
Die Sonderbauten sind im Stadtbild meist auffallend, weshalb sie auf Plänen, zumal wenn sie öffentliche Gebäude darstellen, besonders hervorgehoben werden. Wir unterscheiden je nach dem Zweck, dem diese Bauten dienen:

1. Verkehrs- und Verwaltungsgebäude.

Sie liegen, wo immer möglich und mit Vorteil, in der Stadtmitte oder mindestens in deren Nähe. Dieses Bestreben können wir fast durchwegs wahrnehmen in den meisten Städten. Oft konzentrieren sich um dieses Zentrum auch Verwaltungs- oder Wirtschaftsgebäude, sowie Hotels.

In St. Gallen lag das alte **Rathaus** im Herzen der Altstadt am Markt, als Präsentativgebäude und Kristallisationspunkt. Selbst heute, wo das neue Rathaus ins Verkehrszentrum des Bahnhofs gerückt ist, haben wir im Amtshaus, angebaut am Bezirksgebäude (an der Neugasse und am Markt), noch einige städtische Verwaltungszweige (Bau- und Polizeidepartement). Wenn das heutige Rathaus neben dem Hauptbahnhof und der Hauptpost liegt, so ist dieser Platz durchaus gut gewählt. Das Rathaus steht damit im zweiten Hauptzentrum der Stadt und geniesst den Vorteil, dass es im Treffpunkt sämtlicher Bahnen, Tram- und Autolinien sehr leicht und schnell zu erreichen ist. Zudem liegt dieses Hauptverwaltungsgebäude in unmittelbarer Nähe der Altstadt.

Wie das Rathaus, so liegt auch der **Hauptbahnhof** für Gross-St. Gallen durchaus günstig, infolge seiner zentralen Lage und



58. Multergasse als Typus einer ausgesprochenen Geschäftsstrasse.



59. Partie an der Teufenerstrasse mit unausgeglichenen Siedlungsteilen.
Nest niederer alter Bauten, links davon ein einfaches Geschäftshaus, rechts die Ecke
eines grossen Stickereiexporthauses.

seiner geringen Entfernung vom Altstadtzentrum (rund 600 m). Er birgt in sich die Eilgutstation und bildet zum Markt ein weiteres Zentrum von Gross-St. Gallen. Ein Nachteil für den Raum beanspruchenden Hauptbahnhof, ist die geringe Entwicklungsmöglichkeit im plazierten Rayon zwischen dem Rosenberg und der Berneckhöhe. Diese Engräumigkeit des Gebietes brachte es auch mit sich, dass der Güterbahnhof ca. 800 m weiter westlich angelegt werden musste. Im Westen liegen die zwei Bahnhöfe von Bruggen (Bruggen und Haggen-Bruggen) und derjenige von Winkeln, zwar nicht zentral, doch nahe beim Ortskern. Unweit vom Bahnhof Winkeln breitet sich auch der städtische Flugplatz aus. Der Bahnhof St. Fiden liegt nördlich, etwas abseits des alten Dorfkerns, doch geniesst er die Gunst, auch vom Heiligkreuz- und Langgassquartier bequem erreicht werden zu können.

2. K u l t u r g e b ä u d e.

Hieher zählen Schulen, Kirchen, Museen, Asyle, das Theater, der Spital usw., also Gebäude, die aus einem bestimmten Kulturzustand hervorgingen und bestimmten kulturellen Zwecken dienen. Unter diesen Gebäuden finden wir solche, die den Stadtmittelpunkt oder dessen Nähe bevorzugen. Es sind dies vor allem jene Bauten, die nur einmal in der Stadt vertreten sind, wie z. B. das Theater, die Kantonsschule, die Handelshochschule, die Tonhalle, die Stadtbibliothek usw.

Bei einer andern Gruppe von Gebäuden ist die Neigung zum Mittelpunkt weniger ausgeprägt, so z. B. bei Kirchen und Schulen. Diese fehlen natürlich auch in der Altstadt nicht (Graben-, Kloster-, Gewerbe-, Frauenarbeitsschule, — Kloster, St. Laurenzen- und St. Magnikirche usw.). Doch verteilt sich diese Art von Gebäuden mehr oder weniger gleichmässig über den gesamten Ort. Das ist günstig und erwünscht, weil diese Bauten zum Teil täglich besucht werden. Wie das Kloster, die St. Laurenzen- und St. Magnikirche in der Innenstadt, so bilden auch die übrigen Kirchen Kristallisationspunkte der Besiedelung ausserhalb der Altstadt. Freilich bringen sie anderseits wiederum eine Dezentralisation zum Ausdruck.

Die schönste, grösste und wirkungsvollste aller Kirchen ist heute noch die Klosterkirche mit ihrem markanten Turmpaar. Die heutige Form der Kirche stammt aus den Jahren 1755—1767. — Das Kloster steht völlig an der ursprünglichen Stelle des ersten Stiftes, doch ist aus jener Zeit nur noch die Krypta des 9. Jahrhunderts als Rest erhalten. Beim Kloster lassen sich noch die alte Stadtmauer mit dem Karlstor und dem runden Turm verfolgen. Ausser der Kathedrale gehören zum Klostergebäude die altberühmte Stiftsbibliothek, die Klosterschule und die „Pfalz“ (Ostflügel mit Regierungsgebäude).

Eine dritte Gruppe von Sondergebäuden mied absichtlich das unruhige Stadtzentrum. Hieher zählen der Spital, das Alters- und Bür-



60. Blick in die Eisenbahnerkolonie Schorenhalde.



61. Wildeggsstrasse. Wohnhäuserreihe in erhöhter Lage nahe der Altstadt.

gerasyl, das Altersheim Sömmerli, das Blindenheim usw. Da einzelne dieser Gebäude nicht sehr weit vom Stadtzentrum liegen, so sind sie durch Ueberbauung und Wachstum einzelner Quartiere zum Teil schon ins Häusermeer hineingerückt.

Ebenso erging es der eidgen. Kaserne, dem Zeughaus, sowie der kantonalen Strafanstalt. Früher (bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts) lag die Infanteriekaserne beim Speisertörli, noch innerhalb der Altstadt. Als Exerzierplatz diente der Brühl. Eine Kavalleriekaserne lag beim „Bürgli“. Die jetzige Kaserne mit dem neuen Zeughaus liegt ungefähr 1 km vom alten Stadtkern entfernt auf der ehemaligen „Kreuzbleiche“.

3. Gewerbliche Gebäude.

Sie bilden einen wichtigen Bestandteil der städtischen Bauten. Nach der Zweckbestimmung unterscheiden wir:

a) Geschäftshäuser. Die Geschäftshäuser umfassen Läden, kleinere Werkstätten und Arbeitsräume. Früher waren Geschäftshaus und Wohnhaus fast durchwegs identisch. Das Parterre umfasste Laden, Werkstatt und Arbeitsraum, und darüber befanden sich Stube, Küche, Kammern und übrige Wohnräume. Diese Einheit war platz- und zeitsparend. Heute sind Wohnhaus und Geschäftshaus vielfach getrennt, und es wohnen der Geschäftsmann und seine Angestellten öfters ausserhalb des Altstadtzentrums. So finden sich auch in unserer Stadt bescheidene Ansätze zur Citybildung. Schreitet diese Entwicklung weiter, so wird als natürliche Folge dieser Erscheinung sich ein Rückgang der Bevölkerung in der Altstadt einstellen. Leider fehlen uns darüber Vergleichszahlen, ebenso Angaben über die Menge, der nur tagsüber in der Altstadt zur Arbeit erscheinenden Bevölkerung.

Wo viele Geschäftshäuser zusammenstiessen, bildeten sich eigentliche Geschäftsstrassen. Als solche werden diejenigen betrachtet, in denen Ladengeschäfte und Gasthäuser mehr als die Hälfte der Häuser ausmachen. Zwar ist dies kein mathematischer Begriff, aber er vermittelt immerhin eine ziemlich richtige Vorstellung vom Charakter der Strasse. Nach dieser Auffassung stellen nebst andern, die Poststrasse, die Multer-, Speiser-, Neu-, Markt-, Metzger- und die Goliathgasse Geschäftsstrassen dar. Allgemein beobachten wir, dass die Zahl der Geschäftsstrassen mit der Entfernung von den Hauptzentren (Innerstadt und Bahnhof) abnimmt. Eine grössere Zahl von Geschäften finden wir erst wieder um Nebensiedelungskerne, sowie längs der Haupt- und Vorortsstrassen. Besonders bevorzugt und begehrt für die Geschäftslage sind in der Stadt die Ecken. Oft zeigen die Geschäftsstrassen auffallende, soziale Unterschiede. So sind z. B. die Läden grösser und prunkvoller in der Altstadt (Multergasse-Marktgasse), als z. B. im Linsebühl- und Lämmli-brunnquartier.

Wo mehrere Geschäftsstrassen beisammen liegen, da ist die Geschäftsgegend. In St. Gallen konzentriert sich diese vorab auf die Altstadt und das Bahnhofquartier. Die Zahl der Läden an einer Strasse gibt übrigens meist ein Kriterium für die Verkehrsbedeutung der Strasse.

Einen auffallenden Gegensatz zu den belebten Geschäftsstrassen bilden die vielen ruhigen Wohnstrassen, die sich abseits der Geschäftskerne entwickelten.

b) **Handelshäuser und Banken.** Schon die Altstadt hatte im „Kaufhaus“ ein eigentliches Handelshaus. Handelshäuser kamen jedoch besonders auf mit der Entwicklung der Stickerei. St. Gallen bildet ja vor allem Handelsort. Für die vielen Waren, die aus einem weiten Einzugsgebiet herkamen, benötigte man stets grosse Handels- und Lagerräume. Das Hauptkontingent dieser Bauten gruppiert sich zweckmässig um den Bahnhof (Vadian-, Davidstrasse usw.). Die heutige Krisenzeit brachte es mit sich, dass mehrere dieser Handelshäuser in Wohnungen umgebaut wurden.

c) **Lagerhäuser, Schuppen, Speicher.** Sie liegen aus begreiflichen Gründen vornehmlich in der Nähe des Haupt- oder Güterbahnhofs. Das 1903 gegründete städtische Lagerhaus, das mit den modernsten Betriebseinrichtungen versehen ist, verfügt in seinen Riesenräumen über eine Aufnahmefähigkeit von 2500 Eisenbahnwagen, nebst grossen Freilagerplätzen. In der Blütezeit unserer Industrie lagerte man enorme Warenmengen von gewaltigem Werte hier ein. Seit dem 15. September 1928 ist in diesem Lagerhaus ein Zollfreilager eröffnet worden.

Industrielle und kleingewerbliche Anlagen. Hierzu zählen die Fabriken, deren Zahl relativ recht bescheiden ist. Trotzdem St. Gallen einen Hauptsitz der Stickerei-Industrie darstellt, findet man hier verhältnismässig wenig Fabriken. Die Stickerei unserer Stadt fiel als Industrie selbst in der Blütezeit niemals auf. Ja, sie ist kaum bemerkbar. Russgeschwärzte Kamine, Fabrikquartiere, Mietskasernen und düstere Arbeiterquartiere fehlen völlig. In grossen Geschäftshäusern wickelt sich still und unauffällig aller Handel und Versand der Waren ab. Wo im Gemeindegebiet Fabriken erstellt wurden, mied man das alte Stadtzentrum, rückte an Verkehrsanschlüsse, auf billigen Baugrund oder in die Nähe von Wasserkraften. Eine Reihe gewerblicher und kleinindustrieller Anlagen besitzt die Stadt im Gebiet der ehemaligen Mühlen (an den Steinachwasserfällen) und in St. Georgen. Die einstige Mühle am Speisertor ist abgerissen, dagegen besteht noch eine Ziegelei nahe der Steinach beim Beginn des Galgentobels. Völlig leer geblieben von Fabriken ist der Rosenberg.

Elektrizitätswerk und Schlachthaus, sowie die beiden Gasometer liegen etwas abseits im östlichen Stadtteil. Ob sich

die Anlagen bei stärkerer Entwicklung der Stadt auf den gegenwärtigen Plätzen behaupten, wird die Zukunft zeigen.

Weiter ab von der Stadt liegen das städtische Gas- und Wasserwerk (Riedtli bei Rorschach) und das Elektrizitätswerk Kubel südwestlich Bruggen. Eine im Bau begriffene Neuanlage wird die Stadt künftig mit elektrischer Energie aus der Gegend von Schwanden (Kanton Glarus) versorgen.

Wie bei den Privathäusern, so erfolgte auch bei Erstellung der geschilderten Sondergebäude die Ueberbauung nicht immer in stilvoller Weise.

Im Gegensatz zur Altstadt ist in Gross-St. Gallen die freie, verbaubare Fläche von ansehnlichem Ausmass.

Mit der neuzeitlichen Entwicklung verschwanden die Friedhöfe im St. Leonhard, zu St. Mangen und im Linsebühl. Dafür wurden an der Peripherie der Stadt, im Westen der Feldlifriedhof (1876—77) mit dem Krematorium und im Osten der Kesselhaldenfriedhof geschaffen. Solche Verlegungen und Neuanlagen erfolgten auch in Zürich, Schaffhausen und in andern Orten.

Dass Gross-St. Gallen mit seinen Vororten, seit der Stadtverschmelzung (im Gegensatz zur Altstadt) reich ist an Grünflächen, haben wir bereits dargetan. Eine erste Anlage dieser Art bildete der Brühl, der 1801—02 als „öffentlicher Promenadenplatz“ entstand. In den Kantonsschulanlagen ist zum Teil dieser erste Park der Stadt noch erhalten. Bald darnach bildeten an Stelle des alten Grabens kleine Gärtchen, die sich bis heute erhielten, eine hübsche Grünfläche. Seither sind durch Geschenke und Kauf weitere Parkgebiete erworben worden. Die grösste Anlage bildet heute neben der Kantonsschulanlage der Stadtpark. Nennenswert sind ausserdem die Grünflächen des Bürger- und Kantonsspitals. Dazu besitzt die Stadt in ihrem Rayon oder der nächsten Umgebung prächtige Wälder und Wiesen, die für Spaziergänge sehr beliebt sind. Das Bestreben der Ausbreitung der Grünflächen, sowie die Gewinnung neuer und die Erhaltung alter Flächen ist ebenso charakteristisch für die neuzeitliche Siedelung, wie deren beinahe völliges Fehlen im mittelalterlichen Stadtbild.

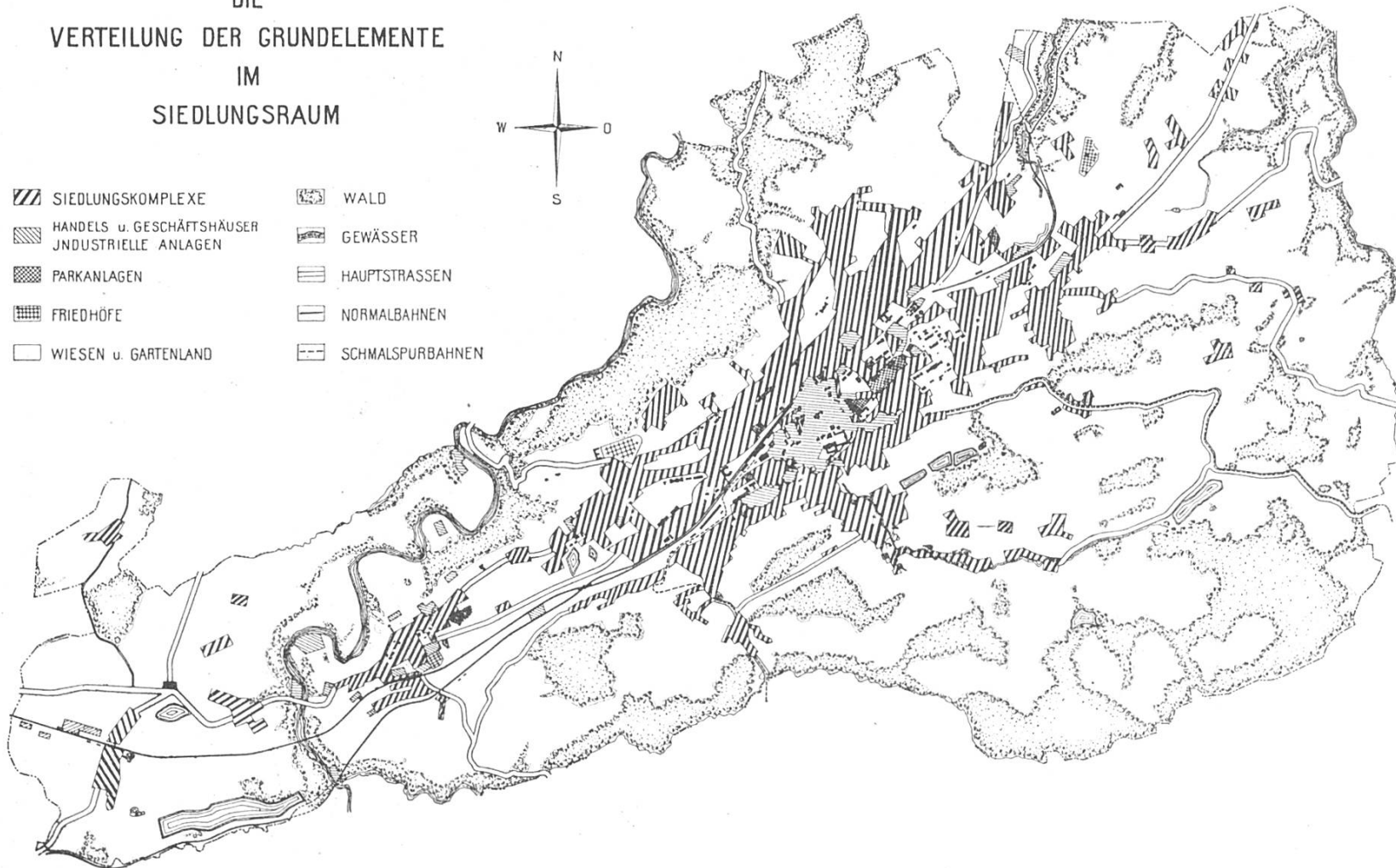
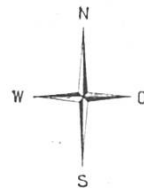
Als Sport- und Spielplätze finden die Kreuzbleiche, das Espenmoos, der Brühl, der Kinderfest- und Krontalplatz usw. Verwendung. Die Kreuzbleiche ist öfters auch Fest- oder Ausstellungsplatz (eidgen. Turnfest 1923, kant. Ausstellung 1927 usw.). Der Frühjahrs- und Herbstmarkt sind heute auf den Brühlplatz verlegt, in dessen unmittelbarer Nähe auch der neue Viehmarktplatz liegt.

Die freien Turn-, Sport- und Spielplätze sind an Zahl nicht reich. Vor allem aber mangelt es den städtischen Schulen im Kreise C durchwegs an Raum. Die Oberflächenlage und die geschilderte Entwicklung der Stadt erklären diese Verhältnisse.

Die bauliche Entwicklung, speziell im Verkehrsquartier, erfolgte vor allem auf Kosten der alten Bleichen, wie z. B. der Geltenwilen-,

DIE VERTEILUNG DER GRUNDELEMENTE IM SIEDLUNGSRAUM

- | | |
|--|--|
|  SIEDLUNGSKOMPLEXE |  WALD |
|  HANDELS u. GESCHÄFTSHÄUSER
INDUSTRIELLE ANLAGEN |  GEWÄSSER |
|  PARKANLAGEN |  HAUPTSTRASSEN |
|  FRIEDHÖFE |  NORMALBAHNEN |
|  WIESEN u. GARTENLAND |  SCHMALSPURBAHNEN |



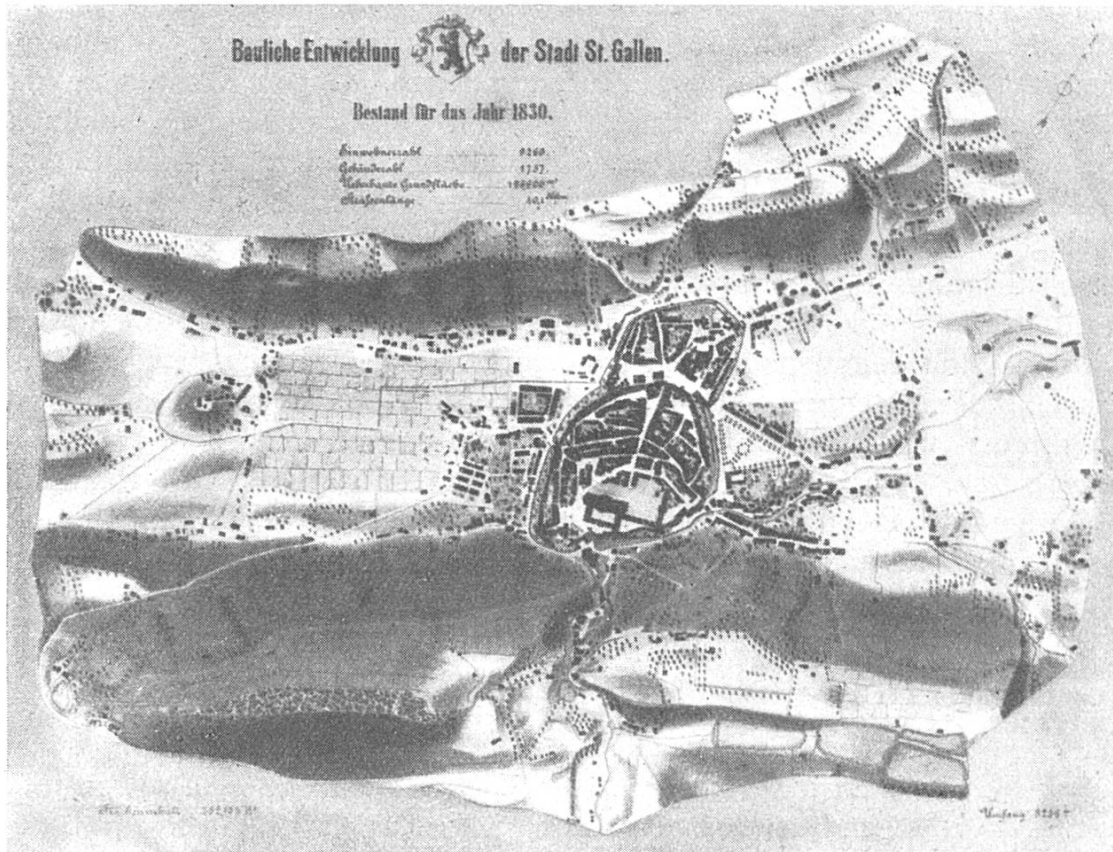
62. Abbildung.

Davids-, Kreuz- und Guggisbleiche. Auf der Kreuzbleiche entstand 1876/77 die erwähnte eidgenössische Kaserne. Der Osten blieb von einer regeren baulichen Entwicklung nicht unberührt. Hier bot das Gebiet der Brühlbleiche mit ihren ebenen Anschlussgebieten willkommenen Platz zur Ueberbauung.

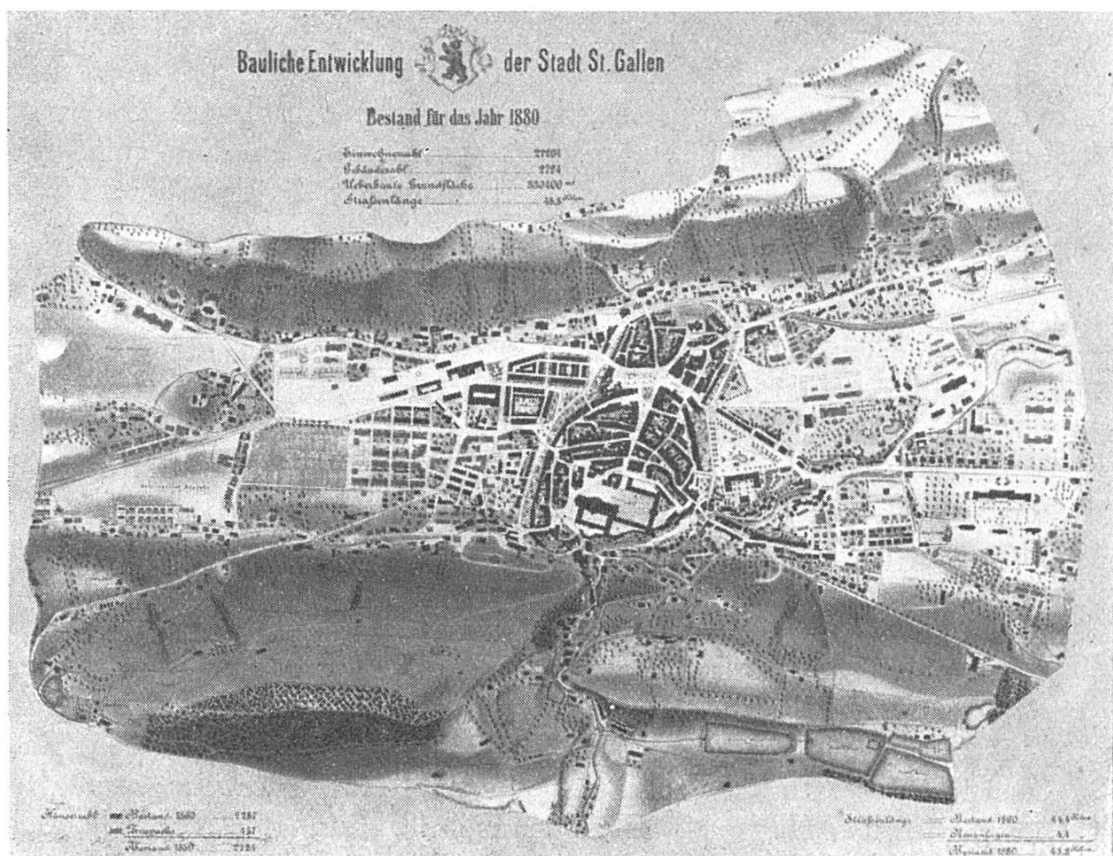
Lange blieben die Hänge des Rosenbergs wenig besiedelt, da man den ebenen Talboden für die Ueberbauung vorzog. Ende der 70er Jahre schlängelten sich als erste zusammenhängende Siedlungsstränge die Tigerberg- und Greifenstrasse in die Höhe. Von den 80er Jahren an warf sich die Bautätigkeit der besser gestellten Städtler mächtig auf den schön gelegenen, sonnigen Berghang. Vor allem sind es die Kauf- und Geschäftsleute, die unten in der Stadt ihre Läden und Bureaux besitzen, hier oben aber in schöner und gesunder Lage ihr ruhiges Heim sich halten. Infolge der Differenzierung zwischen Arbeits- und Wohnstätte entwickelte sich in dem neu erschlossenen Wiesenhang in wenig Jahrzehnten ein eigentliches Villenquartier. Ihm gliederten sich am Aussenrand, auf den Höhen und am Rückhang die erwähnten Eigenheimkolonien Waldgut und Schorenhalde an. Am Schattenhang der Berneck- und Freudenbergseite geschah die Ueberbauung in den untern und mittleren Partien ebenfalls über Erwarten stark. Ueber St. Georgen flutet der Siedlungsstrang ins Steinachtal (Philosophental) und ebenso ins Demuttal.

Das neu pulsierende Leben in der Stadt blieb nicht ohne Einfluss auf die Vororte und die Umgebung. Mehr und mehr wuchsen die nächstgelegenen Siedlungen mit der Stadt zusammen, wenn wohl zwischen den einzelnen Ortskernen stellenweise noch weite Lücken klaffen. Dies besonders im Westen, wo Bruggen und Winkeln nur locker mit der Stadt verbunden sind. Viel enger ist der Zusammenhang gegen Osten infolge intensiverer Ueberbauung.

Auf die st. gallische kantonale Landwirtschafts- und Gewerbe-Ausstellung in St. Gallen (1927) hin ist vom Stadtgeometeramt eine ausgezeichnete kartographische Darstellung über die Entwicklung der Stadt seit 1863 (also ungefähr seit dem Eisenbahnzeitalter der Stadt, 1856) angefertigt worden. Diese Darstellung, von der sich leider wegen der verwendeten verschiedenen Farben keine photographische Reproduktion anfertigen liess, fixiert das Stadtbild in 3 Abschnitten. Der erste reicht von 1863—1900. Darnach treten in diesem Zeitabschnitt Neubauten besonders in folgenden Stadtteilen auf: Krontal-Neudorf, östliches und südwestliches Bahnhofquartier von St. Fiden, Tempelacker, Flurhof, Schwanenstrasse, Steingrübli, Kantonsspital, Schlachthaus, Elektrizitätswerk, Tramdepot, Widacker, Schellenacker, Bürgliareal, Linsebühl-, Konkordia-, Schwalben-, Singenbergstrasse, Wildegg-, Farbgut-, Langgass-, Heimatstrassequartier, St. Jakobstrasse, Blumenau, Notkerstrasse, Dufourstrasse, Tannenbergs-, Apfelbergs-, Wienerbergstrasse, St. Georgen (jedoch weniger als von 1900 an), Falkenburgquartier, mittlerer Rosenberg, Greifenacker, Guggisbleiche.



63. Die Stadt St. Gallen im Jahre 1830.



64. Die Stadt St. Gallen im Jahre 1880

Besonders kräftig ist die Entwicklung um den Bahnhof. Dazu im St. Leonhardsquartier, an der Felsen- und Gottfried-Keller-, Ruhberg-, Melonen-, Ober-, Unter- und Teufenerstrasse. Gegen Westen an der Paradies- und Lustgartenstrasse, ferner im Feldli, in Lachen, Schönenwegen, Waldau, Bruggen, Stocken, Winkeln, Kräzern und Bild.

In der Periode 1901—14 ist die Entwicklung der Stadt hervortretend im Hagenbuchquartier (Häuser der Gesellschaft für Arbeiterwohnungsfürsorge), in den Quartieren Krontal-Neudorf, Buchwald, Heiligkreuz, St. Fiden, Langgasse, östlicher Rosenberg (östlich Dufour- und Tannenstrasse), Engellauquartier, Berghalde, Waldgut, Eisenbahner-Eigenheime in der Schorenhalde, St. Leonhard-, Bahnhof-, Lagerhaus- und Lustgartenquartier, Hochwacht, Felsenstrasse, Fellenbergstrasse, westliche Oberstrasse, Ahornquartier, Güterbahnhof, St. Othmar-, Paradies - Vonwilerquartier, Lachen, Waldau, Feldli, Bruggen, Lehnquartier, Berneck- und Freudenberghang, St. Georgen (sehr rege Entwicklung), Notkersegg, Riethüsli, Kleinbergquartier, Winkeln, Kubel, Haggen, Hofstetten.

Drastisch ist der Stillstand der Entwicklung seit dem Weltkrieg, die eine 3. Darstellung von 1915—27 fixiert. Nur vereinzelt treten uns da Neubauten auf dem Girtannersberg, in Rotmonten, Vonwil, Lachen und an der Burgstrasse entgegen. Erst 1927 und 1928 hat auch auf dem mittleren und östlichen Rosenberg (Gerhaldengebiet) der Bau von Einfamilienwohnhäusern wieder lebhafter eingesetzt.

Bei der steten Erweiterung des Ortes zur modernen Gross-Siedlung ist die am 1. Juli 1918 erfolgte Verschmelzung der Stadt⁵⁵ mit ihren Vorortsgemeinden Straubenzell bzw. den Vororten Bruggen, Winkeln und Lachen im Westen und der Gemeinde Tablat bzw. den Vororten St. Fiden, Krontal, Neudorf und Heiligkreuz im Osten begreiflich. Indem Winkeln in das politische Stadtgemeindegebiet mit- einbezogen wurde, überschritt man freilich an der Sitter die natürliche Stadtgrenze.^{102a}

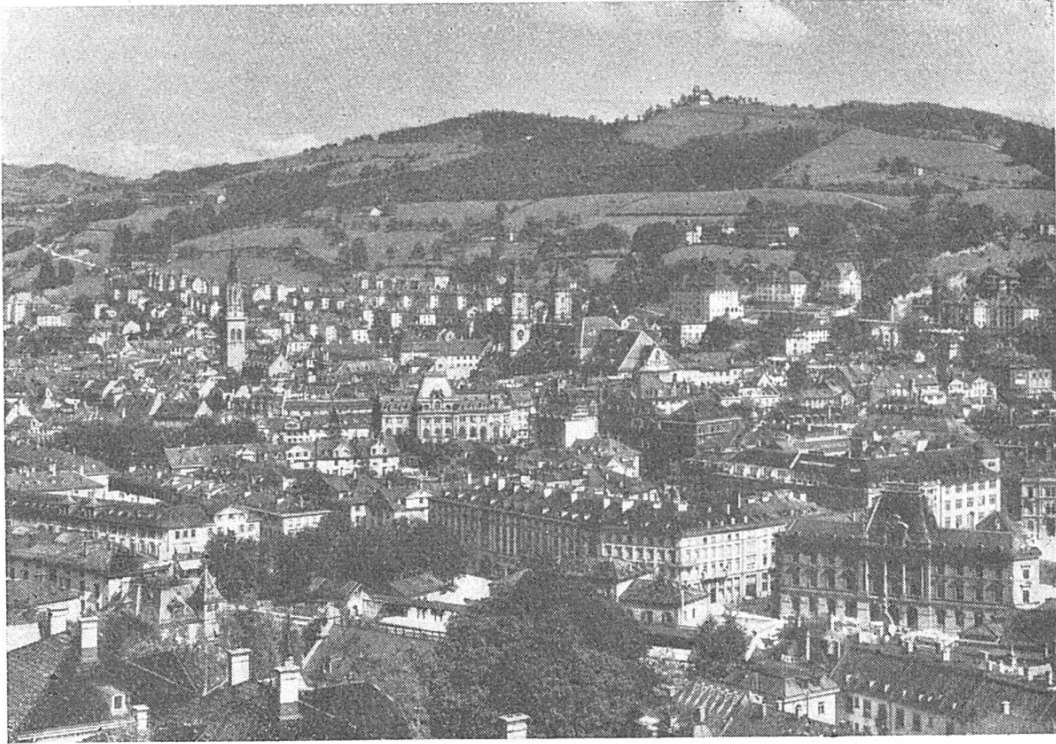
Der gesamte Entwicklungsprozess gebot als logische Folge des seit dem 19. Jahrhundert erfolgten Aufschwunges naturnotwendig diese Verschmelzungserscheinung. Solche Verschmelzungen sind übrigens für viele andere Städte des In- und Auslandes in den letzten Jahrzehnten ebenso charakteristisch.

Mit der Entwicklung zur modernen Gross-Siedlung erfolgte in unserer Stadt eine auffallende Differenzierung.

Im Centrum haben wir heute noch den Markt und das Gewerbe mit seinen vielen Läden, die alle auf die Bedürfnisse des täglichen Lebens eingestellt sind.

Westlich der Altstadt dehnt sich das Verkehrs- und Handelszentrum aus mit dem Bahnhof, der Hauptpost, den Banken, dem Zoll- und Güterbahnhof, den Industrie- und Exporthäusern.

Oestlich der Altstadt begegnen wir zahlreichen Bildungsanstalten (Talhof-, Bürgli-, Hadwig-, Blumenaschule und der Handelshoch-



65. Blick vom Rosenberg gegen den Freudenberg.



66. Blick über den Ostteil der Altstadt gegen den Rosenberg.

schule; dann den sozialen Schöpfungen der Asyle und des Spitals, und schliesslich in der Tonhalle, der Stadtbibliothek und den Museen, den Stätten der Kunst und Wissenschaft. Hier liegt auch der wohlthuende Stadtpark.

Am Rosenberg schliesslich finden sich die Villen- und Eigenheimquartiere und vom Aussenrand der Stadt fügen sich die Vororte nunmehr zu einem harmonischen Ganzen mit dem alten Siedelungskern zusammen.

Um dieses moderne Stadtbild gruppieren sich als landwirtschaftliches und industrielles Hinterland, als Einzugs- und Absatzgebiet das Fürstenland, die beiden Appenzell und der Thurgau, weiterhin das Toggenburg, das Rheintal und das Vorarlberg. Aus all diesen Gebieten bezieht die Stadt Produkte, wie Schlachtvieh, Milch, Käse, Butter, Vieh, Gemüse, Obst, Holz, sowie die Erzeugnisse der Hausindustrie. Umgekehrt holen sich der Landmann und der ländliche Industriearbeiter eine Unmenge von Produkten in der Stadt.

Ihr eigentliches Aufblühen, sowie die tiefergreifenden Veränderungen und die rapide Entwicklung verdankt unsere Siedelung vor allem der Stickereiindustrie und dem neuzeitlichen Verkehr. Es war aber „ein weiter Weg vom Blockhaus des Gallus zur modernen Industriestadt“. Zu solcher Entwicklung bedurfte es einer tüchtigen, arbeitsfreudigen Bürgerschaft, insonderheit eines trefflichen Kaufmannsstandes. Dieser hat bewiesen, dass auch in einer verhältnismässig ungünstigen Lage der Mensch es durch eiserne Energie, gesunden Unternehmungsgeist und richtige Arbeitsanpassung in der Hand hat, die Ungunst der Naturverhältnisse in hohem Masse zu bezwingen. In diesem Sinne bietet die Stadt ein Musterbeispiel.

Wie das Wesen der Siedelung, so haben im Laufe der Zeit auch die äussere Form und Gestalt gewechselt.

Für die heutige Stadt ist, im Gegensatz zum alten Ort, die offene Besiedelung mit strahlenförmigen Siedelungsläufen charakteristisch.

Dabei ist wahrzunehmen, dass das Wachstum besonders stark erfolgte um Verkehrszentren, wie z. B. dem Hauptbahnhofgebiet. Letzteres ist heute neben dem Markt und dem Kloster das wichtigste Zentrum. Weitere Kerne in der neuzeitlichen Siedelung bilden die ehemals selbständigen Dörfer, wie St. Fiden, Bruggen, St. Georgen usw.

Vergleicht man den Charakter der Stadt von heute mit der mittelalterlichen Siedelung, so wird man trotz mancher äusserer Veränderungen viele gemeinsame Züge finden. So ist z. B. trotz des Wachstums, die Grösse der Stadt relativ gleich geblieben. St. Gallen war im Mittelalter eine mittelgrosse Stadt. Diesen Rang hat der Ort bis heute bewahrt. Und noch ist St. Gallen, wie früher, Markt- (Stickerei-, Gemüse-, Vieh-, Fischmarkt), Industrie-, Handels-, Verkehrs- und Kulturstadt, dazu seit der Revolutionszeit Kantons- und Bezirkshauptstadt mit Sitz der kantonalen und Bezirksbehörden (Regierungsrat, Kantonsgericht, Bezirksamt, Bezirksgericht). Ausserdem ist die Stadt ein

ansehnlicher lokaler Verkehrsknoten- (Bahn- und Strassenknoten), Korpssammel- und Waffenplatz, sowie ein Bank- und Börsenplatz. Schliesslich ist St. Gallen als Bischofssitz ein kirchliches Zentrum und durch die vielen Lehranstalten auch eine eigentliche Schul- und Bildungsstadt. In ihr besteht neben den protestantischen und katholischen Primar- und Sekundarschulen eine Kantonsschule (mit einer Gymnasial-, Handels- und technischen Abteilung und einer Lehramtsschule). Weiter besitzt St. Gallen eine Verkehrs-, Kunstgewerbe- und Gewerbeschule. Dazu eine Stickereifachschule, eine Handelsschule des Kaufmännischen Vereins, sowie eine Handelshochschule (mit schweiz. Versuchsanstalt für Textilien, Leder und Oele). Für die Ausbildung der Töchter und Frauen bestehen eine Haushaltungs- und Hausbeamtinnenschule, ferner eine Frauenarbeits- und Arbeitslehrerinnenschule und zwei Pflegerinnenschulen. Dazu gesellen sich ein grösseres Privatinstitut, sowie eine Blinden- und Taubstummenschule.

10. B e v ö l k e r u n g.

Durch seine klassischen Untersuchungen in der Wildkirchlihöhle hat E. Bächler¹⁰ den Beweis erbracht, dass zwar unsere voralpine Gegend schon in der Moustérienepoche besiedelt war. Im Gegensatz zum benachbarten Bodenseegebiet hat unsere Landschaft aber erst später eine dichtere Besiedelung erfahren. Die Höhenlage, die dichten Wälder, die vielen Tobel und die dadurch bedingte Unwegsamkeit des Geländes sind wohl an dieser Erscheinung hauptsächlich schuld.

Schon vor unserer Zeitrechnung lebte in der Ostschweiz das keltische Mischvolk der *Helveter*, das in harten Kampf geriet mit den Römern. Bereits um diese Zeit mögen Flüchtlinge in die Wälder der Steinach und der Sitter vorgedrungen sein und sich darin niedergelassen haben.

Erst mit dem Zuzug der *Allemanen* aber setzte in unserm Hochlande, ungefähr im 4. und 5. Jahrhundert, eine etwas regere Besiedelung ein. Die Eindringlinge kamen einerseits aus der Talrichtung Bischofszell-Gossau, anderseits von Goldach-Mörschwil und vom untern Steinachgebiet her. Mancher Ort, der urkundlich erst später auftaucht, mag wirklich schon in dieser Zeit entstanden sein. Ackerbau, Jagd und etwas Viehzucht bildeten den Erwerb der aus Norden zugewanderten Bevölkerung, die von hohem Wuchs, langem Schädel, blondem Haar und blauen Augen war.

Eine zweite, intensivere Zuwanderung erfolgte im 7. und 8. Jahrhundert. In diese Zeit fällt die Entstehung des Klosters und Hand in Hand damit dessen Kulturtätigkeit. Mehr und mehr wird der Wald gerodet, der Boden in Acker- und Wiesland umgestaltet. Von den Römern kannten die Allemannen auch bereits den Obst- und Gemüsebau, die beide durch die Klöster eine wesentliche Förderung erfuhren. Indem von unserm Stifte aus, neben reger Pflege des geistigen Lebens,

eine ansehnliche, wirtschaftliche Tätigkeit entfaltet wurde, erlebte die Kolonisation des St. Galler und Appenzeller Berglandes einen steten Aufschwung.

In der Umgebung erscheinen in urkundlicher Aufzeichnung Goldach 789, Berg 796, Mörschwil 811, Hohfirst 818, Gossau 824, Schwänberg (bei Herisau) 811, Herisau 837, Appenzell 1061.

Eine dritte Welle der Rodung vollzog sich offenbar zwischen dem 12. und 15. Jahrhundert. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts erliess die Obrigkeit, wie früher erwähnt, bereits Schutzvorschriften zur Erhaltung des Waldes.

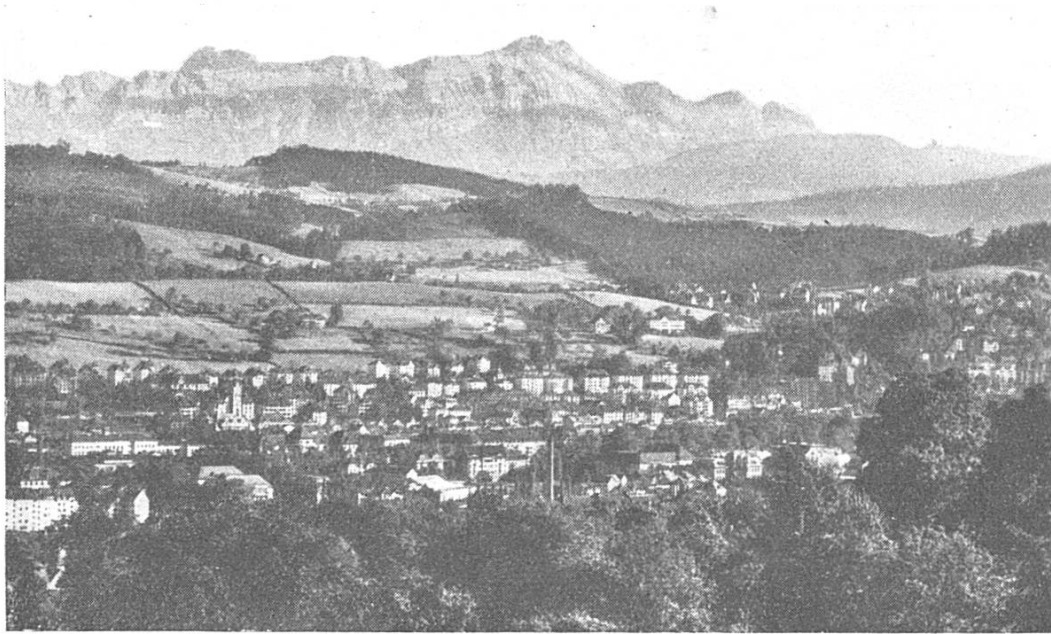
Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts scheint im wesentlichen das Siedelungsbild keine grossen Veränderungen erfahren zu haben. Erst die Revolutionszeit mit all ihren errungenen Freiheiten, insbesondere in Bezug auf die Gewerbefreiheit, die Preisgabe der Dreifelderwirtschaft, die freie Bebauung des Bodens und die allgemeine Freizügigkeit haben neuerdings siedelungsfördernd gewirkt.

Ueber die *Volksrasse*, die sich im Laufe der Zeiten bei uns herausgebildet hat, sei hier nur in kurzen Zügen berichtet.

Trotzdem wir Ostschweizer von den Allemannen manches übernommen haben, wie z. B. die Sprache, betrachtet *Schwerz*⁹⁹ die Bevölkerung unseres Gebietes keineswegs als unverfälschte Nachkommenschaft der Allemannen. Der St. Galler von heute und mit ihm der Nordostschweizer weisen, im Gegensatz zu den Allemannen, kurze Schädel auf. Ferner sind die Extremitätenknochen anders, die Farbe der Haare und Augen dunkel. Auf Grund seiner Untersuchungen kommt *Schwerz* zu der Ueberzeugung, dass „die St. Galler und mit ihnen die Appenzeller in der Mehrzahl Glieder des breitköpfigen, dunkelfarbigem und kleingewachsenen, uralpinen Bevölkerungstypus seien“, wie solcher am reinsten noch in der Gegend von Disentis angetroffen werde. Wieviel keltisches Blut der hiesigen Bevölkerung noch innewohnt, wissen wir nicht. Jedenfalls hat der alpine Typus physisch bei der Vermischung mit den Allemannen die Oberhand gewonnen und bis heute behalten, trotz Sprache, Sitten und Gebräuchen, die wir von diesen Vorfahren ererbten.

Leider mangelt uns aus der Entwicklung der Stadt zuverlässiges Quellmaterial über die Zahl der Bevölkerung in verschiedenen Zeitabschnitten. Die erste Volkszählung in St. Gallen geschah 1808 (Bregenz bereits 1755). Wir können daher für unsere Stadt nur indirekt zu Angaben gelangen über die Bevölkerungszahl früherer Epochen und dies kaum über das 15. Jahrhundert zurück.

Näf (S. 365) gibt an, dass im Jahre 1468 eine Hauszählung durchgeführt wurde. Diese erzeugte für die Stadt 493 und die Aussenpartien 278, total also 771 Häuser (inbegriffen alle dem Gemeinwesen dienenden Bauten, wie Rathaus, Zunfthäuser, Spital, Mange, Münz, Kaufhaus, Sommerhäuser). *Gonzenbach*⁴⁵ und *von Arx*¹⁰⁴ verdanken wir genauere Angaben über die Zahl der Wohnhäuser in den



67. Blick vom Rosenberg über die Stadt gegen Süden.
Im Hintergrund der Sämtis.



68 Stadtansicht von Südwesten gegen Nordosten.
Im Hintergrund der Bodensee.

einzelnen Gassen aus dem Jahre 1468. Darnach ergeben sich folgende Zahlen, denen wir, soweit möglich, einige Häuserzahlen von 1866 und 1928 beifügten,* da diese nicht wesentlich verschieden von den alten Beständen sind.

**Zusammenstellung der Häuserzahlen nach Gassen
für das Jahr 1468 (nach von Arx).**

Gasse	1468	1866	1928
Webergasse	26 Häuser	24 Häuser	26 Häuser
Multergasse	44 "	40 "	45 "
Neugasse	41 "	40 "	55 "
Schmiedgasse	25 "	30 "	36 "
Am Markte (Marktgasse und -Platz)	44 "	44 "	50 "
Hinter der Brotlauben	11 "	18 "	16 "
Speisergasse	44 "	44 "	43 "
Im „Loch“	34 "	— "	— "
Portnerhof (beim Neubad) . .	8 "	— "	— "
Im Kirchhof	9 "	— "	— "
Im Brühl	57 "	— "	— "
In der Vorstadt am Rindermarkt	20 "	— "	— "
In der Hintergasse	34 "	— "	— "
Hopsgermoos	19 "	— "	— "
St. Mangengasse	49 "	— "	— "
Heidengasse	8 "	— "	— "
Speiservorstadt	89 "	— "	— "
An der Kachelstadt	6 "	— "	— "
Unter der Berneck	16 "	— "	— "
Vor dem Multertor	19 "	— "	— "
Vor dem Müllertor	13 "	— "	— "
In St. Leonhard	16 "	— "	— "
An den Bergen	12 "	— "	— "
Am St. Mangenberg	7 "	— "	— "
Am „Blätz“ (Platztorgebiet) .	21 "	— "	— "
Zu St. Jakob	17 "	— "	— "
In den Gärten	3 "	— "	— "
Frohnberg	1 "	— "	— "
Total 693 Häuser			

Die Zahlen von Näf ergeben die Summe von 771 Häuser, diejenigen von Gonzenbach und von Arx deren 693. Die Differenz rührt in der Hauptsache davon her, dass bei Näf Werkstätten, Sommerhäuser, Stadel usw. miteinbezogen sind, in der Zusammenstellung von Arx dagegen nicht.

Nach von Arx brannten 1490 rund 80 Häuser ab, doch gab es 1520 deren im Ganzen wieder 762. Davon sollen 539 in der Stadt und 223 direkt vor ihr gelegen haben. Halten wir uns für 1468 an die Zahl von 693 Wohnhäusern und berechnen wir pro Haus 7—9 Einwohner, so gelangen wir für die mittelalterliche Stadt zu einer

* Die Gegenüberstellung von 1468 mit 1866 und 1928 ist bloss für diejenigen Gassen durchgeführt, die sich einwandfrei miteinander vergleichen liessen.

ungefähren Bevölkerungszahl von 5—6500 Einwohnern. Diese Zahl dürfte der Wirklichkeit nahe kommen, jedenfalls ist sie nicht zu hoch gegriffen. Es ist zu bedenken, dass im Mittelalter die Familien meist mehr Glieder zählten, dass Eltern und selbständig erwerbende Kinder vielfach im selben Hause zusammenlebten, und dass Gesellen und Gesinde in ansehnlicher Zahl vorhanden waren.

Eine gewisse Kontrolle der mittelalterlichen Einwohnergrösse gewinnen wir aus der Feststellung der Bevölkerungszahl der heutigen Altstadt, dies umso mehr, als deren Grenzen noch klar gegeben sind. Freilich hat die Altstadt manche Umwandlungen erfahren durch Abriss, Neubauten, Ausbau von Wohnungen, Läden u. dergl. Ende 1928 beherbergte die Altstadt (Ober- und Unterstadt, aber ohne die mittelalterlichen Vorquartiere) total 5326 Einwohner. An Wohnhäusern zählte sie 542, an Wohnungen 1427. Pro Haus ergeben sich somit heute für das Stadtgebiet von Alt-St. Gallen 9—10 Einwohner.

Nach von Arx vermittelt uns Wartmann durch seine militärischen Quartierzahlen Anhaltspunkte über die Bevölkerungsverhältnisse St. Gallens. Darnach zählte die Altstadt in vier Quartieren anno 1658 total 504, in den Vorstädten dazu 429 Wohnhäuser (Leonhard 95, Speiservorstadt 82, Linsebühl-Brühl 90, Mühlenquartier 72, Platztorgebiet 90 Häuser), im ganzen also 933 Häuser. Gegenüber 1468 ist das eine Zunahme von 236 Häusern, bei einer mutmasslichen Einwohnersteigerung von rund 1500—2000 Einwohnern.

Vergleichen wir St. Gallens Bevölkerungszahl des Mittelalters mit einigen andern Schweizerstädten: Zürich zählte 1357 erst 7—8000 Einwohner¹²¹; Basel, das Frankfurt, Augsburg und Strassburg im 15. Jahrhundert übertraf, und mit seiner Bevölkerungszahl nahe an Nürnberg heranreichte, soll bereits 20,000 Einwohner auf einer Fläche von 13 km² besessen haben.⁵³ 1779 zählte die Stadt freilich nur noch 15,000 Einwohner. Nach Ammann³ hatte Bern im 15. Jahrhundert 5—6000, Freiburg 5000, Luzern über 3000, Chur (1481) ca. 1500, Solothurn 2000, Schaffhausen über 3000, Winterthur (1468—1526) ca. 1300—1400, Wil ca. 7—800, Bregenz⁵⁴ (1363) 5—700 und Konstanz zur selben Zeit ca. 5000 Einwohner. Innsbruck, der Pass-, Gewerbe- und Bergwerkort zählte 1567 an Einwohnern 5050.

1808 ergab die Volkszählung für den Stadtbezirk St. Gallen 8118 Einwohner (7388 Protestanten und 730 Katholiken). Da die Stadt um diese Zeit noch nicht wesentlich verändert war, so kann die ermittelte Zahl nicht allzu weit von den mittelalterlichen Ergebnissen liegen, zumal im 17. und 18. Jahrhundert der freie Zuzug immer noch eingeschränkt war. Dagegen rückten bald nach der Revolutionszeit und die durch sie erwirkte Freizügigkeit manche Familie von der nächsten Umgebung oder von auswärts in unsere Stadt.

Bis 1824 stieg die Bevölkerung auf 8906 Einwohner und bis 1837 auf 9430 Einwohner. Tablat⁶⁷ zählte um diese Zeit 7418, Straubenzell 5334 Einwohner. Bis zum Jahre 1850 weist unsere Stadt eine, nach-

Die Bevölkerungsbewegung der Stadt St. Gallen von 1850—1928.

Jahr	Ein- wohner Total	Ge- meinde bürger	Kantons- bürger	Uebrige Schwei- zer	Schwei- zer über- haupt	Aus- länder über- haupt	Geschlecht		Religion			
							Männlich	Weiblich	Pro- testanten	Kathol. inkl. Christ- kathol.	Israeliten	Anders- gläubige u. Dissi- denten
1850	11234	4032	2875	3272	10179	1055	5284	5950	8082	3102	50	—
1860	14532	3865	3822	4685	12372	2160	7035	7497	9543	4851	78	60
1870	16676	3733	4889	5830	14452	2224	7701	8975	10496	5957	138	85
1880	21438	3904	5895	7416	17215	4223	9874	11564	12624	8422	273	119
1888	27842	4362	6685	10054	21101	6741	12488	15354	15764	11542	415	121
1900	33116	3927	8160	11945	24032	9084	14562	18554	17552	15006	419	119
1910	37869	3915	8644	13546	26105	11764	16865	21004	19314	17357	769	429
1912	37788	3748	8500	13382	25630	12158	—	—	—	—	—	—
1913	37769	3631	8590	13224	25445	12324	—	—	—	—	—	—
1914	35203	3653	8503	12982	25138	10065	—	—	—	—	—	—
1915	35825	3679	8794	13560	26033	9792	—	—	—	—	—	—
1918 ^x	34854	3635	9061	13606	26302	8552	—	—	—	—	—	—
1918 ^x	69465	4662	21305	28334	54301	15164	—	—	—	—	—	—
1920	70437	6473	19911	28420	54804	15636	30515	39922	33746	34886	1017	783
1927	64593	6166	19317	27238	52721	11872	27681	36912	30510	31872	722	1489
1928	64759	6066	19524	27473	53063	11696	27817	36942	30572	31921*	690	1576

^x Vor der Stadtverschmelzung (Juni 1918).

^x Nach der Stadtverschmelzung (Dezember 1918).

* Katholiken = 31172.

Christkatholiken = 749.

neuzeitlichen Begriffen mässige Bevölkerungszunahme auf. Der Zuwachs betrug in einem Zeitraum von 42 Jahren nicht mehr als 3116, was einem mittleren Zuwachs von rund 800 Einwohnern innerhalb eines Dezenniums entspricht. Im Vergleich zu frühern Jahrhunderten ist diese Bevölkerungszunahme freilich bedeutend.

Zuverlässige und detaillierte Zählungsergebnisse besitzen wir erst seit 1850. Von da ab gestaltet sich die Bevölkerungsentwicklung unserer Stadt viel lebhafter.

Schon von 1850—60 betrug die Bevölkerungszunahme 3298 Einwohner, also beinahe gleichviel wie vorher in 42 Jahren (1808—50). Die Stickerei und das Erscheinen der Eisenbahn sind im wesentlichen an der Zunahme schuld.

Im folgenden Dezennium (1860—70) nahm die Bevölkerung mit einem Plus von 2144 Einwohnern wiederum in erheblichem Masse zu. Auffallend ist die Steigerung von 1870—80 um 4762; von 1880—88 um 6404 und von 1888—1900 um 5274 Einwohner. Als Hauptursachen dieser rapiden Zunahme sind der vermehrte und wesentlich verbesserte Verkehr, die intensive Entwicklung der Stickerei und des Handels zu nennen. Die Zahlen sind somit das getreue Spiegelbild des erfolgten Wirtschafts- und Verkehrsaufstieges.

Von 1900—1910 beträgt die Bevölkerungszunahme der bereits stark überbauten alten Stadtgemeinde 4753 Einwohner, was somit einen Rückschlag darstellt. Ihm steht jedoch gegenüber eine ansehnliche Entwicklung der Vorstadtgemeinden Tablat und Straubenzell, die miteinander eine Zunahme von 16,931 Einwohnern aufweisen, was eine intensive Bevölkerungszunahme darstellt.

Mit dem Weltkrieg 1914 beginnt die negative Bevölkerungsbe-
wegung. Gleich zu Beginn des Krieges wanderten viele Ausländer ab.

Zählte die alte Stadtgemeinde 1910 noch 37,869 Einwohner, so sank die Ziffer bis zur Stadtverschmelzung am 1. Juli 1918 auf 34,854 Einwohner. Dieser Rückgang dauerte nach der Verschmelzung unvermindert an, was die tabellarische Zusammenstellung klar erhellt.

Hatte die Altstadtgemeinde bei der Verschmelzung mit ihren Vororten im Juli 1918 noch 69,465 Einwohner, so sank die Ziffer bis zum Dezember 1927 auf 64,593 Seelen. Gegenüber der Maximalzahl der jedoch noch unverschmolzenen Stadt vom Jahre 1912 mit ihren 77,590 Einwohnern ist die Bevölkerung St. Gallens und ihrer Vororte um 12,997 Seelen zurückgegangen. Dieser grosse Rückschlag legitimiert den Niedergang der Stickerei in drastischer Weise. Kein Wunder, dass oft von einer „sterbenden Stadt“ gesprochen wurde und dass rege Bestrebungen dahin gehen, neue Industrien hier anzusiedeln.

Hand in Hand mit der Bevölkerungsentwicklung der Stadt ging diejenige der ehemaligen Vorortsgemeinden Tablat und Straubenzell. Folgende Zahlen mögen dies veranschaulichen. Zum Vergleich sei auch die bäuerliche Nachbargemeinde Mörschwil herangezogen. Es zählten:

	St. Gallen-Stadt	Tablat	Straubenzell	Mörschwil
1850	11234	4425	2200	1249
1860	14532	5791	2788	1377
1870	16676	6578	3307	1315
1880	21438	8092	5026	1458
1888	27842	9861	6127	1522
1900	33116	12601	8081	1566
1910	37869	22308*	15305	1745
1911	37788	22902	16248	—
1912	37788	22986	16816	—
1913	37769	22353	16751	—
1914	35203	19350	15477	—
1915	35825	19750	15833	—
1918**	34854	19137	15300	—
1920	70437 (inkl. Tablat und Straubenzell)			1704
1927	64593	—	—	—
1928	64759	—	—	—

Die höchste Bevölkerungszahl erreichten Stadtgemeinde, Tablat und Straubenzell zusammen im Jahre 1912. Damals zählte die Gesamtbevölkerung der drei Gemeinden 77,590 Einwohner, gegenüber 64,593 im Jahre 1927.

Die Zusammensetzung der Schweizerbürger hat in unserer Stadt seit 1850 insofern geändert, als die Zahl der Kantonsbürger und ebenso die Zahl der Schweizerbürger aus andern Kantonen zugenommen hat. Unter diesen sind die Appenzeller, Thurgauer, Zürcher und Aargauer stark vertreten.

Die Zahl der Ausländer in der alten Stadtgemeinde betrug 1808 erst 851; 1910 waren es deren 11,764; im Jahre 1913 stieg die Zahl sogar auf 12,324. Seither ist (insbesondere durch die Abwanderung im Weltkrieg) der Bestand an Ausländern erheblich zurückgegangen.

Am 31. Dezember 1928 zählte die Stadt neben 53,063 Schweizern (81,94 %) insgesamt 11,696 Ausländer (18,06 %). Unter diesen halten die Deutschen mit 7386 den ersten Rang inne. Ihnen folgen die Italiener mit 1946, dann die Oesterreicher und Liechtensteiner mit 1396 Seelen (Vorarlberger 615, übrige Oesterreicher 673 und Liechtensteiner 108). Von den verbleibenden 968 Fremden sind 335 Tschechen, 204 Polen und 112 Franzosen. Die eingewanderten Deutschen sind vorwiegend Kaufleute und Gewerbetreibende, die Italiener meistens Fabrik- und Bauarbeiter (Maurer, Handlanger), die Oesterreicher vielfach Stickereiarbeiter, die Tschechen arbeiten häufig in der Konfektion und die Polen (fast ausschliesslich Israeliten) im Handel.

* 1910 zählte Tablat 20% Ausländer.

** Zählresultate vom 1. Juli 1918 bei der Stadtverschmelzung.

Auffallend stark ist die zahlenmässige Ueberlegenheit des weiblichen Geschlechts über das männliche (36,942 : 27,817). Diese Erscheinung hängt teilweise zusammen mit der Stickerei, die in relativ hoher Zahl weibliche Arbeitskräfte beschäftigt.

Verändert hat sich schliesslich die Zusammensetzung in religiöser Hinsicht, indem die Zahl der Katholiken, zumal in der Altstadt, gegenüber früher wesentlich grösser ist.

Ein Vergleich unserer Stadt mit den 7 grössten Schweizerstädten zeigt St. Gallen nach seiner Bevölkerungszahl heute an 7. Stelle. Es zählten aufgerundet im Januar 1929:

Zürich	Basel	Genf	Bern	Lausanne	St. Gallen	Winterthur
223,000	146,000	129,000	110,000	79,000	64,800	55,000

Lausanne geht unserer Stadt somit an Grösse direkt voraus, Winterthur folgt ihr.

Mit seinen 65,000 Einwohnern behauptet St. Gallen, wie im Mittelalter den Rang einer grösseren Mittelstadt. Gegenüber Zürich, Basel und Genf erfolgte der Bevölkerungsaufstieg bei uns langsamer. Daran ist in erster Linie die verkehrsgeographische Lage schuld. Mit Lausanne hielt unsere Stadt bis vor Kurzem Schritt, und Konstanz wurde von ihr stark überflügelt. Zieht man zur ungünstigen Fernverkehrslage die Höhe St. Gallens in Betracht, so erscheint der Ort aussergewöhnlich gross. In der Schweiz und innerhalb des Alpengebietes ist St. Gallen die höchstgelegene Siedelung dieser Grösse und selbst in Europa konkurrieren nach Höhe und Grösse etwa noch die Städte der spanischen Hochebene.

Die Vergrösserung des Ortes und seine Ausbreitung nach allen Himmelsrichtungen brachte es mit sich, dass aus wirtschaftlichen und ökonomischen Gründen die Stadt sich mit zwei Vorortsgemeinden zu einem einheitlichen Organismus zusammenschloss. Die Gemeinden Straubenzell mit den Orten Bruggen, Winkeln und Lachen im Westen, und die Gemeinde Tablat mit St. Fiden, Krontal und Neudorf im Osten, bilden seit dem 1. Juli 1918 mit der Altstadt das moderne Gross-St. Gallen. Dieser Ausdruck hat indessen keine Gemeinschaft mit dem Begriff „Großstadt“. Er bezeichnet nur einen Entwicklungszustand. Heute besteht für die weitausgedehnte Stadt eine Dreiteilung in die Kreise West, Zentrum und Ost. Nach Kreisen verwaltet werden zur Zeit das Primarschulwesen und das Grundbuchamt.

Für die Physiognomie einer Stadt ist es von Bedeutung, ob sich ihre Bevölkerung auf einem engen oder einem weiten Raum zusammenfügt. Am raffiniertesten wird der Raum ausgenützt, wo entweder Platzmangel besteht (z. B. an schmalen Küstengebieten), wo eine Schutzlage ausgenützt wird (mittelalterliche Städte) oder wo aussergewöhnlich hohe Bodenpreise bestehen, wie in den Wolkenkratzerstädten der Union. In allen Fällen kommt hier auf eine kleine Bodenfläche eine hohe Bevölkerungszahl.

Wieder andere Gebiete meiden enge Bauweise und hohe Häuser. Viele, vor allem russische Städte zeichnen sich aus durch eine weiträumige Anlage. In der Schweiz sind gemischte Verhältnisse häufig. In den alten Stadtkernen treffen wir vielfach noch die dichteste Häuser- und Bevölkerungszahl, in den Vororten dagegen eine weitmaschige Besiedelung.

Aus der Zahl der Einwohner und der bewohnten Häuserfläche vermögen wir ein Bild zu gewinnen über die Physiognomie einer Stadt. Das Verhältnis der Einwohnerzahl zum Areal der Stadtfläche wird als *Wohn d i c h t e* bezeichnet. Dabei ziehen wir einerseits in Betracht die Bevölkerungszahl des Gesamtareals der Stadtgemeinde, andererseits das Areal des zusammenhängenden Siedelungskomplexes. Setzen wir dagegen die Einwohnerziffer zur Zahl der bewohnten Gebäude in Beziehung, so stellt der Quotient die relative Hausbevölkerung⁵⁰ oder die sogen. Behausungsziffer dar.

Nicht unzweckmässig ist die Ausscheidung einzelner Stadtteile, vor allem des alten Siedelungskerns und der jüngst besiedelten Stadtteile. Auch ist die Flächenermittlung von Plätzen, Höfen, Gärten, Parkanlagen, Verkehrswegen, Gewässern, Wirtschaftsgebäuden wertvoll. Leider lässt uns in dieser Hinsicht die Statistik teilweise im Stich.

Für das heutige St. Gallen erzielt sich bei einer Fläche von 3940,86 ha und 64,759 Einwohner eine Bevölkerungsdichte von 16,4 Einwohnern pro ha. Für die einzelnen Stadtkreise ergeben sich folgende Zahlen (pro Dezember 1928):

	Fläche	Einwohnerzahl
St. Gallen C	382,11 ha	34,156
St. Gallen O	2239,69 ha	17,117
St. Gallen W	1319,06 ha	13,486
Total	3940,86 ha	64,759

Nehmen wir bloss den mehr oder weniger geschlossenen Siedelungskomplex, so erhalten wir eine Fläche von ca. 627 ha. Da die Einwohnerzahl ausserhalb dieser Siedelungszone nur wenige hundert hat, so ergibt sich für den geschlossenen Siedelungsraum der Stadt eine ungefähre Bevölkerungsdichte von 100 Einwohnern pro ha.

Die *B e h a u s u n g s z i f f e r* steht bei 64,759 Einwohnern und 5496 Häusern auf 12,1, d. h. also, dass in unserer Gemeinde auf ein Haus rund 12 Einwohner entfallen (Basel 11,32). Diese Zahl ist erfreulich niedrig. Wir erkennen daraus, dass St. Gallen im allgemeinen keine überfüllten Wohnhäuser aufweist. Grosse Mietskasernen und überfüllte Arbeiterquartiere fehlen.

Nach Stadtkreisen geordnet ergaben sich auf Ende 1928 folgende Behausungsziffern:

	Wohnhäuser- zahl	Wohnungen	Einwohner- zahl	Behausungs- ziffer
Kreis C	2950	9,092	34,156	12,5
Kreis O	1378	4,434	17,117	12,4
Kreis W	1168	3,473	13,486	11,5
Gross-St. Gallen	5496	16,999	64,759	12,1

Die höchste Einwohnerzahl pro Haus weist der Kreis Centrum auf (12,5 Einwohner). Ihm folgen der Kreis Ost mit 12,4 und der Kreis West mit 11,5 Einwohnern. Der Vergleich der Bevölkerungszahlen des Stadtteils Centrum mit den Kreisen Ost und West erzeugt also nur ganz geringe Unterschiede.

Die Zahl der Wohnungen, unter denen die 4-Zimmerwohnungen vorherrschen, beträgt 16,999. Verrechnet auf die Einwohnerzahl ergeben sich pro Wohnung 3—4 Einwohner.

Aus all den statistischen Angaben über Bevölkerungszahl, Wohndichte, Hausbewohnerzahl, gewinnt man zusammen mit den morphologischen und physiologischen Verhältnissen ein lebendiges Bild der Gesamtsiedelung. Allgemein lässt sich auch erkennen, dass heute die Bevölkerungsverteilung eine andere ist als in früheren Jahrhunderten. Während aus Schutzgründen und durch hemmende Bauvorschriften die Bauten sich einst eng zusammenschlossen, gewahren wir heute das Bild der Auflockerung und der Dezentralisation in der Bevölkerungsverteilung; dies als Folge grösserer Freiheiten, anderer Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse und auch anderer Auffassungen.

Abschliessend ein Urteil über einige Wesenszüge der stadtst. gallischen Bevölkerung:

Ihr ist eigen eine hohe geistige Regsamkeit; insbesondere auf dem Gebiete des Handels und der Industrie leistete die Stadt seit altersher Grosses. Eine tüchtige, regsame Kaufmannschaft, die vielfach durch Aufenthalt in fremden Ländern, vor allem in England, Frankreich und Amerika, ihren Blick geweitet hat, bildet einen wertvollen Kern der St. Galler Bevölkerung. St. Gallen hat wohl deswegen etwas Weltstädtisches. — Ein tüchtiger Gewerbestand fehlt nicht. Zu allen Zeiten brachte die städtische Bevölkerung viele Opfer, vorab für Bildungsanstalten, für Wissenschaft und Kunst. Wie wir im geschichtlichen Teil dargestellt haben, gingen auch namhafte Künstler und Gelehrte aus dem Kloster und der Gallusstadt hervor. Seit den Tagen, da die Abtei und die Stadt miteinander in Zwist gerieten, war viel Kampf. Auch heute fehlt es daran, zumal im politischen Leben, nicht. Doch sei es zur Ehre der St. Galler gesagt, dass sie sich über mancherlei Streitigkeiten stets wieder finden zur Lösung grosser und gemeinsamer Aufgaben.

11. Zusammenfassung.

Ueerblicken wir zum Schluss die geographischen Verhältnisse unserer Stadt, so kommen wir zu folgenden Ergebnissen:

Der Grund zur Siedelung St. Gallen wurde zu Anfang des 7. Jahrhunderts durch den irischen Glaubensboten Gallus gelegt. Nach dessen Tod entstand an Stelle der Galluszelle ums Jahr 720 ein Kloster und Wallfahrtsort. Das Stift entwickelte sich bald zu einer blühenden, hochangesehenen Kulturstädte.

Um das Kloster entstand erst ein Weiler, daraus ein Dorf, und mit der Zeit ein Markort. In der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts wurden aus Schutzgründen Mauern und Gräben um die Siedelung gelegt. Zu Ende des 12. Jahrhunderts besass der Ort wohl Stadtrecht. Von mehreren Bränden heimgesucht, erfolgte nach 1418 der Aufbau der Stadt in seiner heute noch deutlich erkennbaren Gliederung: Kloster, Oberstadt und Unterstadt.

Mit der Erstarkung der Siedelung durch allerhand Bündnisse, Privilegien und ein blühendes Leinwandgewerbe wuchs das Streben nach Selbständigkeit und Befreiung von der Abtei. 1457 führten diese Bestrebungen nach vielen Streitigkeiten und Kämpfen zum Ziele. Doch gelang es der Stadt nicht, ein ausgedehnteres Hinterland zu gewinnen. — Das mittelalterliche Ortsbild, das sich bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts erhielt, zeigte festungsartigen, geschlossenen Charakter. Dieser wurde in der Neuzeit preisgegeben. Mauern, Tore und Türme fielen der fortschreitenden Entwicklung zum Opfer.

Einen regen Aufschwung erlebte die Stadt vor allem seit dem Aufblühen der Stickerei, sowie nach dem Bau guter, neuzeitlicher Strassen und dem Aufkommen der Eisenbahn. — Industrie und Verkehr verursachten eine ansehnliche Vergrösserung der Siedelung, die heute in offener Ueberbauung nicht nur den Talgrund, sondern auch die nördlichen und südlichen Berghänge überdeckt. Hand in Hand mit dieser Entwicklung, die 1918 zur Verschmelzung der Stadtgemeinde mit den Vorortgemeinden Tablat und Straubenzell führte, stieg auch die Bevölkerungszahl. Diese erreichte 1912 mit 77,590 Einwohnern für alle drei Gemeinden das Maximum. Seither ist durch den Niedergang der Stickerei, der namentlich von 1921 an einsetzte, die Bevölkerungszahl auf rund 65,000 Einwohner zurückgegangen.

Von bestimmendem Einfluss auf die Gestalt und Entwicklung der Siedelung erwiesen sich die natürlichen Faktoren. Bodenmaterial und Bodenform, Klima und Gewässer haben der Landschaft manche Eigenschaften aufgezwungen. Der Bodenuntergrund unserer Gegend besteht aus tertiären und quartären Ablagerungen. Im wesentlichen bestehen die Aufschüttungen aus Sandstein, Nagelfluh, Mergeln und fruchtbarem, glazialen Schutt. Infolge tektonischer Vorgänge, dann aber

durch die Wirkung von Flüssen und Gletschern, weist unser Gebiet einen reichen Formenschatz auf. Längs- und Quertäler, die z. T. ausgeprägte verkehrsfeindliche Tobel darstellen, bilden wichtige Formenelemente. Dazu gesellen sich ansehnliche Höhenzüge mit z. T. tertiären Hängen in reicher Zahl. St. Gallen liegt morphologisch in dem Uebergangsgebiet von den Alpen zum Mittelland.

Infolge der Lage verschiedener Höhenzüge ist der Nord-Süd-Verkehr gehemmt. Freier ist der Verkehr in Südwest-Nordost-Richtung. Doch bilden verschiedene Tobel hier bedeutsame Schwierigkeiten.

Das Klima St. Gallens wird massgebend beeinflusst durch die Höhenlage, sowie die Bodenformen. Reiche Niederschläge und tiefe Temperaturen sind die Folge der ansehnlichen Höhenlage. Dass die Kulturen sich den klimatischen Verhältnissen anpassen, ist klar. Wälder, Wiesen und Weiden sind die vorherrschenden Kulturen, währenddem Reben und Aecker fehlen.

Die vielen Niederschläge zeitigten die Entstehung zahlreicher Bäche und Flüsse, die z. T. als Wasserkraftlieferanten dem Menschen nützlich sind.

Nicht zuletzt sind das Klima und die einseitige Einstellung der Bodenkultur die Ursache, dass unsere Bevölkerung in emsiger Arbeit sich seit Jahrhunderten industrieller Betätigung zuwandte. Mögen die Ausdauer und der unablässige Fleiss unserem Volk wieder gedeihlichere Verhältnisse bringen, als sie der Gegenwart beschieden sind.

12. Literaturverzeichnis.

1. Alder Otto: Schweizer Stickereien und St. Galler Spitzen. Revue der Schweizer Bundesbahnen. Auslandsausgabe 1929.
2. Allenspach J.: Der Grundbuchübersichtsplan der Stadt St. Gallen. St. Gallen 1925.
3. Ammann H.: Die schweizerische Kleinstadt in der mittelalterlichen Wirtschaft. Aarau 1928.
4. Ammann H.: Die Wirtschaftsstellung St. Gallens im Mittelalter. St. Gallen 1928.
5. Ammann H.: Die Diesbach-Watt-Gesellschaft. St. Gallen 1928.
6. Ammann H.: Die Zurzacher Messen im Mittelalter. Aarau 1923.
7. Appenzeller Strassenbahngesellschaft. 41. Rechenschaftsbericht. St. Gallen 1929.
8. Arealstatistik der Schweiz. (1923—24.) Bern 1925.
9. Bächler E.: Die prähistorische Kulturstätte in der Wildkirchli-Ebenalp-höhle. Bericht der Schweizer. Naturforsch. Ges. 1906.
10. Bächler E.: Das Wildkirchli. Verein für Geschichte des Bodensees. 1912.
11. Bächler E.: Die Tierwelt St. Gallens. St. Galler Heimatkunde. 1916.
12. Bauordnung der Stadt St. Gallen vom 27. Februar 1923.
13. Bauvorschriften für die westliche Häuserreihe an der Augustinergasse vom 9. Juli 1810; 27. November 1873 und 19. Dezember 1900.
14. Bauvorschriften betreffend die Erhöhung der östlichen Häuserreihe an der Schwertgasse. 17. Mai 1888 und 19. Dezember 1900.
- 14a. Beerli Hans: Industrie und Handel des Kantons St. Gallen. St. Gallen 1901—10; 1919.
15. Berichte des Kaufmännischen Directoriums über Handel, Industrie und Geldverhältnisse des Kantons St. Gallen. 1872—1928.
16. Bevölkerungstabelle des Kantons St. Gallen. Eidgen. Volkszählung 1920. St. Gallische Staatskanzlei.
17. Bick P.: Zur Anthropogeographie des Goldachtales. St. Gallen 1928.
18. Biermann Ch.: Situation et Site de Lausanne. Neuenburg 1916.
19. Biermann Ch.: Geographie des villes Suisses. 44. Jahrbuch des Schweiz. Gymnasiallehrervereins. Aarau 1916.
20. Bobeck H.: Innsbruck. Stuttgart 1928.
21. Brühlmann Dr.: Das Bankwesen der Stadt St. Gallen. Führer durch die Stadt St. Gallen. Herausgegeben vom Verkehrsverein. St. Gallen 1927.
22. Denkschrift über die Eisenbahnverbindung Romanshorn-St. Gallen-Wattwil-Uznach. St. Gallen 1911.
23. Die Baudenkmäler der Stadt St. Gallen. St. Gallen 1922.
24. Die Landwirtschaft im Kanton St. Gallen. Festschrift. St. Gallen 1907.
25. Ehrenzeller W.: Von überseeischen Verbündeten St. Gallens. St. Galler Schreibmappe 1928.
26. Ehrenzeller W.: Die Gesellschaft zum Notenstein. St. Galler Schreibmappe 1929.
27. Ehrenzeller W.: Alt- und Neu-St. Gallen. St. Galler Schreibmappe 1918.
28. Ehrenzeller W.: Abschnitt über die Gesellschaft zum Notenstein in Faszikel 42, S. 130 im Historischen Lexikon der Schweiz.
29. Ehrenzeller W.: Studien zur ältern Geschichte der Stadt St. Gallen. Vortrag gehalten im Historischen Verein. Winter 1928—29.
30. Fäh Ad.: Die Kathedrale in St. Gallen. St. Gallen 1910.
31. Falkner Ch.: Das Diluvium. St. Galler Heimatkunde. 1916.
32. Falkner Ch. und Ludwig A.: Beiträge zur Geologie der Umgebung von St. Gallen. Jahrbuch der St. Gall. Naturwissenschaftl. Ges. 1901—02 und 1902—03.

33. Falkner Ch.: Die südlichen Rheingletscherzungen von St. Gallen bis Aadorf. St. Gallen 1909.
34. Fässler O.: Der Freudenberg. St. Galler Schreibmappe 1929.
35. Felder Gottlieb.: Die Stadt St. Gallen und ihre Umgebung. (Heimatkunde der Stadt St. Gallen.)
36. Geisler W.: Die deutsche Stadt. Stuttgart 1924.
37. Geisler W.: Die Großstadtsiedelung Danzig. Danzig 1928.
38. Geisler W.: Beiträge zur Städtegeographie. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde (Nr. 8—10). Berlin 1920.
39. Geographisches Lexikon der Schweiz. Neuenburg 1902—08.
40. Geschäftsbericht des Verwaltungsrates der Drahtseilbahn St. Gallen-Mühleck für das Jahr 1928. St. Gallen 1929.
41. Geschäftsbericht und Rechnung der Verwaltung der technischen Betriebe der Stadt St. Gallen über das Amtsjahr 1928. St. Gallen 1929.
42. Girardin P.: Fribourg et son site géographique. Bulletin de la Société Neuchâteloise de géographie. Bd. XX 1909.
43. Girardin P.: Rôles des conditions topographiques dans le développement des villes Suisses. Genf 1911.
44. Gmür M.: Die verfassungsgeschichtliche Entwicklung der Stadt St. Gallen bis zum Jahre 1457. Historischer Verein 1900.
45. Gonzenbach W. E.: Verzeichnis der Häuser der Stadt St. Gallen und Umgebung um das Jahr 1470. Beiträge zur vaterländischen Gesch. St. Gallen 1869.
46. Gradmann Rob.: Die vier städtischen Siedelungen des Königreichs Württemberg. Stuttgart 1914.
47. Gutzwiller A.: 14. Lieferung der Beiträge zur geologischen Karte der Schweiz. 1877. (Mit geolog. Karte Bl. IX 1 : 100,000.)
- 47a. Haltmeyer M.: Beschreibung der eidg. Stadt St. Gallen. St. Gallen 1683.
48. Hartmann G. L.: Geschichte der Stadt St. Gallen. St. Gallen 1818.
49. Hassert K.: Allgemeine Verkehrsgeographie. Berlin 1913.
50. Hassinger H.: Ueber Aufgaben der Städtekunde. Petermanns Mitteilg. Heft 5 (1910).
51. Hassinger H.: Beiträge zur Siedelungs- und Verkehrsgeographie von Wien. Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft Wien.
52. Hassinger H.: Die Städte geographisch betrachtet. Natur und Geisteswelt. Bd. 163.
53. Hassinger H.: Basel. Ein geographisches Städtebild. Breslau 1927.
54. Helbock Ad.: Die Bevölkerung der Stadt Bregenz am Bodensee vom 14.—18. Jahrhundert. Innsbruck 1918.
55. Historische Notizen über die Stadt St. Gallen. Herausgegeben von der Stadtkanzlei 1928.
56. Hotz R.: Basels Lage und ihr Einfluss auf die Entwicklung der Stadt. Basel 1894.
57. Kaufmann F. J.: Untersuchungen über die mittel- und ostschweizerische subalpine Molasse. Schweizer. Ges. für Naturwissenschaften. Bd. 17. (1860.)
58. Kessele E.: Die Jungmoränestadien in den Quertälern der st. gallisch-appenzellischen Molasse. St. Gallen 1926.
59. Kilchmann L. und Dick W.: Kanalisation der Stadt St. Gallen. St. Gallen 1918.
60. Krucker H.: Beobachtungen zum Klima von St. Gallen. St. Gallen 1928.
61. Kundert E.: Unser städtisches Vermessungswerk. Manuskript 1927.
62. Lorenz Jak.: Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in der schweizerischen Heimarbeit. Zürich 1911.
63. Ludwig A.: Die Molasse. St. Galler Heimatkunde 1916.
64. Ludwig A.: Aus dem ostschweizerischen Molassegebiet. Jahrbuch der Naturforsch. Ges. St. Gallen 1926.

65. Maurer, Billwiler und Hess: Klima der Schweiz. Frauenfeld 1909.
66. Motz Paul: Konstanz, seine bauliche und verkehrswirtschaftliche Entwicklung. Konstanz 1925.
67. Näf A.: Chronik der Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft St. Gallen. St. Gallen 1867.
68. Neff K.: Die Appenzeller Handstickerei-Industrie. Appenzell 1929.
69. Oberhummer Eug.: Der Stadtplan, seine Entwicklung und geographische Bedeutung. Berlin 1907.
70. Oesch Otto: Die Wasserwerke an der Steinach. St. Gallen 1928.
71. Penck A.: Die geographische Lage von Wien. Wien 1895.
72. Pfister Br.: Industrie und Handel St. Gallens. Führer durch St. Gallen. St. Gallen 1927.
73. Pfister Br.: Die Stickerei-Industrie im Jahre 1928. St. Galler Schreibmappe 1929.
74. Ratzel Fr.: Politische Geographie. Leipzig 1897.
75. Ratzel Fr.: Die Lage im Mittelpunkt des geographischen Unterrichts. Berlin 1900.
76. Ratzel Fr.: Ueber allgemeine Eigenschaften der geographischen Grenzen. Leipzig 1892.
- 76a. Reglement für den Wasserablauf aus dem Rüti- und Weniger-Weiher. St. Gallen 1888.
77. Rothenberger A.: Lage von St. Gallen und Umgebung. St. Galler Heimatkunde 1916.
78. Rüetschi G.: Witterungsgeschichtliches und Klimatologisches von St. Gallen. St. Gallen 1914.
79. Rüetschi G.: Das Klima von St. Gallen. St. Galler Heimatkunde 1916.
80. Rüetschi G.: Ueber die morphologischen Verhältnisse von St. Gallen und deren Einfluss auf die Kultur. St. Gallen 1928.
81. Saxer F.: Von unserer Steinach. St. Galler Schreibmappe 1927.
82. Saxer F.: Geologische Wirkungen des Sommers 1926. St. Galler Schreibmappe 1927.
83. St. Gallen. Führer durch die Stadt. Herausgegeben vom Verkehrsverein. St. Gallen 1927.
84. Schelling A.: Urkundenbuch zur st. gallischen Handels- und Industriegeschichte. St. Gallen 1922 und 1923.
85. Schelling A.: Die kaufmännische Botenanstalt St. Gallen - Nürnberg. St. Gallen 1919.
86. Schiess Tr.: Die St. Galler Leinwand-Industrie. St. Galler Heimatkunde 1916.
87. Schiess Tr.: Die St. Galler Leinwand-Industrie. St. Galler Schreibmappe 1917.
88. Schiess Tr.: Geschichte der Stadt St. Gallen. St. Galler Heimatkunde 1916.
89. Schiess Tr.: St. Gallen vor 500 Jahren. St. Galler Schreibmappe 1919.
90. Schlatter S.: Unsere Heimstätten, wie sie waren und wurden. St. Gallen 1909.
91. Schlatter S.: Das Stadtbild St. Gallens. St. Galler Heimatkunde 1916.
- 91a. Schlatter S.: Aus der guten alten Zeit St. Gallens. St. Galler Schreibmappe 1912.
92. Schlatter Th.: Die Wasserversorgung von St. Gallen in ihrem heutigen Zustande. St. Gallen 1877.
93. Schlatter Th.: Die Einführung der Kulturpflanzen in den Kantonen St. Gallen und Appenzell. St. Gallen 1891—92.
94. Schlatter Th.: Die Blütenpflanzen St. Gallens. St. Galler Heimatkunde 1916.
95. Schlütter O.: Bemerkungen zur Siedlungsgeographie. Geographische Zeitschrift 1899.

96. Schlütter O.: Ueber den Grundriss deutscher Städte. Zeitschrift für Erdkunde. Berlin 1899.
97. Schmidt P.: Die schweizerischen Industrien im internationalen Konkurrenzkampf. Zürich 1920.
98. Schwarz A.: Schweizerischer statistischer Taschenkalender. Bern 1929.
99. Schwerz Fr.: Der Menschenschlag von St. Gallen und Umgebung in den verschiedenen Zeiten. St. Galler Heimatkunde 1916.
100. Schweizerische Bundesbahnen. Statistische Tabellen 1928.
101. Singer S.: Die Dichterschule von St. Gallen. Leipzig 1922.
102. Statistisches Jahrbuch der Schweiz pro 1928.
103. Städtische Geschäftsberichte (bis 1928).
- 103a. Vadian (Joachim von Watt). Deutsche historische Schriften, herausgegeben von E. Götzinger.
104. Von Arx: Geschichte der Stadt St. Gallen. 1810, 1811 und 1813.
105. Vosseler P.: Die Schweizerstadt. Schweizergeographie. Bern 1927.
106. Walser Herm.: Stand und Aufgabe der Siedelungsgeographie der Schweiz. Aarau 1910.
107. Walther P.: Zur Geographie der Stadt Zürich. Zürich 1927.
108. Wanner Steph.: Untersuchungen über die Wärmeverhältnisse von Altstätten, St. Gallen, Trogen und Gäbris für die Jahre 1864—75.
109. Wartmann H.: Die geschichtliche Entwicklung des Kantons St. Gallen bis zu seinem Bunde mit der Eidgenossenschaft. Archiv für Schweizergeschichte 1868, Bd. 16.
110. Wartmann H.: Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen. Zürich 1863 (—1913).
111. Wartmann H.: Industrie und Handel im Kanton St. Gallen in geschichtlicher Darstellung. St. Gallen 1875, 1887 und 1897.
112. Wartmann B.: Beschreibung der Stadt St. Gallen. Manuskript (ohne Jahr).
113. Weissenbach Ph.: Das Eisenbahnwesen der Schweiz. Zürich 1917.
114. Wever E.: Das Stadtbild von Stuttgart. Ein siedelungsgeographischer Versuch. 1924.
115. Wiget G.: Anmerkungen zu den drei Ausschnitten aus der Geschichte der Stadt St. Gallen im Fünftklass-Lesebuch. Amtl. Schulblatt des Kantons St. Gallen. 1928.
116. Wirth O.: Stadt und Landschaft Schaffhausen. Zürich 1918.
117. Wolfender E.: Die geographische Lage einiger Schweizerstädte. Schweizergeographie Nr. 4 und 5. 1925.
118. Zeller A.: Beiträge zur Statistik der Landwirtschaft im Kanton St. Gallen. Rorschach 1928.

Karten.

Für die vorliegende Arbeit wurden die Siegfriedkarte (Maßstab 1 : 25,000), die Dufourkarte (1 : 100,000), sowie verschiedene neuere und ältere Stadtpläne benützt.

Bilder.

Die Abbildungen Nr. 3, 4, 9, 10, 11, 12, 13, 23 und 24 stammen aus dem prächtigen Werke: Die Baudenkmäler der Stadt St. Gallen. (Verlag der Fehr'schen Buchhandlung. St. Gallen 1922.) Die Clichés wurden dem Verfasser von der Fehr'schen Buchhandlung in sehr entgegenkommender Weise zur Verfügung gestellt. Dem gleichen Verlag verdankt der Verfasser die Abbildungen 2, 38 und 39, die dem grundlegenden und hochverdienten heimatkundlichen Werke von G. Felder: Die Stadt St. Gallen und ihre Umgebung, entnommen wurden.